

Österreichische Zeitschrift für Volkskunde

Gegründet 1895

Im Auftrag des Vereins für Volkskunde herausgegeben von
Timo Heimerdinger, Konrad Köstlin, Johanna Rolshoven,
Margot Schindler, Brigitta Schmidt-Lauber

Redaktion

Abhandlungen, Mitteilungen und Chronik der Volkskunde

Birgit Jöhler

Literatur der Volkskunde

Herbert Nikitsch, Johann Verhovsek



Neue Serie Band LXVIII

Gesamtserie Band 117

Wien 2014

im Selbstverlag des Vereins für Volkskunde

Gedruckt mit Unterstützung von

Land Burgenland

Land Kärnten

Land Niederösterreich

Land Oberösterreich

Land Steiermark

Land Tirol

Land Vorarlberg



Eigentümer, Herausgeber und Verleger

Verein für Volkskunde, Laudongasse 15–19, 1080 Wien

www.volkskundemuseum.at, verein@volkskundemuseum.at

Satz: Lisa Ifsits, Wien

Druck: Novographic, Wien

AUISSN 0029-9668

Jahresinhaltsverzeichnis 2014

Abhandlungen

- 3 *Anna Eckert, Brigitta Schmidt-Lauber, Georg Wolfmayr*, Mittelstadtmarketing. Zur Produktion einer Stadt als Ort
- 29 *Kaspar Maase*, »Lebensneugier« und die »magische Kraft« der Kunst. Anmerkungen zur Populärkulturforschung in der Volkskunde und Post-Volkskunde
- 51 *Martin Scharfe*, Das Antlitz der Andacht. Zum Bedeutungswandel der religiösen Szene: Gebärde und Manier
- 203 *Gilles Reckinger*, Jenseits des Alarmismus. Lampedusa und die Notwendigkeit eingreifender Wissenschaft

Mitteilungen

- 93 *Jens Wietschorke*, Neun Sterne für Warschau: Das Generalgouvernement im Baedeker
- 107 *Herbert Nikitsch*, Handschrift und Tagebuch. Bemerkungen zum (auto)biographischen Erinnern
- 229 *Jochen Bonz*, Im Medium des Panoramas verliert sich der »lange Blick« in Sehlust. Symposium »Vom Zankapfel zum Publikumsmagnet? Drei Jahre Tirol Panorama mit Kaiserjägermuseum«, am 11. März 2014, Tirol Panorama, Innsbruck
- 237 *Bernhard Tschofen*, Modo panoramico? Das Tirol Panorama am Innsbrucker Bergisel – Mutmaßungen über die Medienimmanenz des Affirmativen
- 255 *Ansgar Reiß*, Zwischen Denkmal und Panorama. Der Ort des Kaiserjägermuseums in der Museumslandschaft

neuerDings

- 269 40 Jahre Playmobil – 40 Jahre Geschlechterstereotype? (*Kathrin Pallestrang*)
- 275 Heilwasserflaschen und ihre Mehrwegnutzung im 18. Jahrhundert. Eine »Zeitzeugin« in Wien erzählt aus ihrer bewegten Vergangenheit (*Patrick Schlarb*)

Chronik der Volkskunde

- 117 Jahresbericht Verein für Volkskunde und Österreichisches Museum für Volkskunde 2013 (*Matthias Beitzl*)
- 124 1930–1950. Volkskunde – Museum – Stadt (*Johann Verhovek*)
- 130 Kulturelles Erbe in der Cloud (*Patric Moreno*)
- 135 »Sammeln in der Gegenwart – Gestalten für die Zukunft« (*Birgit Johler*)
- 140 Materialisierung von Kultur. Diskurse Dinge Praktiken. 39. Kongress der dvg (*Elisabeth Kosnik*)
- 143 Circulation – 11. Internationaler Kongress der Société Internationale d’Ethnologie et de Folklore (SIEF) (*Ana Rogojanu*)
- 148 Bjarne Stoklund 1928–2013 (*Konrad Köstlin*)
- 151 Koloniales Wissen und das »Experiment Metropole«. Eine Ausstellungenkritik (*Jens Wietschorke*)
- 289 Bericht zur 3. Tagung der Kommission Kulturen populärer Unterhaltung und Vergnügung (KPUV) in der dgv: Erschaffen, Erleben, Erinnern. Fankulturen als Akteure populärer Unterhaltung und Vergnügung (*Nina Szogs*)
- 293 (Einladung zur) Kulturdebatte (*Johanna Rolshoven*)
- 300 »Erzählen über Katastrophen«. 8. Tagung der Kommission für Erzählforschung in der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde (*Anna Jank*)
- 306 Jahresmitgliederversammlung des Vereins netzwerk mode textil e.V. mit Begleitprogramm (*Kathrin Pallestrang*)
- 310 Wo liegt die Zukunft der ethnographischen Museen? Bericht über eine Diskussionsveranstaltung im Weltmuseum Wien (*Claudia Peschel-Wacha*)
- 313 Maria Lackner-Kundegraber 1924–2014 (*Roswitha Ora  -Stipberger*)
-

Literatur der Volkskunde

- 165 Ute Frietsch, Jörg Rogge (Hg.):   ber die Praxis des kulturwissenschaftlichen Arbeitens (*Jens Wietschorke*)
- 168 Moritz Ege: »Ein Proll mit Klasse«. Mode, Popkultur und soziale Ungleichheiten unter jungen Männern in Berlin (*Tobias Neuburger*)

- 174 Antje Senarcens de Grancy (Hg.): Identität, Politik,
Architektur (*Johann Verhousek*)
- 180 Akira Iriye, Jürgen Osterhammel (Hg.): Geschichte der Welt
1945 bis heute (*Dieter Kramer*)
- 183 Gilles Reckinger: Lampedusa. Begegnungen am Rande Europas
(*Robin Klengel*)
- 321 Christian Marchetti: Balkanexpedition. Die Kriegserfahrung der
österreichischen Volkskunde – eine historisch-ethnographische
Erkundung (*Magdalena Puchberger*)
- 325 Thomas Antonietti (Hg.): Nahe Ferne. Ein Jahrhundert
Ethnologie im Wallis (*Konrad J. Kuhn*)
- 330 Andrea Euler (Red.): Keramik aus St. Peter bei Freistadt
(*Claudia Peschel-Wacha*)
- 333 Akira Iriye, Jürgen Osterhammel (Hg.): Geschichte der Welt,
Bd. 3: Weltreiche und Weltmeere 1350–1750 (*Dieter Kramer*)
- 336 Jana Nosková, Jana Čermáková (Hg.): »Ich hatte eine sehr
schöne Kindheit.« Erinnerungen von Brünner Deutschen an ihre
Kindheit und Jugend in den 1920er–1940er Jahren
(*Lubica Vlanská*)
- 339 Roland Tusch: Wächterhäuser an der Semmeringbahn: Haus –
Infrastruktur – Landschaft (*Peter Strasser*)
- 342 Buchanzeige: Nils-Arvid Bringéus: Carl Wilhelm von Sydow.
A Swedish Pioneer in Folklore (*Konrad Köstlin*)
- 345 Buchanzeige: Mella Waldstein, Ulrike Vitovec (Red.):
Das Weinviertel. Mehr als eine Idylle (*Herbert Nikitsch*)
-
- 189 Eingelangte Literatur (*Hermann Hummer*)
- 348 Eingelangte Literatur (*Hermann Hummer*)
- 196 Internationale Zeitschriftenschau (*Hermann Hummer*)
- 363 Internationale Zeitschriftenschau (*Hermann Hummer*)
- 198 Verzeichnis der Autorinnen und Autoren
- 366 Verzeichnis der Autorinnen und Autoren
- 200 Impressum
- 368 Impressum

Abhandlungen





Mittelstadtmarketing.

Zur Produktion einer Stadt als Ort¹

Anna Eckert, Brigitta Schmidt-Lauber, Georg Wolfmayr

Nicht nur Großstädte sehen sich einer verstärkten Städtekonkurrenz ausgesetzt, auch Regierungen kleinerer Städte suchen diese im Städte Wettbewerb zu positionieren. Doch während Großstädte und Metropolen hierfür auf eine große Dichte an Bildern und Narrativen setzen können und in ihrer kulturellen, politischen und medialen Präsenz »Stadt« schlechthin zu repräsentieren scheinen, sind kleinere Städte auf Karten relevanter Orte selten überhaupt abgebildet. Der Beitrag fokussiert das dieser Positionierung entgegentretende *place making* als Stadtmarketingstrategie am Beispiel zweier Mittelstädte: Wels in Oberösterreich und Hildesheim in Niedersachsen. Damit wird eine Spezifik der jeweiligen Stadt als Ort produziert und vermarktet. Die Marketinggesellschaften dieser Städte orientieren sich dabei entweder an der Großstadt als Norm oder grenzen sich als bessere Alternative von dieser ab.

Nicht alles urbane Leben spielt sich in der Großstadt ab, wo auch längst nicht die Mehrheit der Europäerinnen und Europäer lebt.² Dennoch wird »Stadt« in der Alltagssprache und in den Medien vielfach mit Großstadt gleichgesetzt, und auch die interdisziplinäre Stadtforschung konzentriert sich maßgeblich auf gesellschaftliche und urbane Entwicklungen in Großstädten, Metropolen oder Megacities. Andere

- 1 Wir danken den Gesprächspartnerinnen und -partnern aus dem Stadtmarketing sowie den Bewohnerinnen und Bewohnern von Wels und Hildesheim für ihre Ausführungen und Einblicke, den gutachtenden Personen für ihre aufmerksame Lektüre und Anregungen sowie Laura Gozzer für die Unterstützung bei der Finalisierung dieses Beitrags.
- 2 Aufgrund sehr unterschiedlicher Definitionen von Städten bezüglich ihrer Einwohnerzahl und Funktion variieren die Städtetypologien und ihre jeweiligen Anteile an der Gesamtbevölkerung. Im Ergebnis liegen für die EU nach Auskunft des Europa-Büros des Deutschen Städte- und Gemeindebundes (25.6.2014) lediglich Schätzungen vor. Alle Stadttypen differenzierenden Einschätzungen kommen indes zu dem Ergebnis, dass der Großteil der Bewohnerinnen und Bewohner in mittleren und kleineren Städten lebt.

Kategorien des Städtischen wie kleinere Städte, schrumpfende Städte, Zwischenstädte oder Metropolregionen sowie Dynamiken in der Suburbia scheinen allenfalls in Referenz zur Norm Großstadt reflektiert zu werden. Mit Mark Jayne u.a. (2010) fordern wir deshalb, kleinere Städte zu untersuchen und deren Rolle in urbanen Transformationsprozessen zu beleuchten:

»A key goal for future research must therefore be to continue to explore the manifold ways in which small cities are positioned and function within a worldwide system of economic competition and cooperation via cultural production, consumption and cultural policy; to research how this is related to vernacular creativity; and to investigate the contradictions of everyday life that shape and reshape understandings of places and cultures.«³

Dem Großstadt-Bias Einblicke in andere urbane Lebenswelten gegenüberzustellen und konkret nach den Alltagen von Menschen in Mittelstädten zu fragen, ist das Ziel des seit 2011 am Institut für Europäische Ethnologie der Universität Wien laufenden Forschungsprojektes »Middletown Urbanities«, das Wels in Oberösterreich und Hildesheim in Niedersachsen ethnographisch erforscht und dem Alltagsleben in diesen Orten nachspürt.⁴ Den Untersuchungsgegenstand bilden »Mittelstädte«, also Städte, die symbolisch und materiell zwischen Großstadt und Kleinstadt positioniert sind, Städte von relativ geringer Streukraft und Bekanntheit und die auch politisch-administrativ *second cities* einer Region bzw. eines Bundeslandes sind.⁵

- 3 Mark Jayne u.a.: The Cultural Economy of Small Cities. In: Geography Compass 4, 9, 2010, S. 1408–1417, hier S. 1414.
- 4 Das Forschungsprojekt (www.middletownurbanities.com), das zwei Mittelstädte in Österreich und Deutschland kulturwissenschaftlich-ethnographisch erforscht, wird vom Fonds zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung (FWF) gefördert. Dabei wird gefragt, wie und nach welchen Logiken das Alltagsleben in diesen Städten organisiert ist. Welche Selbstverständlichkeiten und Kennzeichen, welche Umgangsformen und Rhythmen weist es auf? Und wie erleben und erzählen die Bewohnerinnen und Bewohner ihre Stadt?
- 5 Zum Begriff Mittelstadt siehe Brigitta Schmidt-Lauber: Urbanes Leben in der Mittelstadt: Kulturwissenschaftliche Annäherungen an ein interdisziplinäres Forschungsfeld. In: Dies. (Hg.): Mittelstadt. Urbanes Leben jenseits der Metropole. Frankfurt a. M. 2010, S. 11–36, siehe auch <http://www.univie.ac.at/middletownurbanities/begriffliches/>. In Deutschland bildet die »Mittelstadt« sogar eine offizielle Kategorie der Administration.

In Forschungen zeigte sich, dass die Darstellungen vieler Ortsansässiger von ihrer Stadt in kleineren und mittleren Städten auffallend wertend getönt sind.⁶ Dies manifestiert sich entweder in Abwertungen oder in Verteidigungen der eigenen Stadt, in jedem Fall handelt es sich selten um neutrale Deskriptionen.⁷ In Wels und Hildesheim begegneten uns auch häufig Inbezugsetzungen zu anderen Städten und Stadttypen wie Kleinstadt und Metropole. Schon daraus zeigt sich, dass (Mittel-)Stadt nur als relationales Gebilde zu fassen ist. Anders als in der Großstadt, deren Bewohnerinnen und Bewohner sich weitgehend selbst zu genügen scheinen oder ihre Stadt allenfalls in internationale Vergleiche einordnen – Berlinerinnen und Berliner rekurrieren zur präzisierenden Beschreibung der eigenen Stadt kaum auf Städte wie Tübingen, Flensburg oder Braunschweig, sondern vielmehr auf Metropolen wie Paris, New York oder Wien –, sind andere Städte des jeweiligen (Bundes-)Landes häufige Referenzpunkte bei der Charakterisierung von Mittelstädten. Dabei handelt es sich nicht nur um individuelle, etwa biographisch zu erklärende Bezüge. Auch Stadtregierungen sehen Städte heute in einem starken Bezug zu anderen Städten und haben die Stadt, die sie vertreten, in einer wachsenden Städtekonkurrenz zu behaupten. Dies manifestiert sich nicht zuletzt in einem professionellen Marketing, auf das Stadtregierungen setzen. Eigene Stadtmarketingabteilungen positionieren die jeweilige Stadt im Feld der Städte und konkurrieren um Unternehmensansiedlungen und Investitionen, Einwohnerinnen und Einwohner sowie Besucherinnen und Besucher.

Verschiedene Instanzen wirken mit, ein kohärentes Image und einen eingängigen Slogan für eine Stadt zu prägen (wie zum Beispiel: »Hamburg – Tor zur Welt«, »München mag Dich«, »Wien – Jetzt oder nie«), Werbekampagnen durchzuführen und über Hochglanzbroschüren sowie Homepages die Einzigartigkeit einer Stadt gegenüber anderen Städten anzupreisen. Derartige Vermarktungsstrategien zeigen sich heutzutage

6 Vgl. Brigitta Schmidt-Lauber, Astrid Baerwolf (Hg.): Fokus Mittelstadt. Urbanes Leben in Göttingen – Ein Studienprojekt. Göttingen 2009.

7 Vgl. Georg Wolfmayr, Brigitta Schmidt-Lauber: »Hier ist nichts los«. Städtische Befindlichkeiten und Rankings in (einer Stadt wie) Wels. In: Ingo Schneider, Karl C. Berger, Margot Schindler (Hg.): Emotional turn?! Kulturwissenschaftlich-volkskundliche Zugänge zu Gefühlen/Gefühlswelten. Referate der 27. Österreichischen Volkskundetagung in Dornbirn 2013. Wien, im Druck.

nicht allein in Großstädten und Metropolen.⁸ Auch Regierungen kleinerer Städte sind längst in den Sog des Marketings und der Rankings gelangt und versuchen die jeweiligen Städte im Wettbewerb zu positionieren.⁹ Auf welche Weise und mit welchen Inhalten versucht wird, Städte als Orte innerhalb einer globalen Ökonomie zu positionieren, untersuchen wir in diesem Beitrag anhand von Wels und Hildesheim. An ihrem Beispiel fragen wir, wie Stadtregierungen mit weniger Ressourcen und in vielfältigen Kontexten »unteren« Positionierungen mit den Veränderungen der Stadtlandschaft der letzten Jahrzehnte bzw. mit den neuen Anforderungen an Städte umgehen, nach welchen Logiken die Städte symbolisch und materiell hergestellt, vermarktet und beworben werden.¹⁰ Unsere Analyse basiert auf heterogenem Material wie Broschüren und Infomaterialien über Wels und Hildesheim, den jeweiligen Homepages sowie Interviews mit dem Geschäftsführer der Stadtmarketinggesellschaft in Hildesheim Lothar Meyer-Mertel und dem Projektleiter Standortmarketing in Wels (bis Ende 2013) Herwig Röck.¹¹

Hierarchisierung von Städten

Städte sind ganz unterschiedlichen Vergleichen und Kategorisierungen ausgesetzt. Es gibt unzählige Aspekte, nach denen Städte gemessen, in Bezüge zu anderen gesetzt und geordnet werden. Derartige (Fremd-)Positionierungen in Form von Rankings und Benchmarks erfolgen durch staatliche, nichtstaatliche, mediale und wissenschaftliche

8 Laut einer Erhebung der Industrie- und Handelskammer Niedersachsen verfolgten im Jahr 2012 bereits 76 Prozent von 87 befragten niedersächsischen Orten Stadtmarketingprojekte, sieben Prozent planen dies für die nächste Zeit (vgl. Vergleich 2007–2012 NIHK-Umfrage Stadt-/Citymarketing 2012, online unter: www.ihk-lueneburg.de/linkableblob/lgihk24/standortpolitik/downloads/2308324/.6./data/Vergleich_2007_2012_NIHK_Umfrage_Stadt_Citymarketing_2012-data.pdf, Zugriff: 26.03.2014).

9 Vgl. Daniel Habit: Mittelstädte, EU-Strukturpolitik und der Zwang zur Inszenierung. In: Brigitta Schmidt-Lauber (Hg.): Mittelstadt. Urbanes Leben jenseits der Metropole. Frankfurt a. M. 2010, S. 139–154.

10 Die Auswirkungen des Stadtmarketings auf die Vorstellungen und Handlungen der Bewohnerinnen und Bewohner stehen dagegen nicht im Fokus dieses Beitrags.

11 Trotz interner Differenzierung der Verantwortlichkeiten sprechen wir im Folgenden vereinfachend vom Hildesheimer bzw. Welser Stadtmarketing.



Abb. 1: Karte der *Alpha World Cities* 2008 nach dem Globalization and World Cities Research Network (GaWC)¹²

Institutionen.¹³ So etwa erfasst und kartiert das Globalization and World Cities Research Network *Alpha World Cities* als globale Knotenpunkte spezifischer Dienstleistungsunternehmen (siehe Abb. 1) und macht sie damit zu weltweit besonders wichtigen Orten.

Stadtregierungen werten diese Städterankings – wie Rankings überhaupt – dem Geographen McCann u.a. zufolge als Indikatoren und Belege für den »Erfolg« einer Stadt:

»All seek to position cities within a global frame. In some cases, the coordinates used to put cities in their (global) place are »aspirational«, highlighting certain characteristics or features that cities should exhibit: the tallest building, the most creative »types«, the most sustainable industries, the highest growth rates, or the most progressive social policies. In other cases, these metrics can be »disciplining«, highlighting absences that are defined as problematic: high crime rates, prevalent disease, large informal economies, »corruption«, fail-

12 Online unter: <http://www.lboro.ac.uk/gawc/world2008m.html>, Zugriff: 26.03.2014.

13 Vgl. Eugene McCann, Ananya Roy, Kevin Ward: *Assembling/Worlding Cities*. In: *Urban Geography* 34, 5, 2013, S. 581–589; Daniel Habit: *Regieren durch Wettbewerb. Zur Logik urbaner Wettbewerbsformationen*. In: Markus Tauschek (Hg.): *Kulturen des Wettbewerbs. Zur lebensweltlichen Relevanz kompetitiver Logiken*. Münster u.a. 2010, S. 153–172.

ing infrastructure, etc. These criteria are all evaluative and normative; they form the benchmarks against which cities are compared and judged. They construct powerful mental maps of the world of cities that, themselves, influence policy-making and city-making.«¹⁴

Ein zentraler Aspekt, an dem Unterschiede und Positionen festgemacht werden, ist die Stadtgröße im Sinne der amtlichen Einwohnerzahl. In Karten und Listen, durch Zeichen und Zuteilungen von Ressourcen werden Städte gemäß ihrer numerischen »Größe« verortet. Das Ergebnis dieser Reihung wird von der Stadtforschung wiederum zum Ausgangspunkt genommen und erneut materialisiert, indem in erster Linie Großstädte und Metropolen der nordwestlichen Hemisphäre untersucht werden und damit jene Städte, die sich am oberen Ende von Städtehierarchien und -rankings befinden. Diese Positionierungen forcieren ihrerseits Differenzen und Ungleichheiten zwischen Städten.¹⁵

Unternehmerische Stadt und kulturelle Ökonomie

Längst orientieren sich Stadtpolitiken am Wettbewerb, an Städtehierarchien und den damit verbundenen -rankings. Dies spiegelt den gesellschaftlichen, politischen und wissenschaftlichen Bedeutungsgewinn von Städten in den letzten Jahrzehnten. Den Prozess verstärkter Wettbewerbsorientierung, in dem sich Stadtregierungen strategisch neu ausrichten und konkurrieren, verstehen wir als Hinwendung zur *unternehmerischen Stadt*, zur *entrepreneurial city*,¹⁶ die sich in der Art und Weise artikuliert, wie Städte regiert und geführt werden. Dieser Regierungslogik zufolge ist die Stadt ein Unternehmen sowie ein kommodifiziertes Produkt, eine Marke, die evaluiert, positioniert und verkauft wird.¹⁷ Die

14 McCann et al. 2013 (wie Anm. 13), S. 581.

15 Vgl. Christof Parnreiter: Städte, Warenketten und die ungleiche Geographie der Weltwirtschaft. In: Bernd Belina, Norbert Gestring, Wolfgang Müller u.a. (Hg.): Urbane Differenzen. Disparitäten innerhalb und zwischen Städten. Münster 2011, S. 186–206.

16 Vgl. David Harvey: From Managerialism to Entrepreneurialism: The Transformation in Urban Governance in Late Capitalism. In: Geografiska Annaler. Series B, Human Geography 71, 1, 1989, S. 3–17.

17 Vgl. Stephen V. Ward: Selling Places. The Marketing and Promotion of Towns and Cities, 1850–2000. London, New York 1998.

unternehmerische Stadt verfügt über eine eigene Marketinggesellschaft mit einer verantwortlichen Geschäftsführung, eigenem Budget und spezifischer Wissensproduktion. Auch in Broschüren, Messeauftritten und auf Homepages der Stadtmarketings dominiert eine unternehmerische Sprache.

Eine besondere Rolle in der Produktion einer Stadt als Marke innerhalb von Städtehierarchien spielt heute die Arbeit an der sogenannten kulturellen Ökonomie von Städten, die der Geograph Allen J. Scott 1997 in seinem Aufsatz »The Cultural Economy of Cities« beschreibt. Im Zuge der Deindustrialisierung von Städten und der Entwicklung postfordistischer Produktionsweisen werden, so Scott, die Karten im globalen Städtewettbewerb über die Ausrichtung von Stadtpolitiken auf »Kultur« neu gemischt:

»In these senses, then, place, culture and economy are highly symbiotic with one another, and in modern capitalism this symbiosis is re-emerging in powerful new forms as expressed in the cultural economies of certain key cities. The more the specific cultural identities and economic order of these cities condense out on the landscape the more they come to enjoy monopoly powers of place (expressed in place-specific process and product configurations) that enhance their competitive advantages and provide their cultural-products industries with an edge in wider national and international markets.«¹⁸

Scott beobachtet eine enge Verzahnung zwischen Ökonomie und »Kultur«, die wiederum neue Raumkonstellationen hervorbringt, etwa »the emergence of a number of giant cities representing the flagships of a new global capitalist cultural economy«.¹⁹ »Kultur« stellt dabei ein zentrales, wenn nicht sogar *das* dominante Element von Konsum und kapitalistischer Produktion dar, das einen Vorteil im (Städte-)Wettbewerb um Unternehmen und urbane Eliten verspricht.²⁰ Der hier ins Spiel kommende Kulturbegriff setzt sich sowohl vom breiten kulturwissenschaftlichen als auch vom hochkulturell definierten Kulturverständnis ab, wiewohl er sich an beide Konzepte anlehnt. Er zielt auf kommodifizierbare

18 Allen J. Scott: The Cultural Economy of Cities. In: International Journal of Urban and Regional Research 21, 2, 1997, S. 323–339, hier S. 325.

19 Ebd., S. 324.

20 Vgl. ebd.; Sharon Zukin: The Cultures of Cities. Malden, Oxford 1995.

Merkmale der Stadt und beinhaltet damit ästhetische Qualitäten, atmosphärische Spezifika und Aspekte des Lebensstils.

Teil der Vermarktung ist, dass die so verstandene »Kultur« einer Stadt inszeniert und als Mittel eingesetzt wird, um ein kohärentes Bild der Stadt und Konstanz der Marke Stadt im unternehmerischen Sinne herzustellen.²¹ In dieser Produktion der Spezifik von Orten, der Verortung von räumlichen Qualitäten und der Homogenisierung der städtischen Bilder nimmt das Stadtmarketing eine zentrale Rolle ein. Es verfolgt das Ziel, Städte über eine kohärente Vision zu positionieren.

Diese Positionierungsstrategie lässt sich als *place making* fassen, also als soziale Produktion von Ort, hier der jeweiligen Stadt als Ort. Ort verstehen wir dabei als ausgehandelt und sozial produziert durch einen Prozess, an dem im städtischen Kontext verschiedene Akteurinnen und Akteure beteiligt sind.²² Trotz oder gerade aufgrund ihrer Relevanz im Alltag von und für Menschen können Orte auch strategisch mobilisiert werden,²³ so etwa durch die von uns analysierten Stadtmarketinggesellschaften. Dafür stellt das Marketing die Stadt als »Einheit« her und schafft einen Wahrnehmungsrahmen der Stadt als Ganzes durch gleichzeitige Verdichtung und Verkürzung von Eigenschaften und Qualitäten. Diese Selektion von marktgerechten Räumen und Milieus sagt etwas aus über gewollte städtische Bilder, Repräsentationen, Lebensstile und -räume sowie über das unerwünschte oder gar verdrängte »Andere«. Stadtmarketinggesellschaften greifen in ihrer Arbeit auf vorhandene Texturen der Stadt²⁴ zurück und schreiben diese weiter, indem sie ein Bild der Stadt verdichten und es als Spezifik inszenieren. Mit unserer Analyse des Stadtmarketings untersuchen wir die Herstellung von Stadtspezifität weniger als Ausdruck lokaler Eigenlogik im Gegensatz zu globaler Homogenisierung, sondern als aktiven Prozess der Schaffung und

21 Vgl. Zukin 1995 (wie Anm. 20).

22 Vgl. Doreen Massey: A global sense of place. In: *Marxism Today* 38, 6, 1991, S. 24–29.

23 Vgl. Bernd Belina: Raum. Zu den Grundlagen eines historisch-geographischen Materialismus. Münster 2013, S. 114.

24 Vgl. Rolf Lindner: Textur, imaginaire, Habitus. Schlüsselbegriffe der kulturanalytischen Stadtforschung. In: Helmuth Löw, Martina Berking (Hg.): *Die Eigenlogik der Städte. Neue Wege für die Stadtforschung*. Frankfurt a. M. 2008, S. 83–94.

Verknüpfung des Lokalen und des Globalen.²⁵ Bei der prozessual ausgerichteten Analyse der Stadtmarketinggesellschaften und deren Strategien des *place making* inspirierte uns das raumtriadische Konzept Henri Lefebvres. Er unterscheidet Raumpraktiken (hier etwa Möblierung der Stadt, Organisation von Veranstaltungen im Stadtraum, Inszenierung architektonischer Prestigebauten), Repräsentationen des Raumes (hier etwa Rankings, Evaluationen, Karten und Bilder) und Räume der Repräsentation. Praktiken und Repräsentationen des Raumes finden in der nachfolgenden Analyse explizit Eingang, wohingegen die Räume der Repräsentation in diesem Beitrag eine untergeordnete Rolle spielen.²⁶

Auch Stadtregierungen in Mittelstädten begreifen und inszenieren Städte als kulturelle Phänomene und führen sie im Sinne der kulturellen Ökonomie. Entsprechend haben sich in Wels und Hildesheim Stadtmarketinggesellschaften etabliert, welche die Stadt positionieren und Strategien entwickeln, mit den externen Positionierungen, Rankings und Kategorisierungen umzugehen. Im Gegensatz zu Großstädten können kleinere Städte allerdings oftmals weniger Ressourcen mobilisieren, wie Daniel Habit betont:

»Während Großstädte auf ein gewachsenes Repertoire an Images und Leitmotiven zurückgreifen können, über eine kulturelle Infrastruktur mit den dazugehörigen Netzwerken verfügen und in einen reflexiven urbanen Diskurs zwischen Medienmachern und -rezipienten eingebunden sind, um den Herausforderungen der Stadt im 21. Jahrhundert zu begegnen, sehen sich Klein- und Mittelstädte zwar mit denselben Aufgaben konfrontiert, besitzen aber nur in den seltensten Fällen die notwendigen finanziellen, sozialen und kulturellen Ressourcen zu deren Bewältigung.«²⁷

Bei der Positionierung der Stadt verfolgen die verantwortlichen Akteurinnen und Akteure im- oder explizit zwei verschiedene Strategien: Entweder orientieren sie sich an der Großstadt oder sie stellen eine Distinktion zu dieser her und produzieren die jeweilige Stadt als bessere

25 Siehe dazu Helmuth Berking, Martina Löw (Hg.): Die Eigenlogik der Städte. Neue Wege für die Stadtforschung. Frankfurt a. M. 2008; Jan Kemper, Anne Vogelpohl: Lokalistische Stadtforschung, kulturalisierte Städte: Zur Kritik einer »Eigenlogik der Städte«. Münster 2011; Ulf Hannerz: Transnational Connections: Culture, People, Places. London 1996.

26 Vgl. Henri Lefebvre: The Production of Space. Oxford 1991.

27 Habit 2010 (wie Anm. 9), S. 139.

Alternative, wie wir im Folgenden anhand empirischen Materials aus dem genannten Forschungsprojekt illustrieren werden.

Wels und Hildesheim als Städte »off the map«

Rankings und wertzuschreibende Kategorisierungen von außen waren in Wels und Hildesheim während unseres Untersuchungszeitraumes 2011 bis 2014 ein besonderes Thema. Wels hatte im Jahr 2013 die letzte Position in einem Ranking österreichischer Bezirke erhalten, die zu zahlreichen Stellungnahmen Anlass gab:

»WELS: So kann es nicht weitergehen!!! LETZTER PLATZ im News-Ranking über die Lebensqualität von allen 117 österr. Bezirken. Statt dem Feiertag morgen sollten am besten alle Welser Verantwortlichen zu einem Krisenstab zusammenkommen!!! [...] vielleicht ist jetzt jedenfalls mal Schluss mit Behauptungen wie »es ist eh alles schön, alles super, alles in Ordnung – wir tun eh alles!« Nicht genug!!«²⁸

Mit diesen Worten kommentierte Christoph Hippmann, Obmann der Welser Kaufleute, das Ranking österreichischer Städte auf der Facebookseite der Gruppe »Stadt Wels«. Zuvor hatte das Magazin »News« unter dem Titel »Unsere Top-Bezirke« eine Rangliste der 117 österreichischen Bezirke mit der höchsten Lebensqualität des Landes erstellt. Gewinner der Rangliste war die Stadt Dornbirn in Vorarlberg, Wels dagegen befand sich auf dem letzten Platz. Dementsprechend zahlreich waren die Reaktionen in den verschiedenen Onlineforen, aber auch vor Ort sprachen uns Bewohnerinnen und Bewohner auf die Zuschreibung an.

Die Stadt Hildesheim wiederum erfuhr 2013 eine numerisch-politische Neupositionierung, die als Abstufung verstanden werden konnte: Sie verlor den administrativen Status einer Großstadt, den sie aufgrund ihrer amtlichen Einwohnerzahl von über 100 000 Einwohnerinnen und Einwohnern bis Frühjahr 2013 einnahm. Seit Ende des Jahres 2013 dagegen wird Hildesheim mit inzwischen 99 267 gemeldeten Einwohnerin-

28 Online unter: https://www.facebook.com/groups/stadt.wels/permalink/524533564286694/?stream_ref=2, Zugriff: 26.03.2014.

nen und Einwohnern offiziell »nur« mehr als Mittelstadt eingestuft.²⁹ Die Hildesheimerinnen und Hildesheimer begegneten dieser Aberkennung des Großstadtstatus ganz unterschiedlich. Sie reagierten mit Schulterzucken, dem Eingeständnis, dass Hildesheim nie eine Großstadt gewesen sei, oder sie beharrten auf dem vorherigen Status – ein Anliegen, bei dem sie durch Versuche der Gemeinde unterstützt wurden, die Bewohnerzahl wieder über die magische Grenze von 100 000 anzuheben.

An beiden Orten wirkte sich die Änderung der symbolischen und administrativen Position der Stadt auf die Wahrnehmung des Wohnortes aus und bildete den Ausgangspunkt für Diskussionen. Bewohnerinnen und Bewohner meldeten über lokale Medien Handlungsbedarf an, gerichtet an die Politik vor Ort, die Stadtverwaltung und auch das Stadtmarketing, oder erklärten die Zuordnung für irrelevant. In jedem Fall weisen die Thematisierungen auf die Sensibilität bezüglich der Positionierung hin und allgemein auf die »untere« Stellung der Städte Wels und Hildesheim in Städtehierarchien: Beide Städte sind für eine Vielzahl topographischer Karten der Welt oder auch Europas irrelevant und ebenso kaum Gegenstand wissenschaftlicher Forschung.

Die Tatsache, dass Städte wie diese im Vergleich zu anderen diskursiv »off the map«³⁰ sind, hat vielfältig materielle Entsprechung und ist im Alltag erfahrbar. So gibt es etwa in Wels weder ein berühmtes Theater noch einen Marathon und auch der Railjet – der schnellste Fernreisezug Österreichs – hält hier nicht. Sucht man in Wien oder Linz einen Buchladen auf und konsultiert dort das Regal für Städtetourismus, so findet man im Gegensatz zu Büchern über New York, Berlin, Wien und meist sogar Linz und Graz – beides Städte, zu denen im Rahmen ihres früheren Kulturhauptstadtstatus mittlerweile eine Vielzahl von Texten veröffentlicht wurden – kein Buch zu Wels. Ein eigener Stadtführer für die Stadt Wels wurde erst vor kurzem produziert – es handelte sich um das Projekt einer lokalen Handelsschule. Auch sind Wels und Hildesheim weder Einsatzorte des »Tatort« – im Gegensatz zu (Landes-)Hauptstäd-

29 Die Zahlen wurden im Rahmen des Zensus 2011 errechnet und erstmals am 31.05.2013 veröffentlicht, u.a. auf der Internetseite der Hildesheimer Allgemeine Zeitung (HiAZ), wo der Artikel innerhalb der folgenden vierzehn Tage dreißig Mal kommentiert wurde, online unter: www.hildesheimer-allgemeine.de/grossstadt.htm, Zugriff: 13.06.2013.

30 Vgl. Jennifer Robinson: Global and world cities: a view from off the map. In: International Journal of Urban and Regional Research 26, 3, 2002, S. 531–554.

ten wie Wien, Kiel oder Hannover oder Orten mit hohem symbolischem Kapital wie Konstanz – noch Gegenstand einer Monopolyausgabe.

Selling the medium-sized city: *place making* in Wels und Hildesheim

Für das Ziel, Wels bzw. Hildesheim regional und überregional größere Präsenz zu verschaffen, verwenden die jeweiligen Stadtmarketinggesellschaften Strategien des *place making*, die nachfolgend näher analysiert werden.³¹

Das Hildesheimer Marketing greift auf ein etabliertes Verfahren des strategischen Managements als Ausgangspunkt des *place making* zurück: die SWOT-Analyse – das englische Akronym steht für Strengths, Weaknesses, Opportunities und Threats –, aufgrund derer Hildesheim in vermeintlich objektivierbaren Kategorien gefasst wird (siehe Abb. 2).³² Daran anschließend reflektiert das Stadtmarketing die Schwächen und bewirbt die Stärken.

Das Stadtmarketing Wels greift nicht auf dieses Instrument zurück, sondern konzentriert sich in seiner Vermarktung auf geläufige positive Narrative der Stadt, die verstärkt werden und ein Gegengewicht zum negativen Ranking bilden sollen. Eine besondere Rolle spielt dabei der Rekurs auf den 1965 etablierten Slogan »Wels. Die Einkaufsstadt« und

31 Beide Stadtmarketings – in Wels 1994 und in Hildesheim 2008 gegründet – sind als GmbH organisiert, einziger Gesellschafter ist jedoch jeweils die Gemeinde. Führender Kopf der Institutionen ist je ein verantwortlicher Geschäftsführer. Innerhalb der Städte agieren die Stadtmarketinggesellschaften neben ihrer Vermittlerfunktion auch als eigenständige Spieler im ökonomischen Feld mit teils privatwirtschaftlicher Ausrichtung. Sie vergeben Aufträge und erzielen Umsätze, unter anderem mittels einer Eventisierung des städtischen Raumes.

32 Vgl. die unveröffentlichte Präsentation der Hildesheim Marketing GmbH, 25.01.2013. Bezogen auf den städtischen Wettbewerb stellt, einer solchen Analyse zufolge, das Durchschnittliche ein Problem dar, etwa wenn das Stadtmarketing Hildesheim folgende Aspekte der Stadt und ihrer Bewohnerinnen und Bewohner bemängelt: Ausgeglichenheit, Überalterung, ein unscharfes Selbstbild, mangelndes Selbstwertgefühl, keine Berühmtheiten sowie ein fragmentarisches Stadtbild. Über den eigenen Wohnort nicht speziell zu reflektieren, sondern ihn als selbstverständlich und eventuell auch als nicht besonders positiv zu empfinden, ist aus der Perspektive des Marketings eine zu korrigierende Praktik. Die Städterinnen und Städter selbst sollen zu Akquisiteurinnen und Akquisiteuren ihres Wohnortes werden.

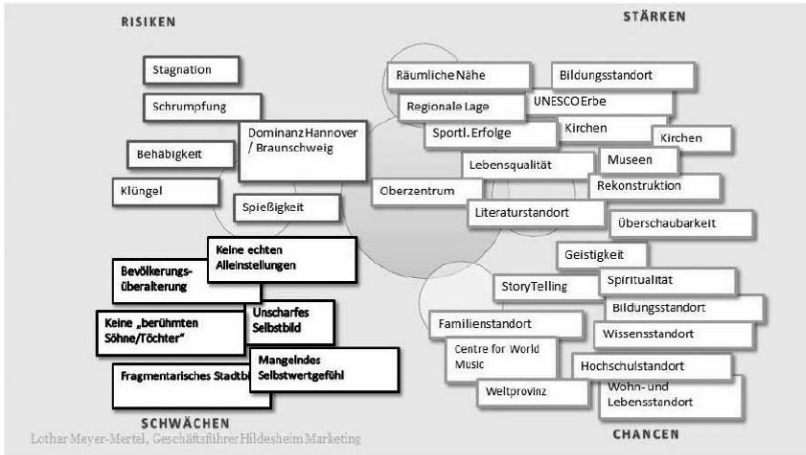


Abb. 2: SWOT-Analyse des Hildesheim Marketing³³

auf das Verständnis der Stadt als kommerzieller Anziehungspunkt. Ein Anliegen des Stadtmarketings ist somit die Positionierung über Konsum. Im »Trendbook 2013«, einer Publikation des Vereins Stadtmarketing Austria, stellt sich die Stadt wie folgt vor: »Erklärtes Ziel ist das Profil und die Positionierung der Kernzone Wels – Innenstadt und Stadtteilzentren – für die KonsumentInnen zu schärfen. Unter dem gemeinsamen Marketingdach ist es möglich, die Vorteile der Kernzone Wels zu kommunizieren und die Welser Innenstadt als gewachsene Erlebniszone zu positionieren.«³⁴ Offensichtlich ist hier die primäre Ausrichtung auf den Handel, die sich stark von derjenigen in Hildesheim unterscheidet.

Die Marketinggesellschaften beider Städte werben damit um mehr Präsenz auf mentalen Karten. Mit dieser Form der Vermarktung einer Stadt und der damit verbundenen Strategie des *place making* verbindet sich das oben genannte Verständnis von Stadt als Produkt sowie ein Verständnis des Marktes, auf dem dieses Produkt verglichen und angeboten werden soll. Dabei rekurren Marketinggesellschaften auf akademi-

³³ Unveröffentlichte Präsentation der Hildesheim Marketing GmbH, 25.01.2013.

³⁴ Verein Stadtmarketing Austria: Trendbook 2013. Salzburg 2013, S. 35.

sches Wissen und professionelle Strategien, wie die SWOT-Analyse, das Konzept der »Eigenlogik der Städte«³⁵ oder die »Ökonomie der Aufmerksamkeit«³⁶. So expliziert der Hildesheimer Geschäftsführer Lothar Meyer-Mertel sein Marktverständnis mit folgenden Worten:

»Jemand hat ja mal gesagt, Wahrnehmung ist die Währung des 21. Jahrhunderts, und natürlich geht es immer um die Frage, wie wird man im Kanon der Städte oder auch innerhalb des Landes [...] oder auch innerhalb Europas als Standort wahrgenommen, mit welchen Qualitäten und mit welchen Ausstrahlungen, mit welchen Effekten. Und das ist das eigentlich, was wir dann mit dem auch anstreben, dass wir innerhalb von uns authentisch mit der Stadt verknüpfbaren Qualität und Kommunikation nach außen treten können und diese Aspekte dann neue Bürger zu gewinnen, Gäste zu gewinnen, Touristen zu gewinnen, Wahrnehmung zu erzeugen.«³⁷

Ein Versuch des Stadtmarketings, diese Präsenz innerhalb Europas zu erreichen, ist es in dieser ökonomischen Logik, Hildesheim »als Ganzes« zu fassen und als Einheit zu vermitteln.³⁸ Perpetuiert wird eine Vorstellung von Stadt, in welcher die Komplexität und Vielfalt städtischer Realitäten verloren geht und stattdessen nur bestimmte Räume (speziell das Zentrum) und Gruppen (vorzugsweise die Mittelschicht) (re-)präsentiert werden.

Auch in Wels geht es primär darum, die Stadt als Einheit zu bewerben und »mit dem Marketing die Gesamtstadt nach außen zu vermarkten«.³⁹ Exemplarisch lässt sich dies etwa am Beispiel der Gestaltung des Weihnachtsmarktes erkennen, mit dem sich die Stadt »klar profilieren konnte«.⁴⁰ Das Stadtmarketing miete für den Weihnachtsmarkt »als Organisation so quasi die gesamte Innenstadt«,⁴¹ so Herwig Röck, wodurch sich eine »einheitliche Optik, ein einheitliches Ziel«⁴² durchsetzen ließe. Auf diese Weise nimmt das Stadtmarketing eine ästhetische

35 Siehe dazu exemplarisch Berking, Löw 2008 (wie Anm. 25) sowie Martina Löw: *Soziologie der Städte*. Frankfurt a. M. 2008.

36 Vgl. Georg Franck: *Ökonomie der Aufmerksamkeit: ein Entwurf*. München 1998.

37 Interview Meyer-Mertel, 01.08.2013.

38 Interview Meyer-Mertel, 01.08.2013.

39 Interview Röck, 23.08.2012.

40 Schriftliche Auskunft Stadtmarketing Wels, März 2014.

41 Interview Röck, 23.08.2012.

42 Ebd.

Homogenisierung des Raumes vor: »Jetzt geht das alles in eine Richtung, dass der Weihnachtsmarkt über die gesamte Stadt ein einheitliches Bild kriegt und auch in der Vermarktung natürlich nach außen kriegt.«⁴³ Zu große Abweichung wird hingegen als Gefahr für die Marke Wels verstanden, wie Herwig Röck für den Weihnachtsmarkt vor seiner Umstellung auf eine »Christkindl GmbH« konstatiert. Die GmbH sollte das Erscheinungsbild des Marktes strategisch konzipieren und den Christkindlmarkt zum Unternehmen machen: »Das war im Endeffekt ja nur mehr ein Sammelsurium. [...] Jeder Verein hat irgendeinen Punschstand gemacht. Jeder hat sich seine Hütte mitgenommen. Das hat kein Design gegeben.«⁴⁴

Doch die Gestaltungsmöglichkeiten des Stadtmarketings sind begrenzt. Auch in Bezug auf den städtischen Einkaufsrhythmus sieht Herwig Röck Vereinheitlichung prinzipiell als zielführendes Mittel, das aber auf Hindernisse stößt: »Was man ja wirklich leidet, [...] es ist nicht zu schaffen, in der Innenstadt einheitliche Öffnungszeiten zu organisieren. [...] Das ist ein Ding der Unmöglichkeit. Ich arbeite jetzt seit sieben Jahren dran. Geht nicht!«⁴⁵ Eine Institution wie das Stadtmarketing ist in diesem Fall mit lokal spezifischen Logiken, Dynamiken und Widerständen konfrontiert. Insofern Unternehmerinnen und Unternehmer in der Stadt keine zeitliche Ausweitung des Konsums vornehmen, sondern etwa an Samstagen schon zu Mittag ihre Geschäfte schließen, stößt das Stadtmarketing trotz langjähriger Strategien an seine Grenzen des *place making* und der Kommodifizierung städtischen Raumes und Rhythmus.

Alternative zu oder Orientierung an der Großstadt

Das Stadtmarketing betrachtet nur bestimmte Aspekte für die Vermarktung und ökonomische Nutzbarkeit der jeweiligen Stadt als geeignet. Dabei lässt sich ein bemerkenswertes Oszillieren zwischen einer Orientierung an gängigen und in Großstädten typischen Themen (Großbauten, City Beach, Shopping, Events) und einer Ausrichtung an davon abweichenden Inhalten (Grünraum, Umland) erkennen.

43 Ebd.

44 Ebd.

45 Ebd.

Für Hildesheim hat das Stadtmarketing hierzu drei Bereiche als Vermarktungssäulen definiert: »Geschichte«, »Bildung« und »Naturraum«, die als Kennzeichen der Stadt betont und beworben werden.⁴⁶ In seinen Aktivitäten adressiert es besonders ein bildungsbürgerliches Milieu, dem eine individuelle Weiterentwicklung durch Bildung angeboten wird. Durch Eventisierung und Möblierung der Innenstadt werden attraktive Zonen geschaffen, in denen Familien einem konsumorientierten, körperlich aktiven und leistungsbewussten Lebensstil nachkommen. Ein eigens im Zentrum eingerichteter »City Beach« spricht gezielt Innenstadtbewohnerinnen und -besucher an: Ein ansonsten gepflasterter Platz am Rathaus wird dazu für die Sommermonate mit Sand aufgeschüttet und mit einem Volleyballnetz, einem Sandspielplatz, Sonnenschirmen, Liegestühlen und einigen Verkaufsständen mit Bambusdächern möbliert. Die Zielgruppen können dort einem gemäßigten Hedonismus nachgehen.

Großes Potenzial sieht das Marketing der Stadt Hildesheim im »Kulturellen«: Bildung, Literatur, Kirchen sowie Museen, also speziell das institutionalisierte Kulturkapital gilt als ökonomisierbare Ressource. Dabei handelt es sich eher um das kulturelle Gedächtnis der Stadt als das kommunikative der Gegenwart. Eine besondere Rolle spielt etwa die bikonfessionell-christliche Vergangenheit der Stadt, deren Materialisierungen – namentlich der Dom und die Kirche St. Michaelis – gezielt in Szene gesetzt werden und in der Stadt über Hinweisschilder vielfach Aufmerksamkeit binden. Für beide Sakralbauten konnte 1985 der Status eines Weltkulturerbes erworben werden, nachdem ein erster Antrag 1980 abgelehnt worden war; seit der erfolgreichen Einreichung setzt das Stadtmarketing die Kirchen als *scaling devices*⁴⁷ mit dem Ziel ein, der Stadt globale Bedeutung zu verleihen. Das Label Weltkulturerbe fungiert als zertifizierte Relevanz und ökonomisierbares Potenzial. Es ist inzwischen so eingeführt und wirksam, dass die Nachrichtensendung »Tagesthemen« des deutschen Fernsehsenders ARD das Bistum in Hildesheim

46 Die drei Vermarktungssäulen des Hildesheimer Stadtmarketing lauten offiziell »Geschichte und Erbe«, »Gesundes Leben und Naturraum« sowie »Kultur und Bildung« (vgl. die Präsentation »Marketing für Hildesheim«, 25.01.2013, wie Anm. 32).

47 Vgl. Don Slater, Tomás Ariztía: *Assembling Asturias. Scaling devices and cultural leverage*. In: Ignacio Fariás, Thomas Bender (Hg.): *Urban Assemblages. How Actor-Network-Theory Changes Urban Studies*. London 2009, S. 91–108.

als religiöses Zentrum der europäischen Geschichte präsentierte.⁴⁸ Dies spiegelt sich auch im Slogan »Welt. Kultur. Erbe«. Der Geschäftsführer Lothar Meyer-Mertel erläutert diesen mit folgenden Worten:

»Die Idee, die dem zugrunde liegt, ist, dass Hildesheim ja schon auch eine, so eine Art Weltprovinz irgendwo ist. Das Römer-Pelizäus-Museum ist eine ethnologische Sammlung, hat eine schöne südamerikanische, aber auch eine ägyptische Sammlung, ist also kein eigentliches Regionalmuseum, sondern eigentlich ein Museum der Weltkultur. Wir haben das Center für Worldmusic hier, haben die Sammlung aus diesem Bereich, auch das ist ein Museum der Weltkultur. [...] Auch dieses Unesco-Welterbe, was ja tatsächlich auch ein Anspruch der Menschheit ist, schlägt hier durch. Von daher haben wir schon einen gewissen Anspruch auch zu sagen, die Welt im Kleinen oder die Weltprovinz, die wir hier realisieren können.«⁴⁹

Die Setzung »Weltprovinz« fügt zwei konträre Raumbezüge zusammen, das Ganze und das Untergeordnete, worin sich ein oszillierender Status auf einer imaginären Karte ausdrückt. Lothar Meyer-Mertel erklärt und rechtfertigt im Verlauf des Zitates indes bezeichnenderweise nur den globalen Status. Die Definition als Provinz scheint dagegen selbstverständlich und keiner weiteren Legitimierung bedürftig. In ihr schwingt neben der Bedeutung einer administrativen Unterordnung auch eine kulturell untergeordnete Position gegenüber der großen Stadt mit.

Während das Stadtmarketing in Hildesheim auf die Säulen »Geschichte«, »Bildung« und »Naturraum« setzt, wird in Wels eine andere Strategie verfolgt: Hier versucht das Stadtmarketing, Wels anhand der Themen Geschäftstourismus/Konsum und Energie einen Platz »on the map« zu verschaffen. Zwar postuliert das Stadtmarketing »Wir sind Kleinstadt«⁵⁰ und es könne nicht Ziel sein, Wels als Metropole zu vermarkten; dennoch orientiert sich das Marketing an bestimmten Kennzeichen von Großstädten. So konzentrieren sich die Aktivitäten des Stadtmarketings weiterhin auffällig stark auf den Handel und suchen dabei mit Zuschreibungen wie Praktikabilität und Zentralität zu punkten: »Heute präsentiert sich die charmante Kleinstadt im Herzen

48 Tagesthemen: 22:15 Uhr, 17.09.2013; online unter: <http://media.tagesschau.de/video/2013/0917/TV-20130917-2322-1701.h264.mp4>, Zugriff: 06.12.2013.

49 Interview Meyer-Mertel, 01.08.2013.

50 Schriftliche Auskunft Stadtmarketing Wels, März 2014.

Oberösterreichs, direkt an der Romantikstraße zwischen Salzburg und Wien gelegen, als dynamische Messe- und Einkaufsstadt mit exzellenter Infrastruktur. Bequem per Auto, Bahn oder Flugzeug erreichbar.«⁵¹ Auch in der vom Stadtmarketing herausgegebenen Broschüre »Business Touristik Wels. Der One-Stop-Shop für Hotels, Locations und Events«, in der insbesondere Unternehmerinnen und Unternehmer angesprochen werden sollen, wird diese Perspektive auf die Stadt herausgestellt und wie folgt illustriert:

»Ideales Zentrum für Ihre Ziele. Von Wels aus können Sie alles erreichen! Schon ein Blick auf die Landkarte zeigt es: Wels liegt im Schnittpunkt der wichtigsten Verkehrswege Europas. Leistungsfähige Straßen, gut ausgebaute Schienenwege und der Anschluss an einen internationalen Flughafen bieten Ihnen die besten Perspektiven für Ihre erfolgreiche Veranstaltung. Gerade für Geschäftsreisende ergeben sich durch die hervorragenden Verkehrsanbindungen der Stadt enorme Zeit- und Kostenvorteile. Wählen auch Sie Wels als hervorragenden »Standort« für Ihren Erfolg!«⁵²

Wels wird als Verkehrsknotenpunkt und Zentrum beschrieben und damit als Ausgangspunkt für geschäftliche Unternehmungen und als räumlicher Garant für geschäftlichen Erfolg.

Auf der abgebildeten Karte (siehe Abb. 3) stellt Wels das Zentrum infrastruktureller Verbindungen zu den nächsten größeren Städten im In- und Ausland dar und wird symbolisch als wichtiger Ort, zu dem verschiedene Wege hinführen, positioniert. Die nahe liegende Landeshauptstadt Linz ist auf der Karte dagegen gar nicht abgebildet. Primär wird hier also nicht etwa ökonomisierbare »Kultur« herausgestellt, sondern die Praktikabilität und Effizienz schneller Verkehrsverbindungen, über die Wels nicht nur »on the map« aufscheint, sondern sogar zum Zentrum geriert.

Neben dieser Ausrichtung auf Geschäftstourismus definiert das Stadtmarketing Wels vor allem regenerative Energie als zentrales Thema und stellt diese als »Alleinstellungsmerkmal« der Stadt heraus:

51 Wels Marketing & Touristik GmbH: Wels hat's in sich. Die Stadt voller Impulse. Wels 2011, S. 3.

52 Wels Marketing & Touristik GmbH: Business Touristik Wels. Der One-Stop-Shop für Hotels, Locations und Events. Wels 2011, S. 29.

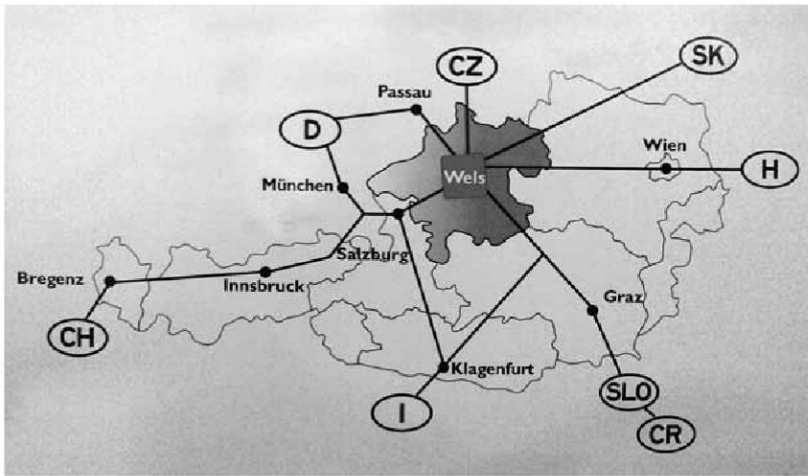


Abb. 3: Positionierung von Wels im internationalen Zentrum⁵³

»Das Thema ›Energie‹ hat sich als Alleinstellungsmerkmal für die Stadt Wels als Tourismusdestination herauskristallisiert. Erneuerbare Energie ist in Wels seit Jahren ein wichtiges Thema, Österreichs größte Energiesparmesse findet jährlich in Wels statt, das erste Science Center Österreichs, das Welios, gilt als der Vermittlungsort für erneuerbare Energien für Jung und Alt.«⁵⁴

Anhand des Baus eines markanten Museums zu erneuerbarer Energie namens Welios wird das intendierte Alleinstellungsmerkmal im Stadtzentrum produziert, materialisiert und als ein *scaling device*⁵⁵ verfestigt. Ähnlich wie in Linz die Museen AEC oder Lentos soll über einen spektakulären Museumsbau eine Relevanz des Ortes geschaffen und erhöht werden – ein bekanntes internationales Beispiel für dieses Vorgehen ist das Guggenheim-Museum in Bilbao. Das Welios selbst ist in Wels umstritten und wird im öffentlichen Diskurs bezeichnenderweise als »überdimensional«, als »zu groß« und »unpassend« für die Stadt kritisiert, wie etwa in einem Leserbrief in den Oberösterreichischen Nach-

53 Ebd.

54 Schriftliche Auskunft Stadtmarketing Wels, März 2014.

55 Vgl. Slater, Ariztia 2009 (wie Anm. 47).

richten: »Wels ist keine ›Science-Stadt‹, die Platzhirsch-Rolle hat längst Linz (mit internationaler Bedeutung) inne.«⁵⁶

Die Produktion von Relevanz und »Größe« der Stadt lässt sich aktuell in Wels auch an der Entdeckung der römischen Geschichte als Motiv der Vermarktung erkennen. Nachdem die römische Vergangenheit der Stadt jahrelang vom Stadtmarketing nicht thematisiert wurde und auch kaum Niederschlag im Stadtraum fand,⁵⁷ steht seit November 2013 die »Produktentwicklung Römer« auf der Agenda des Stadtmarketings: »Priorität hat hier die Kommunikation – generell das Bewusstsein schaffen – und erlebbar machen der bedeutenden Römergeschichte der Stadt.«⁵⁸ Eine Vielzahl an Aktivitäten ist geplant, die neben einer medialen Thematisierung auch die Einschreibung der römischen Geschichte in den Stadtraum als Ziel haben. Über die Produktion von Geschichte wird eine Verbindung in eine Vergangenheit stabilisiert, in der Wels als »der städtische Mittelpunkt südlich der Donau«⁵⁹ erscheint und sich die »Erhebung der Stadt zur Großstadt«⁶⁰ vollzog.

Exklusionen des Stadtmarketings

Mit einer Fokussierung der Wahrnehmung und Repräsentation auf ganz bestimmte urbane Aspekte und Orte zieht das Stadtmarketing die Aufmerksamkeit von Merkmalen ab, die als weniger »wert« bzw. vermarktfähig betrachtet werden. Somit stellt sich die Frage, wer oder was durch das Stadtmarketing nicht beworben wird oder präziser: Welche sozialen Gruppen und Stadträume werden vernachlässigt, und welche kulturelle Normierung zeigt sich darin? Was gilt in den Augen des Stadtmarketings als »different« bzw. das Andere des mittelstädtischen Lebens?

Auffälligerweise greifen Stadtmarketinggesellschaften in keiner der beiden Städte auf Migrantinnen und Migranten als Potenzial zur Kenn-

56 Online unter: <http://www.nachrichten.at/nachrichten/meinung/leserbriefe/Welios-Pleite;art11086,736342>, Zugriff: 26.03.2014.

57 Die Absenz der römischen Geschichte im Stadtmarketing rief durchaus Kritik in der Stadt hervor, etwa formuliert durch den Verein Römerweg Ovilava (vgl. Interview Neugebauer, 24.08.2012).

58 Schriftliche Auskunft Stadtmarketing Wels, März 2014.

59 Ebd.

60 Ebd.

zeichnung der Stadt zurück. Migrantinnen und Migranten werden von Seiten des Stadtmarketings weder explizit adressiert noch als Repräsentantinnen und Repräsentanten der Stadt inszeniert. Diesbezüglich hieß es, dass »für das Programm des Stadtmarketing Wels [...] eine getrennte Betrachtung von Migranten und nicht-Migranten unerheblich«⁶¹ sei. Neben Migrantinnen und Migranten sind auch arme sowie reiche Bewohnerinnen und Bewohner kein Bestandteil der medialen Repräsentation der Stadt, und auch Gläubige nicht judäochristlicher Religionen oder Subkulturen sucht man vergeblich. Diese Auslassung steht in deutlichem Gegensatz zu Großstädten wie Wien, Berlin oder Frankfurt am Main, die sich gerne und vielfältig über migrantische Mitbürgerinnen und Mitbürger bzw. *diversity* allgemein inszenieren und auf diese Weise Pluralität und Urbanität suggerieren – sei es durch Veranstaltungen oder auf Plakaten. Erst jüngst bestätigten Nils Grube und Gisela Welz am Beispiel von Frankfurt am Main, dass »ethnisch-kulturelle Vielfalt als Standortfaktor zur Steigerung der Wettbewerbsfähigkeit der Stadt eingesetzt wird«.⁶²

Stadtmarketings in Städten wie Hildesheim oder Wels betonen dagegen in dieser Hinsicht das »Unauffällige« und »Durchschnittliche« im Sinne einer »moderaten«, »bodenständigen« Lebensweise.⁶³ So zeichnen sie das Bild einer in sozialer Hinsicht homogenen Stadt.

Räumlich artikuliert sich diese Normierung in der weitgehenden Orientierung am Bild der europäischen Stadt im Sinne eines zentralistischen und kontrastiv zum Land gestalteten Stadtraumes, jedoch unter Auslassung der für das Idealbild der europäischen Stadt so zentralen

61 Ebd.

62 Nils Grube, Gisela Welz: Inszenierte Vielfalt. Kulturanalysen neuer Veranstaltungsformate. In: Zeitschrift für Volkskunde 110, 1, 2014, S. 65–89, hier S. 67; siehe dazu auch Alexa Färber: Vom Kommen, Bleiben und Gehen. Anforderungen und Möglichkeiten urbaner Praxis im Unternehmen Stadt. Eine Einleitung. In: Dies. (Hg.): Hotel Berlin – Formen urbaner Mobilität und Verortung (= Berliner Blätter. Ethnographische und ethnologische Beiträge, 37). Münster u.a. 2005, S. 7–20.

63 Rolf Lindner: »Maß und Mitte«. Middletown Revisited. In: Brigitta Schmidt-Lauber (Hg.): Mittelstadt. Urbanes Leben jenseits der Metropole. Frankfurt a. M. 2010, S. 37–50.

sozialen Diversität.⁶⁴ Nach den Vorstellungen des Stadtmarketings soll in Hildesheim alle Werbung für und Identifikation mit der Stadt auf der Konstruktion eines hochkulturellen und kommerziellen Zentrums basieren. Die Innenstadt »ist« Hildesheim. Die unterschiedlichen Stadtteile werden in dieser Strategie nicht vermarktet. Auf dem von der Tourist Information kostenlos ausgegebenen Stadtplan endet der Kartenausschnitt am oberen Rand mit dem Hauptbahnhof und schneidet die direkt anschließende Nordstadt ab, die stark mit Armut assoziiert wird. Auch darüber wird – wie in so vielen europäischen Städten zu beobachten – ein bestimmtes (Innen-) Stadtbild mit klarem Zentrum (re-)produziert.

Fazit – Logik des Mithaltens zwischen Orientierung an und Abgrenzung von der Großstadt

Städte verschiedenster Größe orientieren sich gleichermaßen am Städtewettbewerb und an der Idee der Stadt als Marke. Stadtmarketinggesellschaften mit ihren Repräsentantinnen und Repräsentanten sind in diesem Wettbewerb zentrale Akteure, die Städte als Orte produzieren. Auch in mittleren und kleineren Städten sind Stadtmarketinggesellschaften längst Teil der unternehmerischen Ausrichtung lokaler Regierungen. Anhand der Fallbeispiele der Stadtmarketinggesellschaften von Wels und Hildesheim haben wir herausgearbeitet, wie wirkmächtig Vergleiche zwischen Städten und Kategorisierungen von Städten – so kurzlebig und relativ sie auch sein mögen – sind. Eine Positionierung mit dem Ziel eines *upscaling* auch von Städten wie diesen scheint heute in den Logiken der Stadtmarketinginstitutionen alternativlos zu sein.

Die Stadtmarketinggesellschaften wenden für die Positionierung der von ihnen beworbenen Städte im urbanen Wettbewerb geläufige Ver-

64 Walter Siebel charakterisierte das Bild der europäischen Stadt durch Zentralität (»Das Gefälle von Stadtkrone herab zum Stadtrand«), Stadt-Land-Gegensatz sowie Mischung (»Das dichte Neben- und Miteinander von Funktionen und sozialen Gruppen im lebendigen Quartier«), vgl. Walter Siebel: Die drei Bedeutungen von Urbanität. In: Jörn Rüsen, Hanna Leitgeb, Norbert Jegelka (Hg.): Zukunftsentwürfe. Ideen für eine Kultur der Veränderung. Frankfurt a. M., New York 1999, S. 230–233.

marktungsmethoden an wie das *place making* als Marketingstrategie.⁶⁵ Das Stadtmarketing definiert dazu »adäquate« Kennzeichen, bespielt den Stadtraum und macht diesen auf die intendierte Weise erlebbar. Doch ist es für die Stadtmarketingeinrichtungen in mittleren und kleineren Städten im Vergleich zu größeren ungleich schwieriger, Inhalte für die Produktion von Orten zu benennen. Sie können sich nicht auf die gleiche Dichte der Textur an Bildern und selten auf ein schon bestehendes, anerkanntes und bekanntes Profil der Stadt beziehen, wie dies meist in Großstädten und insbesondere Metropolen möglich ist. Zudem ist die Zahl der möglichen Inhalte bei der Herstellung einer Stadt als Marke begrenzt, denn nicht alle von den Stadtmarketinggesellschaften angestrebten visuellen, akustischen und rhythmischen Veränderungen im städtischen Raum lassen sich durchsetzen oder kommen wie gewünscht bei den Adressatinnen und Adressaten an; manche materialisierten *scaping devices* empfinden diese auch als »zu groß« oder »unpassend«.

In ihren Praktiken folgen die Stadtmarketinggesellschaften von Wels und Hildesheim am Ende eher einer Logik der Orientierung an der Großstadt⁶⁶ als die jeweilige Stadt – wie durchaus in den Erzählungen der Bewohnerinnen und Bewohner uns gegenüber geschehen – als lohnenswerte Alternative zu ihr zu positionieren, was einmal mehr die Wirkmächtigkeit von normativen Urbanitätskonzepten dokumentiert. Zwar fanden wir heraus, dass die Marketinggesellschaften der Städte Wels und Hildesheim inhaltlich zwischen normativer Orientierung an den Großstädten und einer Abgrenzung von ihnen als »bessere« Alternative oszillieren. Aber sie bewerben dabei selten explizit Merkmale wie eine Kompaktheit des städtischen Raumes, Naturnähe, Luftqualität, meist günstigerer Wohnraum sowie ein »ausgewogenes« Verhältnis zwischen Berufs- und Privatleben durch geringere Entfernungen – Mittelstädten zugeschriebene Eigenschaften, wie sie im Kontext der Stadtplanung etwa von Stefan Bege (Koopstadt Nürnberg) und Holger Leimbrock (IÖR Dresden) diskutiert werden⁶⁷ und teilweise

65 Ideen und Konzepte der Vermarktung von Städten werden also im Sinne von *mobile urbanisms* zwischen Orten transferiert, siehe dazu Eugene McCann, Kevin Ward: *Mobile Urbanism. Cities and Policymaking in the Global Age*. Minneapolis 2011.

66 Vgl. Jayne u.a. 2010 (wie Anm. 3), S. 1411.

67 Vgl. etwa die Diskussionen und Vorträge von Stefan Bege und Holger Leimbrock auf dem New Design Festival der New Design University in St. Pölten am 04.06.2014.

bereits institutionell gestützt sind.⁶⁸ Auch Interviewpartnerinnen und -partner beschrieben uns das mittelstädtische Leben wiederholt anhand von Attributen wie der guten »Erreichbarkeit« und »Leichtigkeit« der alltäglichen Versorgung oder der vorgeblichen »Sicherheit«. Die Stadtmarketinggesellschaften in Wels und Hildesheim dagegen bewerben einzelne vorgebliche Alleinstellungsmerkmale oder markante Aspekte, positionieren die Stadt jedoch nicht explizit als Gegenentwurf zur Großstadt. Allenfalls die Präsenz von und Nähe zu Grünraum und Gewässern wird als besondere Qualität herausgestellt. Der größte Unterschied zur Vermarktung von Großstädten stellt wohl das weitgehende Fehlen der gezielten Repräsentation und Adressierung migrantischer Bevölkerung dar, deren bewusste Inszenierung und Vermarktung in vielen größeren Städten zentral ist.

Wettbewerbslogiken werden inzwischen auf vielen Ebenen perpetuiert. Auch kleinere und mittlere Städte sehen sich hier genötigt zum Mithalten, wobei die Kriterien und Themen des Wettbewerbs anderswo festgelegt werden. Im Vorgehen gleichen sich die Instrumente der Vermarktung in Wels und Hildesheim weitgehend mit denen in Großstädten. Auch Stadtregierungen in kleineren Städten wollen Spezifik herstellen und setzen diese vermehrt in Szene, um den Städten Relevanz zu verschaffen. Durchaus mit Rückgriff auf akademisches Wissen konzipieren sie eine Stadt als Ganzes und stellen ein historisches wie kommerzielles Zentrum her. Auf homogene Weise wird vermeintliche Stadtspezifik und damit urbane Heterogenität hergestellt, deren Ergebnis dann doch wieder ein etabliertes Verständnis von Stadt bestätigt. Das ist das zentrale Paradoxon städtischer Wettbewerbslogiken, das die hier untersuchten Fallbeispiele deutlich erkennen lassen.

68 Teilweise ist das Bemühen um die mittleren und kleineren Städten zugeschriebenen Kennzeichen heute institutionalisiert, etwa im Rahmen der ursprünglich aus Italien stammenden Slow-Cities-Bewegung, die sich der Verbesserung der Lebensqualität in Städten durch Entschleunigung verschrieben hat, oder durch das umstrittene Konzept des *new urbanism*, einer US-amerikanischen Stadtplanungsbewegung, die auf kurze Wege und intensive Nachbarschaften setzt.

Marketing the medium-sized town.

On the production and marketing of place

Not only cities find themselves exposed to the growing competition between cities, smaller town councils also seek to position their town competitively. Yet whilst cities and metropolises can rely on a high concentration of images and narratives for this and, in their cultural, political and media presence, seem to represent 'the city' per se, smaller towns rarely even feature on maps of notable places. The article focuses on *place making* as a city marketing strategy using the example of two medium-sized towns: Wels in Upper Austria (Oberösterreich) and Hildesheim in Lower Saxony (Niedersachsen). In each case, something specific about the town is made into a place and marketed. In doing so, these towns' marketing agencies either take the city as the norm to be guided by, or dissociate themselves from it, presenting their town as the better alternative.

»Lebensneugier« und die »magische Kraft« der Kunst.

Anmerkungen zur Populärkultur- forschung in der Volkskunde und Post-Volkskunde

Kaspar Maase

Der Beitrag geht einigen Linien der (Nicht-)Befassung mit moderner Populärkultur in der Volkskunde und Europäischen Ethnologie nach. Er fragt nach den Gründen für die Randständigkeit des Themas und danach, unter welchen Prämissen es seit den späten 1950ern integriert wurde. Anhand von Arbeiten zu populären Lesestoffen wird vorgeschlagen, ästhetische Beziehungen ins Zentrum post-volkskundlicher Populärkulturforschung zu rücken.

Vorbemerkung

Dieser Beitrag geht zurück auf Diskussionen im Zusammenhang der Gründung der Kommission »Kulturen populärer Unterhaltung und Vergnügung« in der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde 2011. Zwei Fragen stellten die InitiatorInnen sich und anderen: Aus welchen Gründen wurde ein Phänomen, das so unübersehbar im Zentrum alltäglicher Lebensführung steht wie die Massen- oder Populärkultur, erst derart spät zum Gegenstand einer Fachkommission? Und: Kann man trotz der Randständigkeit des Themas vielleicht doch einen disziplinspezifischen Zugang erkennen, der sich seit 1900 herausgebildet hat? Wenn ja: Wie wäre der zu kennzeichnen? Der Text geht beiden Fragen allerdings nicht im Format einer umfassenden fachgeschichtlichen Studie nach, sondern eher, auf schmäler Datenbasis, mit punktuellen Sondierungen. Die sind zweifellos wesentlich bestimmt durch den Standort, von dem aus sie vorgenommen werden. Etwas bescheidener sollte man das Vorhaben vermutlich beschreiben als Versuch, eine Traditionslinie zu ziehen, die

zu dem vom Autor heute vertretenen Ansatz der Populärkulturanalyse hinführt.¹

Darüber hinaus regen die folgenden Rückblicke vielleicht dazu an, den Denkstil des Faches in Sachen populärer Unterhaltung und Vergnügung klarer herauszuarbeiten. So könnten möglicherweise jene nicht bewussten Axiome und Perspektivierungen besser der Reflexion zugänglich werden, die auch die heutige Arbeit derer prägen, die sich bisher nicht mit der volkskundlichen Vorgeschichte ihrer Forschungen auseinandergesetzt haben.²

Jedenfalls sind dies die Interessen, die den folgenden explorativen Ausflug in die Fachvergangenheit leiten. Zunächst werden aus der Vogelschau einige Ausgrenzungs- und Thematisierungsmuster aufgegriffen und dann etwas detaillierter verfolgt, wie sich VolkskundlerInnen mit *populären Lesestoffen* befasst haben; das geht abschließend über in die postvolkskundliche Traditionskonstruktion.

Randständigkeit

Der Hauptbefund ist trivial: Moderne Populärkultur gehörte über Generationen faktisch nicht zum Kanon der legitimen volkskundlichen Forschungsgegenstände.³ Die Gründe dafür sind vielfältig; sie wandelten

- 1 Darin werden unter Populärkultur – als Hausnummer – die modernen kommerziellen Angebote und Praktiken der Unterhaltung und Vergnügung verstanden, in deren Zentrum die Massenkünste stehen. Die Betonung des kommerziellen Charakters dient der historischen Spezifizierung; Fanaktivitäten und Inhaltsproduktion durch Nutzer sind selbstverständlich wichtige Elemente in den Interaktionsnetzen populärer Kultur. Vgl. dazu den Band von der ersten Kommissionstagung: Christoph Bareither, Kaspar Maase, Mirjam Nast (Hg.): *Unterhaltung und Vergnügung. Beiträge der Europäischen Ethnologie zur Populärkulturforschung*. Würzburg 2013.
- 2 Anregungen für einen befremdenden Blick auf (wiederum nach Instituten differenzierbare) Denkstile in der heutigen Europäischen Ethnologie gibt: Tobias Schweiger, Jens Wietschorke (Hg.): *Standortbestimmungen. Beiträge zur Fachdebatte in der Europäischen Ethnologie*. Wien 2008.
- 3 Hier sei nur verwiesen auf das Schlagwortregister zu den ersten 90 Jahrgängen der Deutschen Zeitschrift für Volkskunde, 1891–1994. Die Medien Fernsehen, Grammophon, Radio, Schallplatte sowie das Kino sind dort nicht vertreten; zum Film werden fünf Beiträge zum volkskundlichen Film aufgeführt.

sich über die Zeit und sind bisher nicht annähernd systematisch untersucht. Größtes Hemmnis war vermutlich eine Idee, die selbst nach ihrer grundlegenden Kritik⁴ durch Wolfgang Emmerich und andere das Fach weiter beeinflusst hat – die Idee von Volkstum und Volkskultur als Phänomenen wesentlich vormodernen, vorindustriellen Charakters. Forschungsschwerpunkte und habitualisierte Denkstile, die bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts etabliert waren, haben auch gegenüber der 1969/70 verkündeten »Kritik des Kanons«⁵ eine unübersehbare Beharrungskraft gezeigt.

Die Kraft des Volkstumsparadigmas zeigt sich nach meinem Eindruck gerade in einem der avancierten Forschungsbereiche des Faches, in der Großstadtvolkskunde seit den 1930ern.⁶ Auch beim Blick auf die urbane Lebensweise von Teilen des Volkes geriet deren Unterhaltung und Vergnügung nur so weit ins Bild, als sie sich (vom Singen bis zur Kirmes) auf vorindustrielle Traditionen zurückführen ließ. Das sei hier kurz veranschaulicht an Leopold Schmidts »Wiener Volkskunde«, die 1940 erschien. Schmidt war damals gewiss einer der Fachvertreter mit dem offensten Blick für Veränderungen, die den Kanon und ein rückwärtsorientiertes Volkstumsverständnis in Frage stellten; er suchte nach »Neuwuchs« in der Volkskultur⁷. Doch die Ausführungen zum

Trivilliteratur(forschung) hat drei Einträge, Schlager fünf, Unterhaltung einen: einen Text dieses Autors von 1994. Vgl. Helge Gerndt, Klaus Roth unter Mitarbeit von Irene Götz, Tomislav Helebrant und Katja Mutschelknaus (Hg.): Gesamtregister der Zeitschrift für Volkskunde Jahrgang 1–90 (1891–1994). Göttingen 1995. Dass unterhalb dieser selektiven und repräsentativen Ebene Forschung, Lehre und Publikation im gesamten Zeitraum erheblich mehr Populärkulturelles thematisierten, steht außer Frage, ist aber noch nicht aufgearbeitet.

- 4 Stellvertretend sei hier verwiesen auf Wolfgang Emmerich: Germanistische Volkstumsideologie. Genese und Kritik der Volksforschung im Dritten Reich. Tübingen 1968; Ders.: Zur Kritik der Volkstumsideologie. Frankfurt a. M. 1971.
- 5 Vgl. Martin Scharfe: Kritik des Kanons. In: Abschied vom Volksleben. Tübingen 1970, S. 74–84.
- 6 Vgl. zum Folgenden den Überblick bei Thomas Hengartner: Forschungsfeld Stadt. Zur Geschichte der volkskundlichen Erforschung städtischer Lebensformen. Berlin, Hamburg 1999, insbes. S. 69–127. Bilanzierend spricht Hengartner von einem Fachverständnis, »das urbane ›Massenkultur‹ der eigentlichen Volkskultur entgegengesetzt und als traditionslos aus dem Gegenstandsbereich der Volkskunde weitgehend ausgrenzt« (S. 128).
- 7 Leopold Schmidt: Wiener Volkskunde. Ein Aufriss. Wien 1940, S. 13. Ausführlicher dazu Hengartner 1999 (wie Anm. 6), S. 78–85.

»Volksvergnügen« leitet er ein mit dem programmatischen Satz: »Hier soll ... nur Erwähnung finden, was von alter städtischer und bauerlicher Art ist.«⁸

Zwar benennt Schmidt auch Angebote der »Vergnügungsindustrie«, »pseudogefährliche« »technische Belustigungen«, »Freudenräder« und »reine Pikanterien wie Guckkastenbilder« als Elemente, die wichtig seien, um »den Geist des Großstadtvolkes zu erfassen«⁹ – aber er verfolgt diesen Zusammenhang dann eben doch nicht. Der Spielfilm wird im Anschluss an Spamer als »großstädtisches Märchen« ins Korsett des Kanons gepresst, auch der »Frauenroman« à la Marlitt und Courths-Mahler wird als »mehr märchenhafter Art«¹⁰ eingemeindet. Die viel gelesenen zeitgenössischen Heftromanreihen wiederum sind kein Thema.

Das ist dann auch schon fast alles zur modernen Populärkultur. Es gibt noch einen symptomatischen kurzen Abschnitt zum Fußball als Schausport. Wieder findet sich die Mischung aus empirischer Offenheit oder gar Pflicht zur Wahrnehmung, gehemmt durch Vermeidungsverhalten und spürbares Unwohlsein gegenüber jenen Erscheinungen des Volkslebens, die bei genauerer Betrachtung mit dem Bild des gesunden, traditionsorientierten Stadtvolks nicht vereinbar wären. »Die Wiener Fußballer sind charakteristischerweise auch durchwegs der Arbeiterschaft entwachsen. Sie sind echte Exponenten jener Schichte [sic] der vorstädtischen Jugend, welche durch den häufigen Kinobesuch und das Tragen modischester Kleidung ständig auffallen.«¹¹ Klappe zu, Schnitt zum herkömmlichen Kraftsport.

Beim Lesen dieser Passagen konnte sich der Autor des Eindrucks nicht erwehren, Schmidt stoße hier ständig an die Grenzen dessen, was in der damaligen deutschen und österreichischen Volkskunde sagbar war, wollte man sich nicht aus dem Fach herauskatapultieren – und hoffe auf Leser, die den Hinweisen auf die wichtigen (1940 nicht mehr ganz neuen) Wirklichkeiten der populären Unterhaltung und Vergnügung (nicht nur in der Großstadt!) ohne Scheuklappen nachgehen würden. Wie Schmidt selbst mit dieser punktuellen Öffnung aus dem volkskundlichen Mainstream herausragt, zeigt ein Blick in Hans Commendas zweibändige

8 Schmidt 1940 (wie Anm. 7), S. 86.

9 Ebd., S. 89, 90.

10 Ebd., S. 109.

11 Ebd., S. 112.

»Volkskunde der Stadt Linz« aus dem Jahr 1958/59¹². Die ist in Bezug auf moderne Unterhaltung und Vergnügung faktisch chemisch rein; aus dem Spezialgebiet des Autors, der Musik, wird der Schlager nicht einmal negativ erwähnt.

Einverleibung

Zu dieser Zeit war allerdings in der Bundesrepublik schon sichtbar, dass das Fach den Druck verspürte und auch nicht mehr abweisen wollte, unübersehbare Phänomene der modernen Massenkultur unter die Forschungsgegenstände aufzunehmen. Und das konnte geschehen, ohne dass man es zunächst als Bruch mit eigenen Traditionen wahrnahm. Denn auf rein faktischer Ebene ist festzuhalten: Durch das 20. Jahrhundert hindurch haben sich VolkskundlerInnen mit Phänomenen beschäftigt, die fraglos zur modernen kommerziellen Massenkultur zählen. Sie taten dies allerdings weitgehend im Rahmen der Orientierung am vorindustriell oder gar überzeitlich Volkstümlichen und in Verlängerung oder Aktualisierung des tradierten Kanons. Phänomene, die aus der Sicht des Kulturhistorikers sinnvollerweise nur als Elemente industriegesellschaftlicher, städtischer, medialisierter und weithin arbeitlicher Lebensweise zu verstehen sind, konnten durchaus materialnah und umfänglich thematisiert werden – indem man sie als Fortschreibungen bekannter »volkstümlicher« Kulturformen eingemeindete oder mittels einer quasi überzeitlichen Vorstellung vom Volksmenschen und seiner Kultur in die Grenzen des Bekannten und Vertrauten bannte.

Solche Ansätze (die ja durchaus Einsichten in den Umgang mit und die Rezeption von neuem, industriegesellschaftlich Populärem eröffneten) verbanden sich mit Entlehnungen aus der Soziologie oder Kommunikationsforschung, und es entstand seit den 1950ern ein durchaus mehrfarbiges Portfolio an Studien zur modernen Massenkultur. Aus der Erzählforschung (die der philologischen Kompetenz der meist germanistisch ausgebildeten und institutionell entsprechend eingebundenen Volkskundler entsprach) erwuchs die Beschäftigung mit der auch im

12 Hans Commenda: *Volkskunde der Stadt Linz an der Donau*. 2 Bde. Linz 1958 und 1959.

Fach oft so genannten »Trivallliteratur«¹³. Kategorien der Volksliedforschung strukturierten die Beschäftigung mit dem Schlager¹⁴. Untersuchungen zur massenhaft verbreiteten Imagerie der Einblattdrucke und der popularreligiösen Bildwelten führten zur Beschäftigung mit Bilderbögen, illustrierten Zeitschriften, den kapitalistischen »Bilderfabriken«¹⁵ und den omnipräsenten Glanz- und Schmuckbildchen für jedermann¹⁶.

Entsprechende Anschlüsse und Einverleibungen kann man sowohl in Hermann Bausingers »Volkskultur in der technischen Welt« von 1960/61 beobachten als auch (beispielsweise) in einer ganzen Reihe von Arbeiten aus der Hamburger Volkskunde¹⁷ – »aufregende Beobachtungen zur gegenwärtigen Kultur« nannte sie Bausinger rückblickend¹⁸. Insbesondere Walter Hävernich (der noch 1964 Schläge in der Erziehung als Element der Volkssitte und damit als Pfeiler der Sozialordnung verteidigte)¹⁹ und Karl Veit Riedel schrieben seit den späten 1950ern über Radio, Film und Fernsehen, sogar über Werbung und Reklame als unzweifelhafte Teile gegenwärtiger Volkskultur. Die neuen Themen wurden also keineswegs in Tübingen »entdeckt« – sie wurden dort allerdings mit dem Abschied von einem ethnisch, rassisch und subaltern kon-

13 Vgl. Kaspar Maase: Art. »Trivallliteratur«. In: Enzyklopädie des Märchens. Bd. 13. Berlin 2010, Sp. 944–954.

14 Vgl. Hermann Bausinger: Volkslied und Schlager. In: Jahrbuch des Österreichischen Volksliedwerkes 5, 1956, S. 59–76; Werner Mezger: Schlager. Versuch einer Gesamtdarstellung unter besonderer Berücksichtigung des Musikmarktes der Bundesrepublik Deutschland. Tübingen 1975.

15 Wolfgang Brückner: Die Bilderfabrik. Dokumentation zur Kunst- und Sozialgeschichte der industriellen Wandschmuckherstellung zwischen 1845 und 1973 am Beispiel eines Großunternehmens. Frankfurt a. M. 1973.

16 Vgl. Christa Pieske: Das ABC des Luxuspapiers. Berlin 1984.

17 Vgl. Martha Cehak: Das Bild der Familie im deutschen Film. In: Beiträge zur deutschen Volks- und Altertumskunde Bd. 2/3, 1958, S. 23–84; Walter Hävernich: »Rundfunk und Volkskunde«. In: Ebd., Bd. 4, 1959, S. 9–16; Karl Veit Riedel: Der Film – ein Gegenstand der Volkskunde. In: Ebd., Bd. 8, 1964, S. 21–36; Ders.: Fernsehen und Volkskultur. In: Ebd., Bd. 9, 1965, S. 23–37; Ders.: Werbung und Reklame als volkskundliche Probleme. In: Ebd., Bd. 10, 1966, S. 93–117.

18 Ein Aufklärer des Alltags. Der Kulturwissenschaftler Hermann Bausinger im Gespräch mit Wolfgang Kaschuba, Gudrun M. König, Dieter Langewiesche und Bernhard Tschöfen. Köln, Weimar 2006, S. 104.

19 Walter Hävernich: »Schläge« als Strafe. Ein Bestandteil der heutigen Familiensitte in volkskundlicher Sicht. Hamburg 1964.

notierten Volksverständnis und mit einer forcierten Öffnung zur Sozialwissenschaft verbunden.

Die Denkrichtungen waren nämlich absolut konträr: Die Hamburger kultivierten einen überzeitlichen, organizistischen und (freundlich gesagt) vordemokratischen Begriff vom Volk, seiner primitiven »Grundschicht« und seiner »Geistigkeit«. Bausinger hingegen betrachtete alle Traditionen und Weltansichten der »einfachen Leute« als grundlegend historisch bewegt und in tiefen Umbrüchen begriffen; vor allem aber fasste er das »Volk« nicht mehr im Sinne von vulgus (primitive Unterschicht) oder ethnos (Kultur- und Rassengemeinschaft), sondern mit Brecht als »Bevölkerung«²⁰, als demos in der Perspektive einer westdeutschen Demokratie.

Prägungen?

Doch nimmt, wer diese Texte heute liest, elementare Gemeinsamkeiten der beiden Schulen wahr; und man fragt sich, ob und wie die in der postvolkskundlichen, europäisch-ethnologischen Populärkulturforschung weiterwirken. Damals herrschte in Tübingen wie in Hamburg eine gewisse Gelassenheit angesichts der zeitgenössischen Massenvergnügen und Massenmedien – ganz anders als in der erhitzten Kulturkritik dieser Zeit. Hävernicks begründete das prinzipiell: »Für uns galt bisher als unerschütterlich in der Volkskunde der Lehrsatz, dass das Volk sich aus der Menge des Dargebotenen das ihm Adäquate auswählt und es dadurch als echtes Volksgut kennzeichnet.«²¹ Was bisher galt, war nun anhand neuer Medien und Formate zu überprüfen, und die Urteile fielen relativ offen und differenziert aus. Da in der Werbung das Publikum auswähle, ordnete sie Riedel »einem Regelkreissystem [zu], das für das soziale Leben notwendig ist und das Volksganze als organisches Gebilde lebensfähig macht.« Doch neben der Beruhigung, »dass jegliche Werbung vergeblich ist, wenn ihr im Volk verankerte Normen entgegenstehen«, äußerte Riedel angesichts der Dynamik der Veränderungen doch Zweifel, ob »der Auslesekreislauf als Ausdruck und Selbstregelung des

20 Hermann Bausinger: *Volkskultur in der technischen Welt*. Frankfurt a. M., New York 1986 [EA 1961], S. 7.

21 Hävernicks 1959 (wie Anm. 17), S. 10.

Volkslebens unfehlbar gegeben« sei²². Auch dem Fernsehen sprach man (wie dem Film) große Volkstümlichkeit und Vergemeinschaftungskraft zu: »Es verbreitet kumulierend das, was der grundsichtigen Weltvorstellung und Geistesart gemäß ist und verbindet integrierend die einzelnen Menschen mit dem Ganzen.« Zugleich herrschte Sorge, ob die Dynamik des Mediums dauerhaft durch Sitte und Brauch eingehegt werden könne²³.

Bausingers Gelassenheit gegenüber den zeitgenössischen Warnungen vor der Massenkultur war deutlich weniger prononciert begründet; man muss sie aus dem Gesamt seiner Argumentation erschließen. Die paradigmatische Wende, die Volkskultur uneingeschränkt für die Industriemoderne zu öffnen, war im Fach zu dieser Zeit anscheinend nur vermittelbar um den Preis, diese Volkskultur als unbegrenzt wandlungs- und aufnahmefähig zu konzipieren. Dass es eine moderne »Volkswelt« gebe, belegte Bausinger oft mit Beispielen dafür, wie »natürlich« (der Begriff steht mal mit, mal ohne Anführungszeichen) Technik, räumliche Horizonterweiterung und ähnliche Phänomene als »Ergebnis der Gewöhnung und des Umgangs« die »reale Welt der kleinen Leute« durchdrängen und veränderten²⁴. Genauso wichtig schien ihm aber, diese erheblich gewandelten Lebensverhältnisse weiterhin als Volkswelt zu bestimmen – und damit in der Zuständigkeit einer modernisierten Volkskunde zu halten. In diesem Argumentationszusammenhang sprach Bausinger der Volkswelt eine außerordentliche Integrationskraft zu; beispielsweise nahm er nicht nur den Nachkriegsschlager, sondern sogar den Jazz in die lange Traditionslinie der Präsenz von Exotischem *in der Volkskultur* hinein. Man müsse selbst diese (damals heiß umstrittene) Richtung der Gegenwartsmusik »heute in einigen Formen als Bestandteil der Volkskultur ansprechen [...]: umgeben zuerst vom vollen Reiz des Exotischen, wurde er [der Jazz; Verf.] so intensiv angeeignet, dass sich das Exotische zum Teil verflüchtigte«.²⁵ Für diese Sicht fallen einem durchaus Beispiele ein; was man vermisst, ist ein Hinweis auf die »systemsprengende« Qualität der Neuerungen. Technik, internationale Horizonterweiterung und Populärkünste trugen eben wesentlich zu jener »Fundamentalliberalisie-

22 Riedel 1966 (wie Anm. 17), S. 116, 106, 117.

23 Riedel 1965 (wie Anm. 17), S. 35 (Zitat), 36–37.

24 Bausinger 1986 (wie Anm. 20), S. 43, 9.

25 Ebd., S. 76–85, Zit. S. 85.

rung« (Ulrich Herbert) bei, die es analytisch nicht mehr sinnvoll macht, die Lebenswelt der kleinen Leute seit den 1960ern als »Volkswelt« oder »Volkskultur« zu fassen.

Man kann den Eindruck gewinnen (zumindest tut das der Autor), die erwähnte Gelassenheit gründete – vor aller Argumentation – in einer Art Urvertrauen in die Anpassungskräfte des Volklebens, das sich schon immer mit neuen Bedingungen arrangiert und zugleich das von außen Eindringende nach seinen Möglichkeiten und Präferenzen aktiv umarrangiert habe. So gesehen, sind die volkskundlichen Einlassungen und die Einverleibungen moderner Populärkultur aus den mittelfünfziger bis mittsechziger Jahren gar nicht so weit entfernt von den gleichzeitigen Überlegungen Richard Hoggarts zur Frage, was mit der englischen Arbeiterkultur unter dem Druck kommerzieller, konsumorientierter Massenunterhaltung geschehen werde²⁶. Hoggart beurteilte die Chancen der traditionellen populären Werte und Lebensformen skeptischer als die deutschen Volkskundler. Sein Schlüsselbegriff der »resilience« jedoch verweist gleichfalls auf hoffnungsgeladenes Vertrauen – Hoffnung auf die Widerstandsfähigkeit, die Elastizität der »überlieferten Ordnungen« (Leopold Schmidt) und der aus ihnen heraus handelnden Akteure des Alltags²⁷.

Der Verweis auf ähnliche Grundeinstellungen gegenüber der Veränderung populären Lebens in der neuen Massenkultur von Medien und Konsum soll zumindest andeuten, dass die Adaption des Cultural-Studies-Ansatzes durch die Europäische Ethnologie in Deutschland seit Ende der 1970er an einen Denkstil anschließen konnte, der sich der volkskundlichen Tradition verdankt. Das gibt zumindest Anlass zur Vermutung, dass noch viele aktuelle Untersuchungen unseres Fachs zur populären Unterhaltung und Vergnügung durch ein disziplinäres Milieu geprägt sind, das sie mit der Volkskunde des 20. Jahrhunderts verbindet,

26 Richard Hoggart: *The Uses of Literacy. Aspects of Working-class Life with Special Reference to Publications and Entertainments*. Harmondsworth 1957.

27 Vgl. dazu ausführlicher Kaspar Maase: *Das Recht der Gewöhnlichkeit. Zur Durchsetzung von Gemeinkultur in der Bundesrepublik*. In: Ders.: *Das Recht der Gewöhnlichkeit. Über populäre Kultur*. Tübingen 2011, S. 297–318, hier S. 315–318.

und dass dies im Spektrum moderner Kulturforschung ihre Spezifik als »volkskundliche Kulturwissenschaft« ausmacht²⁸.

Dabei ist ein Faktum aufschlussreich, weil es beleuchtet, dass der verkündete Abschied vom Kanon neue (vielleicht sogar alte!) blinde Flecken nicht ausschloss. Als sich deutsche KulturforscherInnen am Ende der 1960er der Arbeiterkultur zuwandten (VolkskundlerInnen bildeten nicht die Avantgarde, reihten sich aber bald in diese stark politisch motivierte Forschungsrichtung ein), da blieb die von den ProletarierInnen frequentierte *Massenkultur* außen vor. Man kann nur mutmaßen, inwieweit die WissenschaftlerInnen damit eher der Ablehnung dieser Phänomene durch die sozialdemokratische wie kommunistische Arbeiterbewegung folgten oder doch die Vorbehalte bürgerlicher Kritik teilten (oder beides). Jedenfalls untersuchte man die Symbolik der 1.-Mai-Feiern und die sozialistische Kulturarbeit, Arbeitersexualität und Geschlechterverhältnisse im Proletariat – aber eben nicht Tingeltangel und Kino. Auch die linken Spät-VolkskundlerInnen nahmen nicht wahr, dass DDR-KulturwissenschaftlerInnen um Dietrich Mühlberg bereits in den frühen 1970ern begonnen hatten, die gesamten städtischen und medialen Vergnügungen als notwendigen und legitimen Teil einer zukunftsweisenden Arbeiterlebensweise zu studieren²⁹. Sie mussten erst von Dieter Langewiesche (bei der Tübinger Arbeiterkulturtagung 1990) auf die starke »Traditionslinie einer unpolitischen, individualisierten Arbeiterkultur und Arbeiterfreizeit« hingewiesen werden³⁰. Umso größer ist das Verdienst von Rolf Lindner, der in den späten 1970ern mit anderen

28 Vgl. Kaspar Maase, Bernd Jürgen Warneken: Der Widerstand des Wirklichen und die Spiele sozialer Willkür. Zum wissenschaftlichen Umgang mit den Unterwelten der Kultur. In: Dies. (Hg.): Unterwelten der Kultur. Themen und Theorien der volkskundlichen Kulturwissenschaft. Köln 2003, S. 7–24; eine knappe Auflistung entsprechender Merkmale ebd., S. 22 f.

29 Vgl. als zusammenfassende Darstellungen Dietrich Mühlberg (Hg.): Arbeiterleben um 1900. Berlin/DDR 1983; Ders. (Hg.): Proletariat. Kultur und Lebensweise im 19. Jahrhundert. Leipzig 1986.

30 Dieter Langewiesche: Arbeiterfreizeitkultur in der Bundesrepublik. Traditionsbrüche und Kontinuitäten. In: Wolfgang Kaschuba, Gottfried Korff, Bernd Jürgen Warneken (Hg.): Arbeiterkultur seit 1945 – Ende oder Veränderung? Tübingen 1991, S. 59–70, hier S. 61.

SoziologInnen zusammen den Import der CCCS-Arbeiten zu modernen Jugend- und Subkulturen mit proletarischem Hintergrund anstieß.

Seit den 1990ern, so scheint es, hat sich dann Forschung zur Populärkultur der *Gegenwart* fest in der Post-Volkskunde etabliert – wenn gleich eher am Rande des Fachs. Es sind vor allem Qualifikationsarbeiten, Masterthesen und Dissertationen, Studienprojekte sowie Beiträge zu Tagungen und Sammelbänden benachbarter Disziplinen, die dieses Korpus bilden. Ob sich einmal eine DGV-Tagung des Themas annehmen wird?

Hier sei nur eine Anmerkung gemacht zum konzeptionellen Vorgehen vieler dieser Studien. Sie sind ganz stark ausgerichtet auf Nutzerinnen und Nutzer, auf das aktive Publikum populärkultureller Angebote; das wird von benachbarten Disziplinen auch als bestimmendes Kennzeichen europäisch-ethnologischer Ansätze wahrgenommen (und nicht selten als einseitig kritisiert). Man kann das auf den Nenner einer Formulierung bringen, die am Ludwig-Uhland-Institut in Debatten über volkskundliche Medienforschung zur stehenden Redewendung wurde: Zu fragen sei nicht, was Medien mit den Menschen machen, sondern was die Menschen mit den Medien machen. Das ist absolut plausibel, doch geht dieser Zugriff nach meinem Eindruck mit einigen weißen Flecken auf der Forschungskarte einher. Zum einen konzentriert sich das ethnographische Interesse auf das Publikum und klammert die unterschiedlichen Macher der Massenkultur weitgehend aus³¹. Wo sind die empirischen Studien beispielsweise zu Laien- oder Profibands und zu kommerziellen Produktionspraktiken in Studios und Writers' Rooms?³² Zweitens scheint mir, dass die geschmacklichen Präferenzen

31 Vgl. dazu auch die Rezension von Klaus Nathaus zum in Anm. 1 genannten Tagungsband, <http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/rezensionen/2014-1-095>, Zugriff: 28.07.2014.

32 Vgl. allerdings Christine Hämmerling: Verhandlungen in Geschmackssachen. Wertzuschreibungsprozesse unter Kreativen und Produzierenden der Krimireihe Tatort. In: Kaspar Maase u.a. (Hg.): Macher – Medien – Publika. Beiträge der Europäischen Ethnologie zu Geschmack und Vergnügen. Würzburg 2014, S. 165–176, sowie das von Regina Bendix geleitete Projekt »Serienschreiben: Zur Arbeitskultur im gegenwärtigen deutschen Unterhaltungsfernsehen« im Rahmen der DFG-Forschendengruppe »Ästhetik und Praxis populärer Serialität«, http://www.popularseriality.de/projekte/aktuelle_projekte/serienschreiben/index.html, Zugriff: 28.7.2014.

der ForscherInnen erheblich die Wahl der Gegenstände bestimmen, und zwar nicht in Richtung auf den Mainstream – mit dem Ergebnis, dass es bereits eine erfreuliche kleine Forschungstradition zu Heavy Metal gibt, wir aber kaum über tieferes professionelles Wissen zu Heino- und Andrea-Berg-Fans, zum Publikum der »Familienfilme« von Disney und Pixar oder zu Musictouristen verfügen.

Forschungstraditionen

Das dritte Monitum führt dann schon zum zweiten Teil. Die Konzentration auf den »Umgang mit« hat nämlich einen problematischen Nebeneffekt. Was genau Fans und Nutzer zu bestimmten Genres und Texten hin zieht und welche Befriedigungen sie dort finden, scheint in dieser Perspektive merkwürdig zweitrangig. Wir wissen mehr über Fanzines und Internetforen, mehr darüber, wer sich mit wem vor welchen Medien trifft, wie dabei kommuniziert und was geknabbert wird, als darüber, was nun die einen am Bundesligafußball, die anderen an Katie Ffords Geschichten und wieder andere an den Inszenierungen von Lady Gaga derart fasziniert, dass sie nicht genug davon bekommen können. Zugespitzt: Wie die emotionalen oder ästhetischen Beziehungen zwischen dem Publikum und seinen Lieblingsvergnügungen empirisch aussehen und wie sie theoretisch zu konzipieren sind, was beide Teile, Angebote und Rezipienten, dazu beitragen – das wird kaum explizit gefragt und erforscht³³.

- 33 Freilich treffen Studien zu populärkulturellen Angeboten oft auch Aussagen zu dem Nutzen, den Rezipienten aus ihnen ziehen. Und schon gar nicht geht es hier um die Intensität der Analysen einschlägiger Genres und Texte; das belegen z.B. Ute Bechold's »Puzzling Gender. Re- und Dekonstruktionen von Geschlechterverhältnissen im und beim Musikfernsehen« (Weinheim 1999) ebenso wie die seit 2007 erscheinende Reihe »Populäre Literaturen und Medien« des Zürcher Instituts. Doch ist bisher keine Auseinandersetzung mit dem von Hans-Otto Hügel seit längerem vertretenen Ansatz einer grundlegend ästhetischen Beziehung zwischen Populärkulturangeboten und RezipientInnen – der gleiche Aufmerksamkeit für die Machart der Texte wie für die Erwartungen, Praktiken und Empfindungen der NutzerInnen verlangt – erkennbar; vgl. Hans-Otto Hügel: Ästhetische Zweideutigkeit der Unterhaltung. Eine Skizze ihrer Theorie. In: Ders.: Lob des Mainstreams. Zu Begriff und Geschichte von Unterhaltung und populärer Kultur. Köln 2007, S. 13–32.

Dieser Befund ließe sich allerdings in die große Tradition der Kritischen Theorie stellen. Wenn – laut Horkheimer und Adorno – alle Massenkultur unterm Monopol identisch ist³⁴, dann ist es nur konsequent, die verschiedenen konkreten Gegenstände nicht zentral in ihrer Qualität als Auslöser und Gegenstand oder gar Partner emotionalen, ästhetischen Vergnügens zu untersuchen.

Wir kommen darauf zurück. Im Folgenden wird zunächst versucht – in fragwürdiger Kürze und infolge der Forschungslage ausgesprochen vorläufig –, Linien volkskundlicher Populärkulturfor schung anzudeuten, die man produktiv weiterentwickeln kann. Ziel ist dabei zum einen, heutige Forschungsansätze Europäischer EthnologInnen mit älteren Fachpositionen und -einsichten zu verbinden und sie damit als Eigengewächs zu charakterisieren. Zum anderen soll dies Anstoß sein für eine noch wichtigere Aufgabe: den spezifischen Denkstil des Fachs in Sachen populärer Unterhaltung und Vergnügung herauszuleuchten, der vermutlich bis heute weiter wirkt. Dazu einige Hinweise aus dem wahrscheinlich am intensivsten beachteten Feld volkskundlicher Populärkulturfor schung: aus der Beschäftigung mit modernen preiswerten Lesestoffen.

An den Anfang kann man einen 1913 erschienenen Aufsatz des volkskundlich engagierten Germanisten und Weinhold-Schülers Friedrich von der Leyen stellen³⁵. Im Rahmen der erregten wilhelminischen Debatte zur Schundliteratur³⁶ markierte der Autor eine distinkte Position, die sich erheblich vom öffentlichen wie akademischen Mainstreamdiskurs in Sachen Kolportageromane und Serienhefte abhob. Er versuchte, die Frage nach dem Erfolg dieser Geschichten ernsthaft, literarhistorisch zu beantworten – indem er sie als Kunst, als Angebot an ästhetische Erwartungen unterbürgerlicher Leserinnen und Leser betrachtete. Die Verfasser der einschlägigen Genres leisteten laut von der Leyen Bemerkenswertes; sie bedienten sich bei Stoffen und Erzählweisen kanonisierter Werke wie bei der bürgerlichen Unterhaltungsliteratur des 18. und 19.

34 Max Horkheimer, Theodor W. Adorno: Dialektik der Aufklärung. Philosophische Fragmente. Frankfurt a. M. 1971 [EA 1947], S. 108.

35 Friedrich von der Leyen: Volksliteratur und Volksbildung. In: Deutsche Rundschau 157, 1913, S. 104–130.

36 Vgl. zu diesem Kontext Kaspar Maase: Die Kinder der Massenkultur. Auseinandersetzungen um Schmutz und Schund seit dem Kaiserreich. Frankfurt a. M., New York 2012.

Jahrhunderts – transformiert freilich für ein *anderes* Lesen in *anderen*, weniger beschaulichen Lebensverhältnissen.

Der Volkskundler drehte gar den Spieß um und fragte namens der Schundleser, mit welcher Berechtigung eigentlich gerade bürgerliche Kritiker die populäre Lektüre verächtlich machten. Von der Leyen sah wenig Anlass zu solcher Überhebung, habe doch das Bürgertum selbst diese unterhaltsam-serielle Literaturgattung geschaffen; und aktuell präferiere es Zeitungsromane, die sich vom Schund nicht substantiell unterschieden.

Aus heutiger Sicht verweist dieser volkskundliche Zugriff auf Konzepte, die erst ein halbes Jahrhundert später für die germanistische und literatursoziologische Beschäftigung mit sogenannter Trivalliteratur tragend wurden: die Einordnung in historische Linien der Unterhaltungselektüre und die Verknüpfung von Texteigenschaften mit den Lebensverhältnissen und Leseerwartungen sozial und kulturell benachteiligter Unterschichten. Letztlich wurde hier ein grundlegendes Modell der Evasion und Kompensation skizziert, wonach die Unterschichten »in der Literatur die Sensationen [suchen], die ihnen das Leben verweigert.«³⁷ Für den Volkskundler bildete die »gleichförmige, abstumpfende und ermattende, auch [...] aufreibende und mörderische Arbeit« die Ursache dafür, dass Hunderttausende »in den arbeitsfreien Stunden, nur, um ihren schweren und dumpfen Beruf zu vergessen, mit einer gewissen Notwendigkeit jenen Sensationen zustreben, die sie gewaltsam auffrischen und aufpeitschen.«³⁸

Die Weigerung, die verbreitete Stigmatisierung von Schundliteratur und – insbesondere! – von Schundlesern und -leserinnen zu akzeptieren, findet sich bei allen volkskundlichen Nachfolgern von der Leyens mehr oder minder deutlich ausgeprägt. Im Vordergrund ihres Interesses stand allerdings das *erzählforscherische* Motiv, die modernen, seriellen und sensationalistischen Lesestoffe zu integrieren in den Kosmos des »deutschen Volkstums, wie Märchen und Sage, wie Rätsel und Schwank es offenbaren«³⁹. So Will-Erich Peuckert 1938. Seine Analyse des Percy Stuart-Heftromans »Der Zauberer von Graz« führte ihn zu dem Befund:

37 Von der Leyen 1913 (wie Anm. 35), S. 117.

38 Ebd., S. 127.

39 Will-Erich Peuckert: Deutsches Volkstum in Märchen und Sage, Schwank und Rätsel. Berlin 1938, hier S. VI.

»Das Märchen lebt weiter im Schundroman«⁴⁰. Immer noch im Bann des »moderne Märchen«-Modells, allerdings ohne Volkstums-Rahmung, bewegte sich auch ein Aufsatz Hermann Bausingers »Zur Struktur der Reihenromane« 1956⁴¹.

In den 1960ern schärfte sich dann der Blick für die *Weltbilder*, die die populären Lesestoffe zeichnen. Zunächst las man sie, vergleichbar mit den erwähnten Hamburger Studien, als Quellen zur zeitgenössischen Volkskultur oder – schon etwas mehr in Richtung sozialwissenschaftlicher Gegenwartsdiagnostik, etwa bei Peuckert – als Hinweise auf einflussreiche (»volkstümliche«) Muster zur Deutung gegenwärtiger Herausforderungen wie der Atomkriegsgefahr⁴². Doch bald rückte die Kritik an der *Ideologie* in den Vordergrund, die in der Massenkultur als Ware kapitalistischer Kulturindustrie aufzudecken war. »Die Lesestoffe der Beherrschten sind die herrschende Literatur«, so formulierte Rudolf Schenda⁴³ 1971 die neue Perspektive, die schon sein Opus magnum, die bis heute als Standardwerk dienende historische Studie *Volk ohne Buch*⁴⁴ auszeichnete. Eine ganze Reihe von Tübinger Dissertationen⁴⁵ führten den ideologie- und marktkritischen Ansatz fort: Zu Liebes-, Wildwest-,

40 Ebd., S. 5–11, Zit. S. 10.

41 Vgl. Hermann Bausinger: Zur Struktur der Reihenromane. In: Wirkendes Wort 6, 1956, S. 296–301.

42 Vgl. Will-Erich Peuckert: Volksbücher von heute. Ernst Kreuder zum 60. Geburtstag. In: Zeitschrift für Deutsche Philologie 82, 1963, S. 423–447. Peuckert legte bereits in den 1950ern im Göttinger Volkskundeinstitut eine Sammlung von Heftromanen und anderer populärer Literatur an.

43 Rudolf Schenda: Die Lesestoffe der Beherrschten sind die herrschende Literatur. Bemerkungen zu Klassencharakter und sozialer Schichtung des literarischen Kommunikationsfeldes. Anhang zu: Dorothee Bayer: Der triviale Familien- und Liebesroman im 20. Jahrhundert. Tübingen 2. erw. Aufl. 1971, S. 187–211.

44 Rudolf Schenda: Volk ohne Buch. Studien zur Sozialgeschichte der populären Lesestoffe 1770–1910. Frankfurt a. M. 1970.

45 Jens-Ulrich Davids: Das Wildwest-Romanheft in der Bundesrepublik. Ursprünge und Strukturen. Tübingen 1969, 2. erw. Aufl. 1975; Manfred Nagl: Science Fiction in Deutschland. Untersuchungen zur Genese, Soziographie und Ideologie der phantastischen Massenkultur. Tübingen 1972; Klaus F. Geiger: Kriegsromanhefte in der BRD. Tübingen 1974; Burkhard F. Lauterbach: Bestseller. Produktions- und Verkaufsstrategien. Tübingen 1979. Dem Trivilliteratur-Konzept der 1960er folgte weithin noch Bayer: Familien- und Liebesroman (EA 1963).

Kriegs- und SF-Heftromanen sowie zum Buchgeschäft mit literarischen Bestsellern.

In diesen Arbeiten präsentierte sich die erneuerte Volkskunde/EKW als kritische Sozialwissenschaft, auf historische Tiefenschärfe bedacht und meist auch literaturwissenschaftlich beschlagen. Autoren wie Hermann Bausinger und Hans-Friedrich Foltin begaben sich in den direkten Dialog mit der germanistischen Trivalliteraturforschung. Doch mit dem Abflauen des literaturwissenschaftlichen Interesses an populären Lesestoffen ging auch die volkskundliche Beschäftigung mit dem Gegenstand zurück. Seit den 1980ern dann wurde das Forschungsfeld moderne Populärkultur vielfältiger, zugleich auch heterogener und zersplittert. Das »Schnittstellenfach« Europäische Ethnologie öffnete sich in neuer Qualität für Theorien und Methoden anderer mit Populärem befasster Disziplinen. Eines allerdings scheint viele Studien zu verbinden: das je nach Thema ganz verschieden umgesetzte Interesse daran, welchen »Sitz im Leben« der Nutzer die untersuchten Genres und Praktiken hatten.

Populärkultur als ästhetische Erfahrung?

Womit wir wieder bei den »volkskundlichen Genen« der Populärkultur-forschung wären und bei den Entwicklungsmöglichkeiten, die sie bieten. Das soll zum Ende dieser Skizze noch einmal angedeutet werden, am Beispiel eines Handbuchartikels von 1934 zum »Volkslesestoff«⁴⁶. Der Ansatz des Leipziger Volkskundlers und Jolles-Schülers Otto Görner⁴⁷ beeindruckt bis heute durch die Komplexität der Kontexte, in die

46 Otto Görner: Der Volkslesestoff. In: Adolf Spamer (Hg.): Die Deutsche Volkskunde. 2., verb. u. verm. Aufl. Leipzig 1934, S. 388–399.

47 Zur Person vgl. http://saebi.isgv.de/biografie/Otto_G%C3%B6rner_%281902-1955%29, Zugriff: 28.7.2014. 1931 publizierte Görner eine Studie, die modellhaft am Beispiel des Verjüngung und ewige Gesundheit versprechenden Naturheilmittels »Lukutate« kommerzielles Werbematerial aus Zeitschriften und Illustrierten als Quelle und Bildungsfaktor zeitgenössischer »Mentalitäten« interpretierte. Der Aufsatz ist originell nicht nur durch den Anspruch, derartige populärkulturelle Phänomene »zum Objekt volkskundlicher Neuentdeckungen« zu machen, sondern ebenso durch Frische und Selbstbewusstsein, mit der Zeiterscheinungen wie Trendsportarten und literarische Moden in den Zuständigkeitsbereich des Fachs hereingenommen werden. Das gilt, obwohl letztlich in den Motiven der

der Gegenstand gerückt wird. Neben der Ausdifferenzierung der literaturhistorischen und -soziologischen Perspektiven, die sich schon bei von der Leyen fanden, besticht beispielsweise der unvoreingenommene empirische Zugriff, wonach »Werke der hohen Literatur« gleichermaßen »volkstümlich« sein könnten⁴⁸ wie die »routinierte Kunst« der als kapitalistische »literarische Ware« bestimmten modernen Heftserien⁴⁹.

Der unorthodoxe Blick Görners, quer zu etablierten Kanonstrukturen und Wertungshierarchien, verdankte sich nicht allein der Fähigkeit des Volkskundlers, seine Wahrnehmung zu emanzipieren von etablierten Deutungsmustern. Er wurde zumindest erleichtert durch eine besondere heuristische Annahme. Görner setzte voraus, dass Volkslesestoff wesentlich durch seine spezifische ästhetische Struktur charakterisiert sei, die sei es letztlich, die den »naiven Leser« »festhält«. »Volkslesestoff braucht keine Kunst zu sein, aber er ist Literatur, und wenn wir Literatur als das definieren, was die Strukturgesetzmäßigkeiten von sprachbedingten Formen und Gattungen verwirklicht, so kann er nie »schlechte Literatur« sein.«⁵⁰

Wieder beeindruckt das avancierte Verständnis Görners von literarischer Struktur, genauer: der rezeptionsorientierte, geradezu pragmatistische Charakter seiner Überlegungen. Er sah die Qualität populärer Lesestoffe nicht zuletzt darin, wie die Autoren ihre narrativen Strategien abstimmten auf die literarischen Erwartungen ihres Publikums und passfähig machten mit den lebenspraktischen Verhältnissen, in die die Nutzer wiederum ihre Lektüre einpassen (müssen). Görner wies auf Preise und Bezahlbarkeit der literarischen Waren für den Massenmarkt hin; aber er blieb nicht bei den elementaren Dimensionen der Zugänglichkeit stehen. Zu den grundlegenden literarischen Qualitäten von Texten, die das Potenzial zum populären Lesestoff hätten, rechnete er wesentlich ihre Alltagstauglichkeit; sie müssten »mit dem Leben des Alltagsmenschen unmittelbar zu verknüpfen, zu ihm in Beziehung zu

Werbung »nichts anderes als die Welt des Märchens« entdeckt wird. Vgl. Otto Görner: *Reklame und Volkskunde*. Lukutate. (Möglichkeiten neuer Märchenforschung). In: *Mitteldeutsche Blätter für Volkskunde* 6, 1931, 3, S. 109–127, Zit. S. 127, 126.

48 Görner 1934 (wie Anm. 46), S. 388.

49 Ebd., S. 398, 399.

50 Ebd., S. 390. Der Kunst-Begriff wird allerdings nicht definiert und auch nicht ganz konsequent verwendet.

setzen sein [...] unter Umständen »täglichem Bedarf« genügen, tägliche Dosierung vertragen.«⁵¹ Dabei führte er insbesondere Aspekte an, die heute als Zusammenhang von Serialität und Popularität diskutiert werden⁵². Er betonte mit Blick auf die narrative Struktur der Texte die Passung für regelmäßige Lektüre, die in Fortsetzungen, Wiederholungen und Erweiterungen einer Geschichte zur Gewohnheit des Erlebens von vertrauten (und doch immer wieder überraschenden) fiktionalen Welten werden kann.

Görner hielt durchaus Abstand zu dem, was damals als echte Kunst und guter Geschmack galt. Doch ragt aus der zeitgenössischen wie auch aus der späteren Trivilliteraturforschung die Klarheit heraus, mit der er die ästhetische Kraft der Texte in ihrem Zusammenwirken mit der »Lebensneugier eines naiven Lesers«⁵³ als entscheidende Voraussetzung für Popularität bestimmte. »Das, was [...] letztlich im Volkslesestoff wirkt, ist die magische Kraft der »Literatur«, die imstande ist, durch die [...] Gestaltung [...] ihrer Gebilde dem Alltagsleben das an Überhöhung zu geben, was ihm scheinbar fehlt: die unbekannte Ferne, das überströmende Gefühl, den Scharfsinn, die Rätsel zu lösen, die das Leben an seinen Spannungspunkten aufgibt.«⁵⁴

Die Verve der Einfühlung in die ästhetische Erfahrung der »naiven Leser« ist weit entfernt vom sozialwissenschaftlichen Evasions- und Kompensationsparadigma, das bis heute populärer Lektüre die Funktionen von Wirklichkeitsflucht, illusionärem Träumen und Trost im Entbehren und Verzichten zuschreibt. »Lebensneugier«, »Überhöhung«, »unbekannte Ferne«, »überströmendes Gefühl«, »Scharfsinn« – so spricht man über Leser, deren Wünsche und Beglückungen man ernst nimmt und respektiert. Görners Semantik weist in dieser Hinsicht, so scheint mir, Parallelen auf zu einem Autor, der zur gleichen Zeit, in den mittleren und späten 1930ern, das Thema unter durchaus konträren weltanschaulichen Vorzeichen betrachtete: Ernst Bloch mit seinen

51 Ebd., S. 391; vgl. zu diesem Ansatz auch schon von der Leyen 1913 (wie Anm. 35), S. 112, 114, passim.

52 Vgl. dazu die Arbeiten der DFG-Forschendengruppe »Ästhetik und Praxis populärer Serialität« (<http://www.popularseriality.de>); zum Einstieg Frank Kelleter (Hg.): Populäre Serialität: Narration – Evolution – Distinktion. Zum seriellen Erzählen seit dem 19. Jahrhundert. Bielefeld 2012.

53 Görner 1934 (wie Anm. 46), S. 391.

54 Ebd., S. 399.

Überlegungen zum revolutionären Potenzial der Kolportage. Bloch sah in den traumaffinen Abenteuergeschichten Karl Mays und anderer den »populären Widerschein von Urmotiven der Angst, der Rückkehr, des Muts, der Erwartung, Enttäuschung, Rettung und anderer Erschütterungen des Willenslebens *im Spiegel gefährlicher Ferne oder abgrundreichen Glanzes*. [...] Kolportage hat in ihren Verschlingungen keine Muse der Betrachtung über sich, sondern Wunschphantasien der Erfüllung in sich; und sie setzt den Glanz dieser Wunschphantasie nicht nur zur Ablenkung oder Berauschung, sondern zur *Aufreizung* und zum *Einbruch*.«⁵⁵

Diese Korrespondenz legt es noch näher, hier – in der Integration literarischer und narrativer Aspekte und insbesondere in der systematischen Aufmerksamkeit für das Wechselspiel spezifischer ästhetischer Wirkpotenziale populärkultureller Texte und Genres mit den rezeptiven Einstellungen und Praktiken der Nutzer im großen Publikum – ein paradigmatisches Erbe zu sehen, einen Impuls aus der Volkskunde für Populärkulturforschung in der Post-Volkskunde. Denn die Charakterisierung der LeserInnenerwartungen als *Neugier auf das Leben* und die Aufmerksamkeit für die *Kunstqualität* massenkultureller Angebote sowie die interaktive Verknüpfung beider »Akteure« sind jedem sozialwissenschaftlichen Zugriff überlegen, der Populärkultur grundlegend als Flucht in fiktive kulturindustrielle Welten konzipiert mit der Funktion, Beschwerden, Leiden und Versagungen des »wirklichen Lebens« zu kompensieren oder zumindest zeitweilig zu vergessen. Görner und Bloch hingegen weisen darauf hin: Das Interesse an den erfundenen Geschichten und phantastischen Spiel-Welten der Massenkünste ist ein Interesse, in den Fiktionen – über wie viele Umwege und Brechungen auch immer – Erfahrungen zu machen, die dem Verständnis der Welt, der Menschen und des eigenen Selbst dienen.⁵⁶ Insofern ist die Welt der

55 Ernst Bloch: Erbschaft dieser Zeit. Erweiterte Ausgabe. Frankfurt a. M. 1962, S. 168–186, hier S. 178; Hervorh. im Orig. [EA Zürich 1935]. Ohne Bezug auf Bloch hat Hans-Otto Hügel ein Konzept ins Zentrum populärer Ästhetik gestellt, das wiederum eine gewisse »Familienähnlichkeit« (Wittgenstein) erkennen lässt: die »Darstellung des gelingenden Lebens als Begriffskern des populären Schönen«; vgl. Hans-Otto Hügel: Nachrichten aus dem gelingenden Leben. Die Schönheit des Populären. In: Kaspar Maase (Hg.): Die Schönheiten des Populären. Ästhetische Erfahrung der Gegenwart. Frankfurt a. M., New York 2008, S. 77–96, Zit. S. 93.

56 Anregend dazu ist Winfried Fluck: Ästhetische Erfahrung und Identität. In: Zeitschrift für Ästhetik und Allgemeine Kunstwissenschaft 49, 2004, S. 9–28.

Populärkultur nicht *weniger*, nur *anders* wirklich als die Welt des physischen Handelns und der materiellen Dinge. Deshalb wurden Massenkünste im 20. Jahrhundert zu »geistigen Lebensmitteln«⁵⁷ – nicht weniger, doch anders wichtig als die sächlichen Lebensmittel.

Die hier herausgeleuchteten volkskundlichen Überlegungen wirken auch der bereits erwähnten Neigung in der sozialwissenschaftlichen Populärkulturforschung wie in der Europäischen Ethnologie entgegen: der *bereits im methodischen Design*, im Fokus auf Funktionen und »Umgang mit« *implizierten Annahme*, dass die je konkreten (in gewisser Hinsicht je einmaligen) Qualitäten und Potenziale der massenkünstlerischen Angebote, denen sich Menschen zuwenden, und die besonderen ästhetischen Erfahrungen, die sie daraus für sich erzeugen, zu vernachlässigen seien. Gewiss, die Forderung nach einem »aesthetical turn« wäre ein Griff ins falsche Register und würde wohl das ohnehin auf fast allen Theorie-Hochzeiten (nicht unelegant) tanzende Fach überfordern. Aber vielleicht weitet sie den Blick auf historische und aktuelle Potenziale. So könnte man fragen, ob hier nicht so etwas wie ein Alleinstellungsmerkmal europäisch-ethnologischer Populärkulturforschung zu entwickeln wäre. Während – holzschnitthaft zugespitzt – sozialwissenschaftlich orientierte Zugriffe den Blick letztlich auf allgemeine gesellschaftliche Funktionen des Populären richten, zeigen die von den klassischen Künsten her kommenden Ansätze insgesamt wenig Neigung, die ästhetische Qualität von Massenkunstwaren in ihrer Eigenart herauszuarbeiten⁵⁸. Mit der Ausgangshypothese, dass unter Populärkultur im Kern ästhetische Phänomene (höchst unterschiedlicher Art freilich) subsummiert werden und dass man daher zu deren Verständnis Fragen der ästhetischen Erfahrung in den Beziehungen zwischen allen Beteiligten (von Künstlern und Kaufleuten über Texte und Dinge bis zu den Nutzern) ins Zentrum stellen sollte, wäre vielleicht ein eigener Ansatz der Post-Volkskunde als Schnittstellenfach zu entwickeln.

57 Vgl. dazu bereits Knut Hickethier: Unterhaltung ist Lebensmittel. Zu den Dramaturgien der Fernsehunterhaltung – und ihrer Kritik. In: TheaterZeitschrift 26, 1988, S. 5–16.

- 58 Selbstverständlich gibt es Ausnahmen wie etwa Helmut Schmiedt: Ringo in Weimar. Begegnungen zwischen Hochliteratur und Popularkultur. Würzburg 1996, oder Walter Grasskamp: Das Cover von Sgt. Pepper. Eine Momentaufnahme der Popkultur. Berlin 2004. Und selbstverständlich hat die hier skizzierte europäisch-ethnologische Populärkulturforschung ein weites disziplinäres Umfeld auf Befunde und Anregungen hin zu sichten, von den Game Studies bis zur Kunstgeschichte. Der Autor hat bislang hilfreiche Vorarbeiten vor allem in der Filmwissenschaft und Populärmusikforschung gefunden. Vgl. etwa Alexander Geimer: Filmrezeption und Filmaneignung. Eine qualitativ-rekonstruktive Studie über Praktiken der Rezeption bei Jugendlichen. Wiesbaden 2010; Ders.: Populärkultur als Gebrauchskultur. Über den Gebrauch von Erfahrungen der Populärkultur des Films zur Transformation des Selbst. In: Marcus S. Kleiner, Michael Rappe (Hg.): Methoden der Populärkulturforschung. Interdisziplinäre Perspektiven auf Film, Fernsehen, Musik, Internet und Computerspiele. Berlin 2012, S. 115–141; Jens Eder: Dramaturgie des populären Films. Drehbuchpraxis und Filmtheorie. Hamburg 2000; Ralf von Appen: Der Wert der Musik. Zur Ästhetik des Populären. Bielefeld 2007; Anja Brunner, Michael Parzer (Hg.): pop:aesthetiken. Beiträge zum Schönen in der populären Musik. Innsbruck 2010.

A »thirst for life« and the »magical power« of art.

Notes on popular culture research in *Volkskunde* and *Post-Volkskunde*

This article traces some of the contours in the (non-)engagement with modern popular culture in *Volkskunde* and European ethnology. It investigates the reasons for the marginality of the topic and the premises under which it has been integrated since the late 1950s. On the basis of studies on popular reading material, it suggests that aesthetic relationships be moved to the centre of future popular culture research.

Das Antlitz der Andacht

Zum Bedeutungswandel der religiösen Szene: Gebärde und Manier*

Martin Scharfe

Nachgespürt wird einem epochalen Wandel. Bilddokumente der sogenannten alten religiösen Szene (etwa Votivbilder und Epitaphe) zeigen anfänglich ein nicht hinterfragtes (und wohl auch nicht hinterfragbares) stabiles Verhältnis des irdischen Menschen zu jenseitigen Mächten. Der Umstand, daß diese klassische Szene schrumpft, gestört wird, sich allmählich auflöst und sich fragmentiert, ist nur Indiz einer unbewußt wirkenden und sich verstärkenden Glaubensskepsis. Je mehr der jenseitige Pol entschwindet, desto wichtiger wird das Antlitz des Subjekts, dem anfangs keine Bedeutung zugemessen wurde, dem nun aber – im Versuch der Kompensation eines im Bewußtsein nicht zugelassenen Zweifels – Ausdruck abverlangt wird. Dieser Ausdruck der Religiosität erweist sich indes – als herstellbar. Insofern ist die Maske oder Fratze des andächtigen Antlitzes nur Symptom eines – zunächst? – unausweichlich sich vollziehenden Glaubensverlustes in modernen Kulturen.

I. Prolog: Die wissenschaftliche Reise ist stets zu kurz

Ich will versuchen, zeigend, ratend und deutend neues Licht zu werfen auf ein altes anthropologisches Problem: auf die Frage nämlich, wie das Verhältnis zwischen dem Innerlichkeitsphänomen Glauben (das nur die Theologie glaubt bestimmen zu können) und seinem leiblichen Ausdruck beschaffen sei (den auch eine simple Erfahrungswissenschaft festzustellen sich traut) – ja ob denn ›Glaube‹ überhaupt leiblichen und damit zugleich auch kulturellen Ausdruck suche und finde (das heißt: ob man ihn dem menschlichen Subjekt ansehen könne); und *wenn* er sich

* Vortrag, gehalten am 15. November 2013 in Graz anlässlich des sechzigsten Geburtstags von Univ.-Prof. Dr. Helmut Eberhart. – Den Vortragston habe ich nicht getilgt, nur einige der sehr persönlich gehaltenen Einleitungssätze habe ich weggelassen.

etwa in Gesicht und Gebärde zeige: ob dieser Ausdruck konstant oder historisch veränderlich sei; und *wenn* er sich im Lauf der Zeit gewandelt habe: wie solcher Wandel erklärt werden könne.

Ich bediene mich bei diesem Vorhaben insonderheit bildlicher Zeugnisse, weil die historischen kulturellen Tendenzen in solchen Objektivationen überaus deutliche (und vor allem: deutlich *sichtbare*) Spuren hinterlassen haben – weshalb man sich längst wundern darf, daß unsere Fachwissenschaft diesen Königsweg der Deutung weithin verlassen und sich im Gestrüpp der Meinungen und Subjektivismen des lediglich Gesagten verheddert hat. Zumal die religiöse Szene – also die im Bild dargestellte und räumlich gedachte Beziehung des menschlichen Subjekts zur Gottheit – verschließt in sich (und offenbart zugleich allen, die Augen haben zu sehen!) Geheimnisse und Wahrheiten der menschlichen Geschichte, die weit über die Bornierungen jener engen Spezialdisziplin hinausweisen, die man ehemals mit dem so liebenswürdigen wie sprachlich schrägen Ausdruck als ›Religiöse Volkskunde‹ bezeichnet hat.

Wenn ich mich nun auf die Erkundungsreise begeben, um dem historischen Bedeutungswandel der religiösen Szene nachzuspüren, weiß ich das Interesse des Jubilars auf meiner Seite, hat er sich selbst doch zu einigen bedeutsamen Studien über Erscheinungen der sogenannten Volksfrömmigkeit ermuntern lassen. Er weiß also so gut wie ich, wie reizvoll eine solche Reise ist, wie mühsam auch – und, trotz aller Erträge, nie bis ins letzte befriedigend. Eine Reise ist immer zu kurz. Es ist vielleicht einer der tiefsten Sätze, die in der ›Italienischen Reise‹ zu finden sind: jene Notiz, die Goethe nach seiner Ankunft in Rom, November 1786, eintrug: »bei allem dem seh' ich voraus, daß ich wünschen werde, anzukommen, wenn ich weggehe.«¹ Soviel schon im voraus zur Entschuldigung unbefriedigender, jedenfalls lückenhafter, vielleicht auch widersprüchlicher Resultate.

1 Johann Wolfgang Goethe: Italienische Reise. Hg. von Herbert von Einem. München 1981, S. 133 (7. November 1786).

II. Die metaphysische Kohärenz der religiösen Szene

Dabei könnte eine Beobachtung am Beginn meiner vagierenden Betrachtungen die Basis für einige vielleicht überraschende Einsichten bieten; denn mit erstaunlicher Konstanz zieht sich durch ganze Jahrhunderte ein Grundtyp der religiösen Szene, der Irdisches und Jenseitiges, den sterblichen Menschen und sein erhofftes und geglaubtes Seelenheil, und der die Gläubigen mit ihrem Glaubensziel zusammenbindet; kurz: Dieser Bild- und Darstellungstypus betont die metaphysische Kohärenz der religiösen Szene – ganz so, wie man es auf einem Zeugnis des 18. Jahrhunderts findet, einer Bruderschaftsfahne der Erzknappen aus dem Rötzgraben bei Trofaiaach. Sie zeigt uns links unten die Knappen kniend hinter einem Priester, die Hände zum Gebet zusammengelegt, die Häupter erhoben zur Heiligen, die – auf der Wolke der nächsten und höheren Ebene – samt ihren Attributen erscheint und von einem Putto präsentiert wird. Auf den obersten Wolken, im höchsten Himmel indes zeigt sich, als letzte Instanz, die heilige Dreifaltigkeit: links Christus, rechts daneben Gottvater, und darüber denken wir uns die Taube des heiligen Geistes.²

Diese transzendente Kohärenz – also die selbstverständliche Verkoppelung von Irdischem und Überirdischem, von Physis und Metaphysis – finden wir seit dem hohen Mittelalter auf unzähligen europäischen Zeugnissen ins Bild gesetzt: auf Grabmälern, Epitaphen, Stifterbildern, Altartafeln. Volkskundlerinnen und Volkskundler aber denken sogleich an Motivbilder, die seit dem 18. Jahrhundert massiert auftreten; und wenn sie eine klassische Ausbildung genossen haben, fällt ihnen auch der in der Spezialforschung inzwischen unumgänglich gewordene Kriss-Rettenbecksche Begriff der Anheimstellung ein³: die Gläubigen stellen sich den Heiligen und den göttlichen Personen anheim, sie empfehlen sich ihrer leiblichen, mehr noch aber ihrer geistlichen Fürsorge, es geht letztlich stets ums Seelenheil; und dieser Akt der Anheimstellung

2 Helmut Eberhart: Hl. Barbara. Legende, Darstellung und Tradition einer populären Heiligen. Graz 1988, Abb. vor S. 49.

3 Vgl. z.B. Lenz Kriss-Rettenbeck: EX VOTO. Zeichen, Bild und Abbild im christlichen Motivbrauchtum. Zürich, Freiburg i. Br. 1972; zur Würdigung dieses Ansatzes jetzt Wolfgang Brückner: Bilddenken. Mensch und Magie oder Missverständnisse der Moderne. Münster usw. 2013, S. 129–140.

wird ›promulgiert‹ – also sinnlich kommunizierbar und gleichsam unter Zeugen öffentlich gemacht. Dabei ist noch viel zu wenig bekannt, daß die Tendenz zur Anheimstellung sich um Konfessionsgrenzen wenig gekümmert hat – losgelöst von konkreten Anliegen in kritischen Lebenslagen ist sie im lutherischen Protestantismus in gleicher Weise Bild geworden.⁴

Angesichts solcher Beispiele aus protestantischen wie katholischen Regionalkulturen hat die Betrachter oft gestört, daß die Äußerung der doch offensichtlich hoch emotionalen innerlichen Vorstellungen sich so schwer visualisieren ließ – jedenfalls fühlte man sich irritiert durch den Umstand, daß sich die Innerlichkeit *nicht als ›Individualität‹* zeigte (wie es unsere Moderne erwartet). Natürlich war es korrekt, daß die Forschung auf die geringe Kunstfertigkeit der handwerklichen Maler verwies; doch dieser Hinweis, so wichtig er ist, trifft nicht den Kern. Das Unpersönliche und Reihenmäßige der Anheimstellungsbilder hat noch einen tieferen Sinn. Insofern hat Otto Ubbelohde gut daran getan, in seinen berühmt gewordenen Illustrationen der Grimmschen Märchen die Umzeichnung eines aus Stein gehauenen Epitaphs von 1596 zu anonymisieren.⁵ (Abb. 1)

Die Irritation der Moderne über die – wie ich jetzt sagen möchte – alte religiöse Szene hatte aber noch einen anderen Grund: die Beobachter mokierten sich nämlich auch über den in ihren Augen merkwürdigen Umstand, daß die Gläubigen auf den Bildern nicht nur keine Individualität, sondern oft auch *keinerlei ›Emotionalität‹* erkennen ließen. Die Anbetenden und Votanten wirken ja in der Tat oft kalt und unbeteiligt, vielleicht sogar derart abweisend maschinenmäßig, daß der moderne Betrachter und Interpret, der eine gewisse Wärme einer jeden religiösen Empfindung als selbstverständlich voraussetzt, sich solches ›Fremdeln‹ der Frommen nur mit der Ungeschicklichkeit und mangelnden Schulung der sogenannten Künstler zu erklären weiß; er bedenkt nicht, daß die Unbeholfenheit des Malers aus schierer Not (um nicht zu sagen:

4 Vgl. dazu Martin Scharfe: Evangelische Andachtsbilder. Studien zu Intention und Funktion des Bildes in der Frömmigkeitsgeschichte vornehmlich des schwäbischen Raumes. Stuttgart 1968, bes. S. 289–292 (›Heilsgewißheit‹).

5 Vgl. z.B. Brüder Grimm: Kinder- und Hausmärchen. Gesamtausgabe mit allen Zeichnungen von Otto Ubbelohde. Hg. von Hans-Jörg Uther. München 1997, Band 2, S. 425 (zu Nr. 5 der Kinderlegenden: Gottes Speise).



Abb. 1: Die »alte religiöse Szene« (mit anonymisiertem Text!) auf einem hessischen Stein-Epitaph von 1596. Zeichnung von Otto Ubbelohde. In: Brüder Grimm: Kinder- und Hausmärchen. Gesamtausgabe mit allen Zeichnungen von Otto Ubbelohde. Hg. von Hans-Jörg Uther. München 1997. Band 2, S. 425.



Abb. 2: Die gestellte »religiöse Szene« auf einer Fotografie des Jahres 1890. Egerland-Museum Marktrechwitz.

unbewußt) ein Wahres getroffen hat. Denn das unverdrossene Fremdeln der Frommen liegt ja nur in der Logik der unauflösbaren Verknötung zwischen Menschen und Himmlischen in der religiösen Szene – diese Szene ist Frömmigkeit, ein ›frommes *Gesicht*‹ wäre da völlig überflüssig, ja redundant.

In einer Fotografie des Jahres 1890, von einem Berufsfotografen anlässlich einer Vereinsversammlung in einem Lokal der fränkischen Stadt Marktredwitz aufgenommen, finde ich die alte, die klassische Andachtsszene gleichsam auf den Punkt gebracht. (Abb. 2) Wir sehen ein sogenanntes ›lebendes Bild‹ – also verdeutscht: ein *gestelltes* Bild! – vor unser heutiges Auge gebracht. Vor der gemalten Landschaftskulisse steht ein klassisches überdachtes Weg-Kruzifix; und diesem Kruzifix sind drei Kinder andächtig zugeordnet: mit gefalteten Händen, der Junge links stehend, die beiden Mädchen rechts auf einer Betbank vor dem Kruzifix kniend. Das ist ganz und völlig die uns längst vertraute, die alte religiöse Szene. Doch verstört uns, fürs erste wenigstens, der Blick der drei jungen Andächtigen: denn er ist direkt, ja fordernd (und fast möchte ich sagen: keck) auf den Fotografen und (für alle Zeiten übrigens!) auf uns Betrachterinnen und Betrachter gerichtet.⁶

Damit aber will gesagt sein: Die subjektive Emotion ist in der altertümlichen Vorstellung von Religion unerheblich, infolgedessen ist der Ausdruck des Gesichts nicht von Belang, wichtig ist allein die Einordnung des Individuums in die Szene. Glaube ist dann ritueller Vollzug. Religion ist ursprünglich identisch mit Ritual, sie vollzieht sich vorzüglich in äußerer Teilnahme; sie hat nichts zu tun mit dem, was wir heute innere Beteiligung nennen.

Insofern reicht es völlig, wenn man, dieser alten Auffassung folgend, am Gottesdienst leiblich teilnimmt – und sei es im Tiefschlaf, wie beispielsweise William Hogarths Kupferstich von 1736 (1762 überarbeitet) bemängelt.⁷ Doch ist diese kritische Position, die uns heute so einleuch-

6 Abb. in Elisabeth Fendl: *Eghalanda halt's enk z'samm. Geschichte und Gegenwart der Egerländer Gmoin*. Marktredwitz 1993, S. 30. – Für die Beschaffung der Fotografie danke ich herzlich Elisabeth Fendl, M. A., Freiburg i. Br., und Carola Reul, M. A., Marktredwitz.

7 Abb. z.B. in Friedrich Wendel: *Die Kirche in der Karikatur. Eine Sammlung antiker, karikaturistischer, volksliedlicher, sprichwörtlicher und anekdotischer Karikaturen*. 2. überarb. Aufl. Berlin 1928, S. 59.

tet und so selbstverständlich erscheint, das Produkt einer späten Phase⁸ – und zugleich das Produkt einer Tendenz, die sich anheischig macht, die Religion zu retten, aber nicht weiß (und nicht wissen kann?), was die Konsequenzen ihres Wollens sind.

Ich habe die alte Auffassung von Religion gelegentlich als ›legales Christentum‹ bezeichnet – also als eine Glaubensauffassung, welche die Reformatoren des 16. Jahrhunderts als ›Gesetzlichkeit‹ gebrandmarkt haben.⁹ Doch scheint exakt das Konzept des ›legalen Christentums‹ auch das der alten religiösen Szene gewesen zu sein: die metaphysische Kohärenz des diesseitigen Lebens mit dem jenseitigen war vorausgesetzt, die ›richtige‹, die regelgemäße fromme Handlung brachte das szenisch zum Ausdruck – weshalb dieser Ausdruck völlig auf die Anzeichen von Emotionalität und individueller innerer Beteiligung verzichten konnte und kann. Wenn wir also die alte religiöse Szene richtig verstehen (und das heißt vor allem: wenn wir ihre räumliche Konstellation richtig verstehen!), sagt sie uns¹⁰: in Zeiten und Verhältnissen fester religiöser Bindung – also in Zeiten und Konstellationen, da der Mensch fromm sein will und fromm ist, weil er sich nichts anderes vorstellen kann, als fromm zu sein – zeigt allein schon die äußere Szene das Innere an; *da bedarfes keinen frommen Gesichts*.

Ich versuche diese erste These mit einer letzten Beobachtung zu stützen. Das prächtigste Beispiel der Szene einer sogenannten ›ewigen Anbetung‹ ist gewiß das Monument Maximilians I. in der Innsbrucker Hofkirche aus der Mitte des 16. Jahrhunderts: In Bronze gegossen kniet der Kaiser gekrönt und betend zuoberst auf dem Kenotaph,

8 Vgl. dazu Jon Mathieu: In der Kirche schlafen. Eine sozialgeschichtliche Lektüre von Conradin Riolas »Geistlicher Trompete« (Strada im Engadin, 1709).

In: Schweizerisches Archiv für Volkskunde 87, 1991, S. 121–143.

9 Vgl. Martin Scharfe: Über die Religion. Glaube und Zweifel in der Volkskultur. Köln, Weimar, Wien 2004, insbes. S. 87–110.

10 Ich profitiere also bei meiner Analyse vom Konzept des ›szenischen Verstehens‹, wie es von Alfred Lorenzer und seiner ›Schule‹ entwickelt worden ist. Alfred Lorenzer: Tiefenhermeneutische Kulturanalyse. In: Ders. (Hg.): Kultur-Analysen (= Psychoanalytische Studien zur Kultur). Frankfurt a.M. 1986, S. 11–98; vgl. auch die anderen Beiträge dieses Bandes sowie Jürgen Belgrad u. a. (Hg.): Zur Idee einer psychoanalytischen Sozialforschung. Dimensionen szenischen Verstehens. Frankfurt a. M. 1987.

den Blick auf den Hochaltar mit seinen ewigen Verheißungen gerichtet.¹¹ Aber eindrücklicher ist jene andere Szene einer »ewigen Anbetung« in der Silbernen Kapelle – allein schon wegen der Stille, die im oberen Geschoß der Hofkirche herrscht, weil nur selten einmal einer aus der Masse der Touristen den Weg über die Treppe findet. (Abb. 3) Wer indessen hinaufsteigt, sieht links oben hinter dem verschlossenen Gitter, das den Raum teilt, in Rückansicht einen auf einer Wandkonsole knienden Ritter schräg vor dem schwarzen und silbernen Marienaltar: die Repräsentation des 1595 verstorbenen Erzherzogs Ferdinand II. von Tirol; sie gehört zu seinem seitlich darunter befindlichen Grabmal. Ich meine, daß niemand, dessen Blick auf diese Installation fällt – auf die im Raum angeordnete Szene der ewigen Anbetung –, unberührt und unbewegt sein wird.

Nun liest man freilich in den historischen Darlegungen zu dieser Inszenierung¹², der Erzherzog habe vor seinem Tode angeordnet, daß sein *Harnisch* in der Kapelle deponiert werde¹³ – der Besucher, dem nur der Blick durch das verschlossene Gitter bleibt, kann also mit Recht fragen, ob das Visier des Helms offen oder geschlossen, ja ob der Gestalt des Stifters überhaupt ein *Gesicht* verliehen sei. Wer sich das Gitter öffnen läßt, wer also ins *offene* Visier blicken kann, sieht dann zwar ein holzgeschnittes (und übrigens ziemlich derb koloriertes) Antlitz; doch wird er sich auch bald eingestehen müssen, daß die Szene dieses Gesichts eigentlich gar nicht bedarf. Ihr Sinn bleibt derselbe, so oder so; der fromme Ausdruck liegt in der Szene selbst, fromme Mimik ist völlig entbehrlich; ja man darf vielleicht, vom Innsbrucker Beispiel angeregt, sagen: die Hülle reicht. Doch läßt uns das Beispiel mit seiner Nähe zum

11 Vgl. Elisabeth Scheicher: Das Grabmal Kaiser Maximilians I. in der Hofkirche. Wien 1986; Monika Frenzel: Der Kenotaph Kaiser Maximilians I. in der Hofkirche zu Innsbruck. Innsbruck 2003.

12 Hier ist der im gegenwärtigen kulturwissenschaftlichen Diskurs fast inflationär gebrauchte und deshalb entwertete Ausdruck einmal wirklich angebracht!

13 Vgl. Johanna Felmayer: Silberne Kapelle. In: J. Felmayer u. a. (Bearb.): Die Kunstdenkmäler der Stadt Innsbruck. Die Hofbauten (= Österreichische Kunsttopographie, 47). Wien 1986, S. 427–444; hier: S. 445; Franz Colleselli: Hofkirche, Maximiliansgrab, Silberne Kapelle Innsbruck. Innsbruck o. J., (S. 15). – Die Stiftung ist natürlich in die lange Tradition der Weihegaben (insbesondere von Waffen, eigenen oder erbeuteten) einzuordnen. – Für Hilfe bei der Beschaffung einer tauglichen Fotografie danke ich herzlich Dr. Herlinde Menardi, Innsbruck.

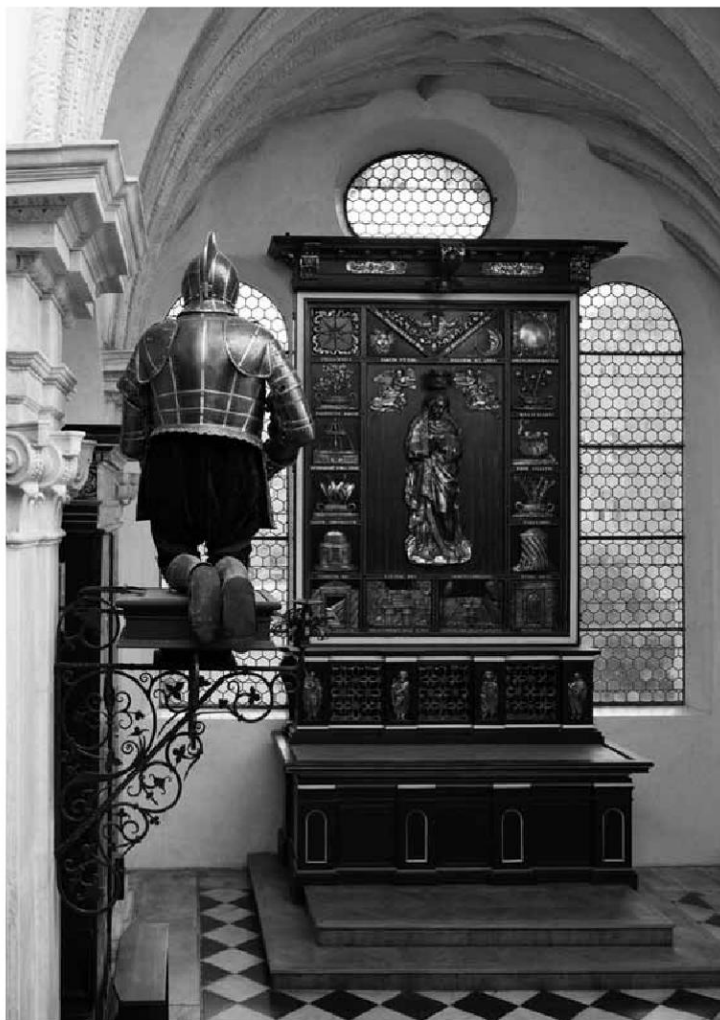


Abb. 3: Die Szene der ›Ewigen Anbetung‹: der Ausdruck des Gesichts ist unerheblich. Installation in der Silbernen Kapelle der Hofkirche zu Innsbruck. © Burghauptmannschaft Österreich. Foto: Dr. M. Scharfe.

Theatermäßigen zugleich auch ahnen, wir hätten es fortan mit einer zerbrechlichen Konstellation zu tun.

III. Störung, Schrumpfung und Auflösung der Szene, Aufstieg des Fragments

In der Tat beobachten wir spätestens mit dem Beginn des 19. Jahrhunderts zwei prekäre Tendenzen: zum einen die Schrumpfung der Szene, der ihre Auflösung folgt; zum andern aber und zuvörderst Störungen, die fast unbemerkt in die Bilder der frommen Szene einsickern und anzeigen, daß der alte Sinn bald gesprengt werden wird.

Ich beginne mit einem steirischen Beispiel, das wohlbekannt ist und dennoch erneut zitiert werden muß, weil es eine Inkunabel der Frömmigkeitsgeschichtlichen Entwicklung ist: die Darstellung der Einweihung des Gipfelkreuzes auf dem Erzberg im Jahre 1823 – eine überaus prächtige, ja kolossale Szene mit allem kirchlichen Pomp und Hunderten von Gläubigen.¹⁴ Aber der alten religiösen Szene, die wir vor uns zu haben glauben, ist doch (wenn man so sagen darf) der Zahn gezogen; denn der Schutz, den die jenseitige Himmelsmacht bislang noch stets gewährt hatte, ist brüchig, er ist durch menschliche Kunst, durch menschliches Wissen hinterfragbar geworden: Das Gottesbild, das den Menschen seither Schirm und Schild gewesen war, muß nun durch Menschenwerk – den Blitzableiter – selbst geschützt werden. Der Zweifel ist eingezogen in die alte religiöse Szene, sie ist, um ein Wort zu verwenden, das Erzherzog Johann mit verhärmtem Blick auf die sich entchristlichende Welt seiner Zeit gewählt hatte, verhunzt.¹⁵

Eine verhunzte Szene zeigt auch ein anderes Bild, das ganz gewiß als frommes Genrebild gedacht und angelegt war; aber der nüchterne Blick auf die Szene entlarvt sie doch als hohl: Vorgegeben ist, die junge Frau

14 Vgl. dazu Martin Scharfe: Kruzifix mit Blitzableiter. In: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde LIII/102, 1999, S. 289–336.

15 Im Einladungsschreiben vom 16. Mai 1823 an den Erzberg-Prediger Egid Scherer. Vgl. die Flugschrift: Erhöhung des Kreuzes oder feyerliche Einweihung des von S. er kaiserlichen Hoheit dem durchlauchtigsten Erzherzoge Johann, als Radgewerk zu Vordernberg in Steyermark, auf der Höhe des Erzberges errichteten Kreuzes am 3ten Juny 1823. St. Gallen 1827, S. 17.

vor dem Bildstock erkläre dem Kind die Geheimnisse des Glaubens.¹⁶ (Abb. 4) Doch die Nische des Bildstocks ist dunkel und leer, es gibt da nichts zu erklären, und der Bub scheint ungeduldig am Gitter zu rütteln.

So erblickt, wer sich offene Augen verschafft hat, im 19. Jahrhundert auf Schritt und Tritt Störungen der alten frommen Szene – Störungen, die Brüche der alten Glaubensgewißheiten widerspiegeln. Ludwig Richter, der so untadelige und großartige Darsteller des deutschen Hauses – der deutschen kleinbürgerlichen Gesellschaft des 19. Jahrhunderts –, war, nach allem, was wir aus seinen Selbstzeugnissen wissen, gewiß ein frommer Mann.¹⁷ Und doch hat ihn sein Unbewußtes (man möchte sagen:) gezwungen, in den fünfziger und sechziger Jahren des 19. Jahrhunderts eine ganze Reihe von äußerst verstörenden Szenen zu zeichnen: Elends- und Verzweiflungssituationen – Menschen in höchster Not, die sich nicht mehr, wie einst, dem Gekreuzigten vertrauensvoll und gläubig zuwenden, sondern die sich, in ihr Leid versunken, von ihm abkehren; und gelegentlich ist gar noch wie zu allem Überfluß der Stamm des Kreuzes abgeschnitten. (Abb. 5)

Man hat wohl bislang den Gestus der Abwendung in Bildern der religiösen Szene viel zu wenig beachtet – sowohl den Gestus der Abkehr des Menschen von seinem transzendenten Gegenüber als auch der himmlischen Wohltäter selbst vom Menschen, so daß etwa das Abbild des Erlösers dem Andächtigen das Hinterteil zukehrt.¹⁸ (Abb. 6)

Dieses Motiv der Abkehr erscheint noch gesteigert in einem Bild, das wir möglicherweise als den Inbegriff tiefster Frömmigkeit rezipiert

16 Vgl. dazu Martin Scharfe: Bildstock ohne Bild. Einige unauffällige Bilddokumente zur Geschichte der Frömmigkeit in der Steiermark (und anderswo). In: Blätter für Heimatkunde. Hg. vom Historischen Verein für Steiermark (Graz) 87, 2013, S. 102–113.

17 Zu Richter insgesamt vgl. Martin Scharfe: Störung und Heil. Ludwig Richters Verharmlosung: ein Mißverständnis. In: Albrecht Esche (Hg.): Revision einer Idylle. Ludwig Richter zum 200. Geburtstag. Bad Boll 2003, S. 13–31.

18 Vgl. z.B. die Illustration L. von Schliebens in einer Textsammlung mit dem bezeichnenden Titel »Aus der verlorenen Kirche«: Rudolf Günther (Hg.): Aus der verlorenen Kirche. Religiöse Lieder und Gedichte für das deutsche Haus. Heilbronn 1907, S. 124. – Das Bild der »verlorenen Kirche« stammt von Ludwig Uhland, der es in einem Gedicht des Jahres 1812 verwendet hatte (der Dichter hat in der »Verderbnis dieser Zeit« beim Blick ins bemalte Gewölbe eines geheimnisvollen Domes im tiefen Walde die Vision eines offenen Himmels). Vgl. Ludwig Uhland: Gedichte. Hg. von Hans-Rüdiger Schwab. Frankfurt 1987, S. 220–222.



Abb. 4: Die gestörte Andacht: Bildstock ohne Bild.
August Gerasch: Die Erklärung. Landlthal in Steyrmark.
Lithographie 2. H. 19. Jh. Alpenverein-Museum Inns-
bruck. Oesterreichischer Alpenverein, Inv.-Nr. 2103.



Abb. 5: Abgewandt unter den Füßen des Gekreuzigten.
Ludwig Richter: Gott wird für uns sorgen. Holzstich
1865. In: (Ludwig Richter:) Das Ludwig Richter Album.
Sämtliche Holzschnitte. 2. Aufl. München 1971, S. 1651.

Abb. 6: Andacht zur Kehrseite des Kreuzes. Illustration
von L. von Schlieben in Rudolf Günther (Hg.): Aus der
verlorenen Kirche. Religiöse Lieder und Gedichte für das
deutsche Haus. Heilbronn 1907, S. 124.

haben und empfinden: Ich meine Caspar David Friedrichs Gemälde aus dem Jahre 1808, das wir unter der Bezeichnung »Das Kreuz im Gebirge« kennen; und doch birgt das Bild in sich selbst die fundamentalste Störung der alten frommen Szene. Denn das Gemälde, dessen Rahmen es ja noch heute als Altarbild ausweist (»Tetschener Altar«), ist – wie jedes Altarblatt – als Teil einer Szene zu sehen: die Gläubigen ausgerichtet und bezogen auf Ankündigung und Hoffnung des Heils. So hat der Maler auch sein Bild sehen wollen, wir kennen die Beschreibung und Deutung des Werks aus seiner Feder.¹⁹ Gemalt aber hat er etwas ganz anderes: Nicht nur ist hier der Christusblick vom Betrachter, vom Menschen ab- und der Natur in der Ferne zugewandt, sondern die Gestalt des Erlösers borgt auch noch ihren Glanz vom Naturlicht der Sonne – und vor allem: wir sehen nicht das Abbild Jesu Christi selbst, sondern einen aus glänzendem Metall gegossenen Corpus, ein Zitat also, ein Surrogat, eine Attrappe, eine buchstäblich leere Hülse. Was als Rettung und höchste Steigerung der Religion gedacht und behauptet war, erweist sich bei näherem Zusehen als ihre Auflösung.²⁰

Aber Irritation geht nicht allein von der abgewandten Christus-Attrappe aus: trotz allem Aufwand an warmtöniger Malerei strahlt das Bild auch eine gewisse Kälte aus, eine frösteln machende Verlassenheit²¹, Vorspiel vielleicht jener Prozesse der Vereinsamung und des Zerfalls, welche die alte religiöse Szene insbesondere seit dem 19. Jahrhundert untergraben.

Am beeindruckenden Werk Ludwig Richters, dieses Vormanns des »deutschen Hauses« (als eines christlich definierten kleinbürgerlichen Hauses, und Wilhelm Heinrich Riehl wäre der zugehörige Theoretiker!), läßt sich der Prozeß der Schrumpfung der alten religiösen Szene recht gut aufzeigen – und zwar am beliebten Bildmotiv der häuslichen Andacht, des Abend- und des Tischgebets. Einer der Holzschnitte aus dem Jahr 1855 zeigt die Familie – Vater, Mutter, fünf Kinder – um den Tisch versammelt. Der Hausvater hat die Bibel – als Medium des verge-

19 Vgl. Caspar David Friedrich: Was die fühlende Seele sucht. Briefe und Bekenntnisse. Hg. von Sigrid Hinz. Berlin 1968, S. 119 f. (»Auf einem Felsen steht ausgerichtet das Kreuz, unerschütterlich fest wie unser Glaube an Jesum Christum« usw.).

20 Ich darf hier einige Sätze wiederverwenden (und leicht variieren) aus meinem Buch: Über die Religion (wie Anm. 9), S. 233.

genwärtigten Gottesworts – aufgeschlagen, die Hände sind zum Gebet gefaltet oder zusammengelegt. An der Wand aber erkennt man, schemenhaft wenigstens, das Kruzifix: Das ist immerhin noch die Spur der alten Szene.²² (Abb. 7)

Doch es ist nun kein weiter Weg mehr zur Wand ohne jeden Verweis aufs Transzendente. Auf einem Holzschnitt des Jahres 1858 mit der Darstellung des ordinären Tischgebets (fast hätte ich gesagt: des profanen Tischgebets!) erscheint in der Nische der Wand statt des Kruzifixes (neben zum Trocknen aufgehängten muffelnden Klamotten) – der Mostkrug!²³ (Abb. 8) Das Jenseitige ist nur noch mitgedacht, es bleibt (wie im Rätsel) zu ergänzen; die alte religiöse Szene ist auf den schäbigen Alltag geschrumpft, der Rest ist Genre – freilich oft prächtiges Gebetsgenre²⁴, dem wir nun in großer Häufung begegnen.

Vielleicht ist es überflüssig zu sagen, daß meine These keine ist, die ich mir aus den Fingern gesaugt habe: Die *Bilder selbst* als wohl meisthin unbewußte Ausdrücke und Dokumente eines epochalen Umbruchs wollen diese These loswerden, sie schreien sie mit ihrer lautlosen Sprache aus

- 21 Da hatte der ob seiner Beckmesserei vielgescholtene Freiherr Friedrich Wilhelm Basilius von Ramdohr vielleicht doch etwas Richtiges erspürt, wenn er es auch mit aufwendigem Regelwerk des perspektivischen Sehens wieder zudeckte. Er monierte nämlich den Widerspruch zwischen exakt naturalistischer Wiedergabe der Details (»Jedes Reischen, jede Nadel an den Tannen, jeder Fleck auf den Felsblöcken ist ausgedrückt«) und dem – nach den Gesetzen der Optik – »mehrere tausend Schritte in gleicher Höhe mit dem Berge« anzunehmenden Standort des Malers. F. W. B. von Ramdohr: Über ein zum Altarblatte bestimmtes Landschaftsgemälde von Herrn Friedrich in Dresden, und über Landschaftsmalerei, Allegorie und Mystizismus überhaupt (1809). In: C. D. Friedrich: Briefe und Bekenntnisse (wie Anm. 19), S. 121–147; die Zitate auf S. 137 und 132.
- 22 (Ludwig Richter:) Das Ludwig Richter Album. Sämtliche Holzschnitte (2 Bände durchpag.). 2. Aufl. München 1971, S. 1325. – Vergleichbar aus der Mappe »Vater unser« von 1856 das Blatt mit der Abendandacht (ebd. S. 93): ein Engel zeigt dem Kind den Gekreuzigten.
- 23 Ebd. S. 1463. – Daß es schon viel früher reine Genreszenen des Tischgebets gibt (etwa von Adrian van Ostade, datiert 1653), muß nicht gegen meine These sprechen; das sind Vorläufer. Eine Abbildung z. B. bei Georg Hirth (Hg.): Kulturgeschichtliches Bilderbuch aus drei Jahrhunderten. Leipzig, München o. J. Band 5 (1887), S. 1612 (Abb. 2390).
- 24 Zum Beispiel bei Theodor Schüzens großformatigem und großartigem Gemälde »Mittagsruhe in der Ernte«, 1861. Jörg Becker, Claudine Pachnicke (Hg.): Theodor Schütz 1830–1900. Tübingen 2000; Abb. ebd. S. 57–70.



Abb. 7: Reste der »alten Szene«: der Schatten des Kruzifixes an der Wand. Ludwig Richter: Wohl einem Hause. Holzstich 1855. In: (Ludwig Richter:) Sämtliche Holzschnitte (wie Abb. 5), S. 1325.

Abb. 8: Der Mostkrug in der Wandnische: die »religiöse Szene« ist zum Genre geschrumpft. Ludwig Richter: Tischgebet. Holzstich 1858. In: (Ludwig Richter:) Sämtliche Holzschnitte (wie Abb. 5), S. 1463.

sich selbst heraus. Aber nicht überflüssig ist doch der Hinweis, daß nun die einzelne Gebärde mit einer großen Last versehen und beschwert wird: sie soll und muß jetzt leisten, was früher die Szene *auf einen Blick* zu sagen wußte; sie soll nun Transzendenz *in sich selber* haben – und bleibt doch im gewöhnlichen Diesseits und in der Fiktion befangen. In Franz Defreggers Bild »Tischgebet« von 1875 gerät die Gebetsgebärde in tiefblickender künstlerischer Analyse zu einer Haltungsübung: zwischen Pfannen, Hund und Hühnern legt die Großmutter dem jüngsten Enkel die Händchen zusammen, und die andern zeigen ihm, wie's »richtig geht«, und daß sie »es« längst »können«.²⁵ Die Gebärde des Gebets emanzipiert sich aus der geschrumpften alten religiösen Szene und soll leisten, was man nicht mehr sagen mag und zeigen kann: nämlich den Zielpunkt des Gebets.

Es ist nun symptomatisch für diese neuzeitliche Tendenz, daß sie die ursprüngliche Szene, der schon ihr Himmelspunkt abhanden gekommen war, noch heftiger auf den Anteil der menschlichen Tätigkeit reduziert – nämlich auf die isolierte Geste der Andacht und des Gebets, die zugleich eine *Gebärde des Als-ob* ist, weil wir nur vermuten können, daß ihr Autor sie im Glauben vollzieht und nicht in einem Akt der Heuchelei uns vorspielt. Die alte Szene ist nicht nur auf ihren irdischen Pol geschrumpft, wie es uns die Tischgebetsbilder zeigen, sondern am Ende aufs Fragment. Das lehrt uns das in christlichen Kreisen, aber auch darüber hinaus populär gewordene Bildmotiv der »Betenden Hände«.

Es geht um eine Tuschpinselzeichnung Albrecht Dürers aus dem Jahr 1508 – eine Vorstudie zu den Händen eines Apostels auf dem Mittelbild des sogenannten Heller-Altars. Das Blatt wurde erst in den siebziger Jahren des 19. Jahrhunderts bekannt, trat aber rasch einen Siegeszug der Beliebtheit an, der bis heute anhält²⁶ – hier hat also die *Rezeption* die ursprüngliche Szene aufs Fragment verkürzt. Daß diese Fragmentierung des ursprünglichen religiös-ästhetischen Konzepts den Sinn nicht

25 Ich entnehme die Tongravüre einem seinerzeit gewichtigen Band für's fromme Haus: Karl August Busch (Hg.): Von der Wiege bis zum Grabe. Ein Haus- und Lebensbuch in Poesie und Prosa aus Dichtung, Philosophie und Religion. 5. Aufl. Dresden 1930 (1. Aufl. 1926), nach S. 40.

26 Vgl. Günter Busch: Über einige Darstellungen des Gebets in der Bildkunst des neunzehnten Jahrhunderts. In: Triviale Zonen in der religiösen Kunst des 19. Jahrhunderts. Frankfurt a. M. 1971, S. 131–147; hier: S. 133 f.; Wolfgang Brückner: Die Sprache christlicher Bilder (= Kulturgeschichtliche Spaziergänge im Germanischen Nationalmuseum [Nürnberg], 12). Nürnberg 2010, S. 96 f.

nur verändert, sondern auch verdünnt, würde ganz gewiß eine eingehendere Analyse zeigen können. Im Grunde aber reicht schon der Hinweis auf die sprachlich so schräge Bezeichnung des Motivs, die sich durchgesetzt hat²⁷: »die betenden Hände« – wie wenn es nicht der Gläubige selbst wäre, der betet; wie wenn seine vorderen Extremitäten das Gebet für ihn erledigen könnten. So bringt der unsinnige Titel ungewollt den inneren Sinn dieser Fragmentierung – als einer Projektion der Herzens-tätigkeit ins äußere Organ – zum Ausdruck. Man hat gut daran getan, die frömmelnde Rezeption des Gebetshände-Motivs satirisch zu bearbeiten und etwa eine andere Studie Dürers für den Heller-Altar – sie zeigt die nackten Fußsohlen eines anbetenden Apostels – als »Betende Füße« vorzustellen.²⁸

Man könnte also sagen, die »Betenden Hände« (ich benutze nun den kuriosen Titel, um die symptomatische Rezeption anzuklagen!) seien kein Stück des frühen 16., sondern des späten 19. Jahrhunderts. Ähnliches ließe sich auch von einer farblich gefaßten Marienfigur sagen, die um 1515 entstanden sein muß, die aber (mit der Ehrenbezeichnung »Nürnberger Madonna«) erst im 19. Jahrhundert Karriere und Furore machte; denn man war gerührt, ja fühlte sich angegriffen vom bewegendem Ausdruck der schlanken Figur: händeringend steht sie da, die Augen im umschatteten Antlitz aufwärtsgewandt. Doch ist auch diese Gestalt, deren Ausdruck so tiefen Eindruck macht, letztlich das Resultat eines Fragmentierungsprozesses des 19. Jahrhunderts; denn natürlich war sie ehemals Teil eines Ensembles – also der klassischen Szene, wie sie im Johannes-Evangelium beschrieben ist (Joh. 19, 26 und 27): der Lieblingsjünger Johannes und die Mutter Maria klagend und trauernd unter dem Gekreuzigten.²⁹

Beide Beispiele – sowohl die sogenannten »Betenden Hände« als auch die sogenannte »Nürnberger Madonna« – lassen sich (wie natürlich auch die anderen Beispiele des religiösen Genres, etwa des Tischge-

27 Vgl. Matthias Mende: Dürer A–Z. Zeitgenössische Dürer-Variationen von Anderle bis Zimmermann. Nürnberg 1980, S. 64.

28 Jürgen Rohmeder im Germanischen Nationalmuseum Nürnberg, 1971; vgl. ebd. S. 64. Hier auch der Hinweis auf Erhard Göttlicher's »Knetende Hände« von 1979 (Abb. auf S. 65) und auf S. 132 auf Klaus Staecks »Betende Hände mit Flügelschrauben«, 1970.

29 Vgl. Ulrich Großmann u. a.: Germanisches Nationalmuseum. Führer durch die Sammlungen. Nürnberg 2001, S. 109.

bets) charakterisieren durch ihre Steigerung des Sentiments; ja man muß geradezu den Eindruck gewinnen, daß die Auflösung und der Zerfall der alten religiösen Szene kompensiert werden mit gefühlsmäßiger Aufladung von Gebärde und Gesicht – also mit Steigerung des Ausdrucks, aber ohne metaphysische Begründung. Meine scheinbar paradoxe These ist deshalb, daß sich die Intensivierung des Gefühlsausdrucks nicht einer Intensivierung der Frömmigkeit verdankt (obwohl die Beispiele diesen Eindruck erwecken wollen!); sondern daß sie, ganz im Gegenteil, das Symptom einer tiefen Krise des Christentums ist – also jenes universalen historischen Prozesses, den man gemeinhin Säkularisierung nennt.³⁰ Ich will dies wenigstens flüchtig skizzieren mit einigen Bildzeugnissen, die diesen historischen Entchristlichungsprozeß erkennen lassen, oder die doch für einzelne Teiltendenzen stehen.

Es läßt sich leicht zeigen, wie schon der erst zaghaft beginnende Massentourismus bereits in der Mitte des 19. Jahrhunderts zum Zusammenprall der Kulturen führt – zur Konfrontation einer säkularisierten mit einer noch stark religiös geprägten Kultur: Während die blasierten englischen Reisenden auf die Kunstschatze der Kathedrale fixiert sind, verschwinden die einheimischen Gläubigen kniend am Boden und in den Winkeln³¹ – ein drastisches Bild der neuen, der sich dechristianisierenden, der »verhunzten« Epoche. (Abb. 9) Daß diese sich schon seit geraumer Zeit angekündigt hat, würde ein Blick (kein chronologischer, aber doch ein typologischer Blick!) auf die Geschichte des Porträts zeigen, welche die Emanzipationsbestrebungen des menschlichen Subjekts widerspiegelt – insonderheit die Veränderung des Porträts auf Grabmälern zeigt nochmals den Verfall der alten Szene: Die Himmelsmacht verblaßt, rückt klein in die Ferne und verschwindet gar gänzlich, und am Ende bleibt die pralle Pracht als großes Denkmal des Menschen, der nicht mehr ist.³²

30 Zur umfangreichen Debatte über dieses Problem vgl. M. Scharfe: Über die Religion (wie Anm. 9), S. 295 f. (Anm. 235) und das Kapitel »Zur Geschichte der Gottlosigkeit«, S. 157–245.

31 Vgl. die auf achtzig Tafeln erzählte Bildergeschichte von Richard Doyle: *The Foreign Tour of Messrs Brown, Jones, and Robinson, Being the History of What They Saw, and Did, in Belgium, Germany, Switzerland, and Italy*. London 1854.

32 Ein Beispiel: Das Grabmal der Markgräfin Sophia von Brandenburg, 1649, im Chorumgang der Nürnberger Lorenzkirche. Vgl. Matthias Ank u. a.: *St. Lorenz in Nürnberg*. Lindenberg i. A. 2011, S. 21 f.

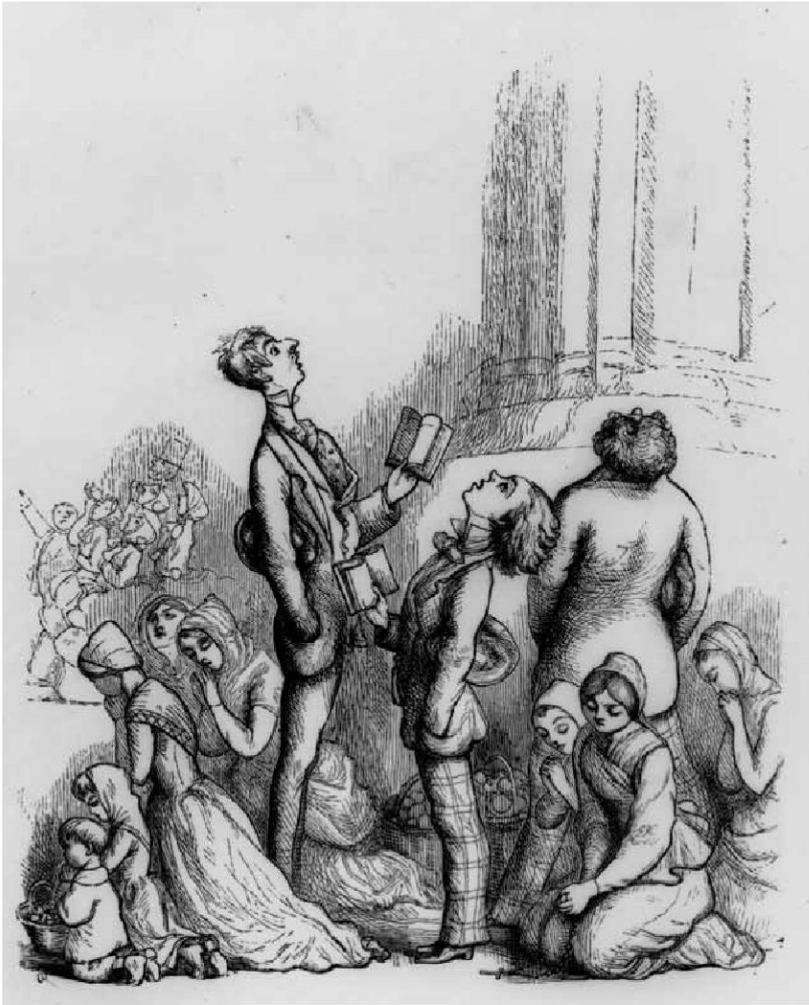


Abb. 9: Reste der Andacht: am Boden und in den Winkeln. Englische Touristen im Kölner Dom. Richard Doyle: *They »do« Cologne Cathedral*, 1854. In: Richard Doyle: *The Foreign Tour* (usw., wie Anm. 31), T. 8.

Es ist bekannt, daß es immer wieder Versuche gegeben hat, gegen solche Veräußerlichungen und Verweltlichungen anzugehen und die Menschen auf ihr Inneres zu verweisen – Schleiermachers Reden »Über die Religion« von 1799, gerichtet »an die Gebildeten unter ihren Verächtern«, gehören zu diesen Reformversuchen: »von innen muß sie hervorgehen«, die Religion; »ein frommes Gefühl« in der Seele muß sich regen; es geht um »Schwingungen« des Gemüts.³³ Lang vorher aber schon, nämlich seit dem späten 17. Jahrhundert, war in der Kultur des lutherischen Protestantismus die Bewegung des Pietismus entstanden gleichsam als Reform der Reformation und mit dem Anliegen einer vertieften Herzensfrömmigkeit. Die Frage stellt sich, ob wir hier das neue Antlitz der neuen Andacht erwarten könnten, und was es uns zu sagen hätte.

Es ist das Bildnis einer im württembergischen Pietismus als vorbildhaft angesehenen frommen Frau überliefert – einer gewissen Beata Sturm aus Stuttgart, gestorben im Jahr 1730. Der Kupferstich zeigt uns das Brustbild der Siebenundvierzigjährigen in einem Medaillon, das auf einem Steinsockel steht und in den oberen Zwickeln von zwei geflügelten Engelsköpfen »gehalten« wird. Die Fromme ist schlicht gewandet, eine seitlich gefältete Haube bedeckt ihr Haar. Sie ist in Gebetspose dargestellt, die Augen sind stark nach oben gedreht, die Hände erhoben und so fest gepreßt ineinandergelegt, daß uns Karl Julius Webers scharfe Worte über die »Religionsschwärmer« in den Sinn kommen, deren Fingernägel beim Beten »blitzblau« werden.³⁴ Wie zu allem Überfluß hat der Künstler die Zipfel des Schultertuchs so sich verzwirbeln lassen, daß

33 Friedrich Schleiermacher: *Über die Religion. Reden an die Gebildeten unter ihren Verächtern* (1799). Stuttgart 1969, S. 52, 119 und 120; vgl. auch das Nachwort von Carl Heinz Ratschow ebd. S. 209–238, hier S. 220 f.

34 Karl Julius Weber: *Religionsschwärmerei und Mysticismus*. In: Ders.: *Demokritos oder hinterlassene Papiere eines lachenden Philosophen*. Von dem Verfasser der »Briefe eines in Deutschland reisenden Deutschen«. 9. Aufl. Leipzig o. J. (1. Aufl. 1832–1840). Band 7, S. 196–217; hier: S. 213. – Als lebhaftes Kindheitsereignis ist mir bis heute das Tischgebet meiner Großmutter Friederike Katharina Sauer (geb. Bihlmeyer) geblieben, einer württembergischen Weingärtnerstochter, geboren im Jahr 1878. Vor der Mahlzeit erhob sie sich ruckartig, und alle folgten dieser Bewegung unwillkürlich (man stand also wie die Gestalten der Tischgebetsszenen auf Ludwig Richters Holzschnitten). Dann schloß sie die Augen fest und faltete die Hände (bevor sie den Gebetstext sprach) derart heftig, daß ihre Fingerknöchel weiß wurden. Diese blutleeren weißen Knöchel haben mich als Kind seinerzeit tief beeindruckt. – Da solche »Habituden« (das ist der Ausdruck Knigges) unbewußt

man wännen will, auch sie wollten sich zur Gebetsgebärde formieren. Die Strophe aber, die, von einem bedeutenden protestantischen Theologen gereimt, auf dem Sockel des Medaillons zu lesen ist, treibt unsere Analyse voran. Denn da steht: »Bey der Frommen Sturmin Bild / Das die Augen wenig Fült, / Bleibe niemand lange stehen: / Innen ist das Werck zu sehen.«³⁵ (Abb. 10)

Das heißt: In einer komplizierten Spirale wird das Bild, das der Biographie als Frontispiz doch repräsentativ vorangesetzt ist, zunächst scheinbar entwertet: wichtiger sei das »Werk«, also das »gottselige Leben« der Sturmin, so wie man es »innen« im Buch, im Text dargestellt finde. Doch der Verweis auf das Innere ist doppeldeutig: er meint nämlich zugleich auch das Herzensinnere. Insofern ist das Bild der Frommen in der Abwertung aufgewertet; denn es erhebt den Anspruch, Ausdruck des gepriesenen Inneren zu sein; ja man könnte vielleicht gar sagen: Die Religion der Innerlichkeit, die Herzensfrömmigkeit verlangt ganz gegen ihren ausdrücklichen Willen nach dem äußerlichen Ausdruck. Die »Virtuosen der Religion« (das ist Schleiermachers verräterischer Begriff³⁶) müssen ihr Geheimnis mit Bedacht und Manier sichtbar werden lassen, weshalb man sich zu der These verstehen kann (meiner zweiten These, die auf die erste antwortet): *Erst in Zeiten der religiösen Verunsicherung bedarf es des »frommen« Gesichts, das heißt: des Ausdrucks als Vergewisserung. Gerade weil die erneuerte Religion innerlich sein und geschehen soll (und nur innerlich!), verlangt sie nach Aus-Druck, und das heißt auch: nach Veräußerlichung.* Hier liegt übrigens auch eines der Motive für das Interesse des späten 18. und des 19. Jahrhunderts an Ausdrucksstudien und an Physiognomik und an Experimenten mit Gesicht und Gebärde.

weitergegeben werden, könnte ich mir vorstellen, daß die weißen Gebetsknöchel meiner Großmutter sozusagen ins späte 18. Jahrhundert hineinreichen... Zum Ausdruck »Habitude« vgl. Adolph Freiherr von Knigge: Über den Umgang mit Menschen (1. Aufl. 1788). Hg. von Gert Ueding. Frankfurt a. M. 1977, z. B. S. 108 (dort in der Fußnote, deren Herkunft nicht erklärt wird, als »Gewohnheit, Gepräge« umschrieben).

35 (Georg Conrad Rieger:) Die Württembergische TABEA, oder Das merckwürdige äussere und innere Leben und seelige Sterben der weyland Gottseeligen Jungfrauen, BEATA Sturmin [...]. 3. Aufl. Stuttgart 1737, Titeltupfer. – Der Text stammt vom württembergischen Prälaten Philipp Heinrich Weissensee. – Zum Porträt selber vgl. M. Scharfe: Evangelische Andachtsbilder (wie Anm. 4), S. 202 f. und 205.

36 F. Schleiermacher: Über die Religion (wie Anm. 33), passim.



Abb. 10: Das Herzensinnere nach außen gewendet: die fromme Jungfrau im Gebet. Kupferstich von J. J. Liefkoop in: (Georg Conrad Rieger:) Die Württembergische TABEA, 1737 (wie Anm. 35), Frontispiz.

IV. Herstellbarkeit und Herrschaft des Ausdrucks, Gesicht und Gebärde als Experiment

Es ist also kein Zufall, und es ist beileibe nicht skurril, daß die Krisenzeit um die Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert sich mit Vehemenz in einen Diskurs über die Physiognomik stürzt – als ihr Motto könnte das grauslige Bild gedient haben, jenes Traumbild, das vielleicht nur Jean Paul (in Gestalt des Luftschiffers Giannozzo) ersinnen konnte: Ich »griff über mein Gesicht, um solches wie eine Larve abzunehmen und zu besehen«.³⁷ Hinter diesem Bild des abgelösten und dann besehenen und reflektierten Gesichts lauert sowohl die Vorstellung, man könne mit Hilfe des Gesichts ins Herz sehen, als auch die konträre Auffassung: das Gesicht sei eine Maske, die alles Innere verberge, und jeder Mensch habe »ein angeborenes Talent«, »seine Physiognomie zu einer Maske umzuarbeiten«.³⁸ Es sind vor allem die Erfahrungen der Maske oder Larve – also der eben nicht sich offenbarenden, sondern der »durchkreuzten Physiognomie« (wie ein Mann des späten 18. Jahrhunderts, ein scharfer Beobachter, gesagt hat³⁹), die sich uns einprägen – also physiognomische Irritationen: Kant, der große Denker, habe »etwas affenartiges in der Physiognomie«⁴⁰, der andere große Philosoph, Hegel, eine belanglose »Bierwirtsphysiognomie«⁴¹; und vor der ersten theologischen Vorlesung, der ich beiwohnte, sagte der Kommilitone und Freund, der mich dazu eingeladen hatte, ich solle mich nicht wundern, aber der große Neutestamentler K. sehe aus (und habe ein Gesicht) wie ein Metzger. Da wußte ich, was mich erwartete; denn wir tragen ja – das war eine seit dem späten 18. Jahrhundert gängige Metapher – ein fertiges »Alphabet«

37 Jean Paul: Des Luftschiffers Giannozzo Seebuch. Almanach für Matrosen wie sie sein sollten (1801). Leipzig 1912. Reprint Frankfurt a. M. 1987, S. 63.

38 Arthur Schopenhauer: Parerga und Paralipomena: Kleine philosophische Schriften (1851). 1. Band. In: Ders.: Werke in fünf Bänden. Hg. von Ludger Lütkehaus. Bd. 4. Zürich 1988, S. 445 (im 5. Kapitel: Paränesen und Maximen).

39 Vgl. Johann Friedrich Abegg: Reisetagebuch von 1798. Hg. von Walter und Jolanda Abegg in Zusammenarbeit mit Zwi Batscha. Frankfurt a. M. 1987, S. 216. – Abegg war ein evangelisch-reformierter Theologe aus der Pfalz.

40 So der Gesprächspartner F. A. Wolf ebd. S. 302.

41 Arthur Schopenhauer: Parerga und Paralipomena (wie Anm. 38), 2. Bd. In: Ders.: Werke, Band 5, S. 549 (im 29. Kapitel: Zur Physiognomik).

im Hirn, mit dem wir die »Hieroglyphe« Menschengesicht entziffern zu können glauben.⁴²

Aber man weiß doch auch schon seit über zwei Jahrhunderten, daß der Widerspruch zwischen physiognomischer Versuchung (oder physiognomischem Verlangen) und der Aufklärung durch Physiognomik nicht zu lösen ist. Schon im Jahr 1778 hat Georg Christoph Lichtenberg geschrieben (verzweifelt geschrieben, möchten wir anmerken): »Wir schließen ja täglich aus den Gesichtern, jedermann tut es, selbst die, die wider Physiognomik streiten, tun es in der nächsten Minute, und strafen ihre eigenen Grundsätze Lügen. [...] Wir urteilen stündlich aus dem Gesicht, und irren stündlich.«⁴³ Dabei hatte er die Physiognomik im Grunde längst mit einem einzigen Satz, mit einer einzigen Frage »erledigt«; die Frage, die zu verneinen war, lautete nämlich: »gehört denn unser Körper der Seele allein zu [...]«⁴⁴ Nein, der Leib ist natürlich mehr als die Seele, das Äußere mehr als das Innere. So mußten denn auch die Physiognomien der sogenannten Religiösen, die Lavater gesammelt hatte, uneindeutig sein: teils waren es »schönes«, »christusähnliches« Gesichter, teils abgrundhäßliche, auch uns Heutige abstoßende Physiognomien.⁴⁵

Nun ist es gewiß ein Unterschied zwischen einer Physiognomik, die ganz generell auf einen konstanten Charakter schließen möchte, und einer anderen, die dem Menschen die eher flüchtigen Gemütsbewegungen ansehen will – etwa als eine »Religionsphysiognomik«, die gar

42 Ebd. S. 543. – Vgl. z. B. auch schon Johann Karl Wezel: Versuch über die Kenntniß des Menschen. 2 Teile. Leipzig 1784 und 1785. Reprint Frankfurt a. M. 1971. Bd. 2, S. 312: »Jedermann hat sein eigenes physiognomisches Alphabet«!

43 Georg Christoph Lichtenberg: Über Physiognomik; wider die Physiognomen. Zu Beförderung der Menschenliebe und Menschenkenntnis (1778). In: Ders.: Der Fortgang der Tugend und des Lasters. Frankfurt a. M. 1986, S. 35–118; hier: S. 81, 92. – Daß das bald die allgemeine Ansicht war, sehen wir an Abeggs Notiz vom Juni 1798: »wir sahen und werden immer aus Gesichtern sehen wollen, was innwendig ist, sowie unser inneres Auge immer nach der Ewigkeit sieht, und die Zukunft anschauen will, die nicht angeschaut werden kann.« J. Abegg: Reisetagebuch von 1798 (wie Anm. 39), S. 189.

44 G. Chr. Lichtenberg: Über Physiognomik 1778 (wie Anm. 43), S. 58.

45 Vgl. Johann Caspar Lavater: Physiognomische Fragmente, zur Beförderung der Menschenkenntniß und Menschenliebe. Dritter Versuch. Leipzig und Winterthur 1777, S. 265, 274, 284–286 u. a.

noch die Konfession im Gesicht zu erkennen vorgibt⁴⁶ und dabei allerlei putzige Details parat hält (und etwa an Pietisten lange Ohren und an frommen Katholiken eine besondere Mundwinkelfalte, die vom ewigen »Murmeln des Rosenkranzes« herrühre, beobachtet haben möchte).⁴⁷ Lavater selbst hatte ja davor gewarnt, seine physiognomische Lehre mit *Augen* zu verwechseln, sie diene allenfalls als *Brille*⁴⁸; doch selbst das wurde rasch und allenthalben bezweifelt, und sein Werk wurde alsbald zum verstaubten »Cabinetsstück in Bibliotheken«.⁴⁹ Aber auch der Versuch Charles Darwins ein Jahrhundert später, die Physiognomik auf eine naturwissenschaftliche Basis zu stellen – »Der Ausdruck der Gemüths-bewegungen bei dem Menschen und den Thieren« war der Titel seines fast vierhundert Seiten starken Werkes, 1872 –, weiß wenig Antwort auf unsere Frage nach dem frommen Antlitz: Wir erfahren nur, was wir längst wissen und als *kulturell* geprägten und lang tradierten Ausdruck kennen – nämlich: das Gesicht sei zum Himmel gerichtet, das Auge nach oben gedreht.⁵⁰

Diese Gebärde war so geläufig, daß ein Schauspieler, eine Schauspielerin sie nicht erst mühsam auf dem Theater erlernen mußte; Zeichnungen und Fotografien etwa von den Oberammergauer Passionsspielen zeigen uns das bekannte stereotype Bild.⁵¹ Da kommt uns leicht das

46 Vgl. Paul Münch: Finstere Katholiken und Madonnengesichter. Anmerkungen zur evangelischen »Religionsphysiognomik«. In: Jens Fleming u. a. (Hg.): Lesarten der Geschichte. Ländliche Ordnungen und Geschlechterverhältnisse. Festschrift für Heide Wunder zum 65. Geburtstag, Kassel 2004, S. 240–266. – Ich danke Prof. Dr. Paul Münch, Wessingen, herzlich für wertvolle Fingerzeige!

47 K. J. Weber: Religionsschwärmerei und Mysticismus (wie Anm. 34), S. 212.

48 Vgl. Johann Caspar Lavater: Von der Physiognomik (1772). In: Ders.: Von der Physiognomik und Hundert physiognomische Regeln. Hg. von Karl Riha und Carsten Zelle. Frankfurt a. M., Leipzig 1991, S. 7–62, hier S. 31.

49 So schon J. F. Abegg: Reisetagebuch von 1798 (wie Anm. 39), S. 189.

50 Vgl. Charles Darwin: Der Ausdruck der Gemüthsbewegungen bei dem Menschen und den Thieren. Aus dem Englischen übersetzt von J. Victor Carus. Stuttgart 1872, S. 222 (im 8. Kap.: »Freude, Ausgelassenheit, Liebe, zärtliche Gefühle, Andacht«). – Zur Kontinuität der Gebärde des Himmelsblicks vgl. die um 1920 in Unterfranken aufgenommene Fotografie einer evangelischen Frau beim Kirchgang, abgebildet bei Andrea K. Thurnwald: Kirchgang, Klöße, Kartenspiel. Traditionelle Sonntagskultur im evangelischen Unterfranken. Bad Windsheim 1997, S. 48.

51 Vgl. z.B. Hermine Diemer: Oberammergau und seine Passionsspiele. Ein Rückblick über die Geschichte Oberammergaus und seiner Passionsspiele von deren Entstehung bis zur Gegenwart, sowie eine Beschreibung des Ammergauer Lan-

wohlfeile Urteil: das sei eben *gespielte* Andacht (oder Trauer – die Ausdrücke lassen sich schwer unterscheiden), das sei Veräußerlichung, da dürfe nicht auf das korrespondierende Innere geschlossen werden. Doch sollten wir da nicht so sicher sein, sondern wir sollten uns irritieren lassen von Adalbert Stifter, der (in seiner ›Turmalin‹-Geschichte, 1853) über den Schauspieler Dall schreibt, daß der »nicht die Rollen *spielte*, sondern das in ihnen Geschilderte *wirklich war*«. ⁵² Das heißt: Wenn wir Innen und Außen nicht auf die extreme Weise trennen, die wir gewohnt sind, ist der Vorwurf der Verstellung unangebracht ⁵³ – anders gesagt: Möglicherweise geben Experimente zur Frage, wie sich ein frommes, ein andächtiges Gesicht *herstellen* läßt, und was es mit dem Ausdruck der Andacht im praktischen, im mimetischen Versuch auf sich habe, tiefere Einblicke als die, die uns bis jetzt vergönnt waren. Ich streife also kurz die Kunstform der sogenannten Attitüde, die um die Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert die gebildete Welt Europas in ihren Bann schlug. Sie ist vor allem mit dem Namen der Lady Hamilton verbunden, einer ganz offensichtlich faszinierenden Frau, die, als Emma Hart, Tochter

des, der Volkssitten und Gebräuche seiner Bewohner. München, Oberammergau 1900, Abb. der Maria S. 117 (Passionsspiel 1850), 176 (1890), 220 (1900); Franz X. Bogenrieder: Jubiläums-Passionsspiele Oberammergau 1634–1934. Offizieller Führer der Gemeinde. München o. J. (1934), Abb. S. 52 (Klara Mayr als Maria Magdalena). – Zur Kritik eines evangelischen Pfarrers an der, wie er meint, übertrieben dramatischen Darstellung des Gebetskampfes Jesu im Garten Gethsemane vgl. G. Huyssen: Christi Leiden im deutschen Volksschauspiel, namentlich im Oberammergauer Passionsspiel. Barmen o. J. (1881), S. 164–169 (mit detaillierter Beschreibung der Szene: Bewegungen, Gebärden, Worte ...).

52 Adalbert Stifter: Bunte Steine. Ein Festgeschenk (1853). Stuttgart 1994. Turmalin S. 126–170; Zitat auf S. 131. – Hervorhebungen von mir, MSch.

53 Vgl. dazu Ursula Geitner: Die Sprache der Verstellung. Studien zum rhetorischen und anthropologischen Wissen im 17. und 18. Jahrhundert. Tübingen 1992, hier: Kap. 8: Menschen als Schauspieler und Schauspieler als Menschen. – Außen und Innen wurden erst im Verlauf des späten Mittelalters getrennt, ist die These von Thomas Lentz; vorher gehörten sie eng zusammen – das heißt: Die ›fromme‹ Gebärde war nicht nur Ausdruck des Innern, im Gegenteil: Sie konnte wirklich Andacht evozieren. Vgl. Thomas Lentz: ›Andacht‹ und ›Gebärde‹. Das religiöse Ausdrucksverhalten. In: Bernhard Jussen, Craig Koslofsky (Hg.): Kulturelle Reformation. Sinnformationen im Umbruch 1400–1600. Göttingen 1999, S. 29–67. – Dieser Studie verdanke ich mehr, als im konkreten Quellennachweis sichtbar wird. Mein Marburger Kollege Prof. Dr. Jörg Jochen Berns, dem ich für diesen und andere Hinweise danke, hat sie mir zugänglich gemacht.

eines Hufschmieds, in die Ehe trat mit dem englischen Botschafter am Hof von Neapel, Sir William Hamilton, und die übrigens später nebenher eine Liaison einging mit dem berühmten Admiral Nelson, dem sie zwei Töchter gebar; geboren ist sie im Jahr 1765, gestorben 1815.⁵⁴

Lord Hamilton war ein offenbar fanatischer Sammler antiker Kunstwerke (es war die Zeit der ersten systematischen Ausgrabungen in Pompeji) und zeigte diese in seinem Hause; und angesichts der schauspielerischen und tänzerischen Fähigkeiten seiner schönen Frau mochte es naheliegen, die berühmtesten der klassischen Skulpturen als lebende Bilder nachzustellen; später dehnte Lady Hamilton ihr Programm auch aus auf seinerzeit berühmte barocke Gemälde und ihre Figuren. Die Vorführungen, die von allen berühmten deutschen »Römern« besucht wurden (Goethe, Moritz, Tischbein undso weiter), fanden anfangs mit, später ohne Rahmen statt – bei sparsamer Beleuchtung, mit wenig Requisiten (von denen das wichtigste ein feines Halstuch war). Diese Posen nach Kunstwerken bezogen ihren Reiz zum einen aus der Erstarrung der Bewegung zur Statue – und umgekehrt: von der sich in Bewegung setzenden Statue; es wird von erschütterten Reaktionen des Publikums berichtet. Ein anderes Programm aber reihte verschiedene klassische Figuren in mimetischem Fluß aneinander, führte also – so hat es ein italienischer Künstler in der Zeichnung festzuhalten versucht (obwohl, muß man anachronistisch anmerken, der Film das angemessene Medium gewesen wäre) – von der Pose der stillen Andacht zum Gebet, zum gesteigerten, händeringenden Gebet, zum flehentlichen Gebet im Knien – und von da aus abrupt zur heidnischen Quellnymphe mit Wassergefaß, dann sofort zur christlichen büßenden Magdalena mit dem Salbengefaß – und von ihr zur tollen, betrunkenen Bacchantin, welcher der Weinkrug weggrollt.⁵⁵

Diesen frappierenden Umschlag der Bedeutungen bei verwandten und nur unwesentlich variierten Physiognomien und Gebärden kenntlich gemacht zu haben, ist ein ganz wesentlicher Beitrag des Attitüden-Experiments – auch andere Künstler haben versucht, die heimliche Spur des »borrowing« zu finden (nämlich der äußerlichen, sichtbaren Nähe

54 Vgl. dazu und zum Folgenden Ulrike Ittershagen: *Lady Hamiltons Attitüden*. Mainz 1999.

55 Ebd. S. 58 und Abb. 17 auf S. 112: Pietro Antonio Novelli: *The Attitudes of Lady Hamilton*.

ganz unterschiedlicher Empfindungen); man kann an das Beispiel des Genfer Bildergeschichten-Erfinders Rodolphe Töpffer erinnern, der in seinem »Essai de Physiognomie« aus dem Jahr 1845 in einfachen Strichzeichnungen demonstriert, wie das Allerwelts Gesicht des guten Jean die Emotionen spiegelt – und wie trügerisch dieser Ausdruck zugleich sein kann, weil der *weinende* Jean nur schlecht oder gar nicht vom flehentlich *betenden* Jean zu unterscheiden ist.⁵⁶ (Abb. 11)

Doch nicht nur solchen Gewinn erbrachte die Kunst der Attitüde; sie ließ vielmehr auch eine gewisse Nähe, ja Verwandtschaft zwischen frommer Andacht und Erotik sinnlich sichtbar werden; solche Nähe war spätestens seit den letzten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts ein bedeutendes Thema der europäischen Elitenkultur. Man muß da nicht einmal an die Extremformen denken, die sich der Marquis de Sade seinerzeit ausgedacht hat⁵⁷; es genügt schon der Hinweis auf einen *unserer* Klassiker. Friedrich Schiller etwa läßt in seiner »Geisterseher«-Novelle aus den achtziger Jahren den Grafen von O. eine Liebes-Episode erleben. In einer düsteren Kapelle fällt der einzige Sonnenstrahl auf eine weibliche »Gestalt«, die ihn fesselt. »Mit unaussprechlicher Anmut – halb knieend, halb liegend – war sie vor einem Altar hingegossen – der gewagteste, lieblichste, gelungenste Umriß, einzig und unnachahmlich, die schönste Linie der Natur.« »Sie betete zu ihrer Gottheit«, bekennt der Graf, »und ich betete zu ihr«, und nennt das eine »reizende Andacht«.⁵⁸ Und Lichtenberg hat mit scharfem Auge und großem Spürsinn und andeutenden Worten die Verliebtheit eines andächtigen Paares beschrieben, das der große Hogarth ins Kupfer gestochen hatte.⁵⁹

Ein anderes, fast noch häufiger vorkommendes Motiv als das des in Andacht verliebten menschlichen Paares war dasjenige der in Andacht (als einer *himmlischen* Liebe) und zugleich in *irdischer* Liebe zu einem

56 Vgl. Rodolphe Toepffer: Essai de Physiognomie. Essay zur Physiognomie (1845). Übersetzt von W. und D. Drost. Siegen 1980, S. 22 (»Jean qui pleure«).

57 Vgl. dazu jeden beliebigen seiner Romane...

58 Friedrich Schiller: Der Geisterseher. Erzählungen. Berlin 1997, S. 5–131; Zitate auf S. 100, 101, 102.

59 Vgl. Georg Christoph Lichtenberg: Ausführliche Erklärung der Hogarthischen Kupferstiche. In: Ders.: Schriften und Briefe. Hg. von Franz H. Mautner. Frankfurt a. M. 1983, S. 345–351 (zu: Fleiß und Faulheit, 2. Platte). – Eine gute Wiedergabe des Blattes aus dem Jahr 1747 in G. Hirth (Hg.): Kulturgeschichtliches Bilderbuch (wie Anm. 23), Bd. 6 (1890), S. 2040, Abb. 3036.



Abb. 11: Das Ausdrucksexperiment: der betende oder der weinende Jean? Illustration in: Rodolphe Toepffer: *Essai de Physiognomie*, 1845 (wie Anm. 56), S. 22 (Montage von mir, MSch).

Heiligen Entflammten. Ein recht kurioser Aufsatz aus dem Jahr 1784, der sich als Beitrag zu einer Konfessionsphysiognomik versteht⁶⁰, behauptet, die Andacht der Katholikinnen sei »warer verliebter Affect« – worüber man sich aber nicht wundern müsse, weil sie es schon als Kinder nur mit schön gemalten Heiligenbildern zu tun hätten. »Ein geschmückter Schauspieler«, meint der Autor, »kann nicht schöner mit frisirten Haren und roten Wangen gemalt werden, als auf solchen Bilderchen ihr heil Franciscus, Antonius, Januarius, mit geschornem Haupte, und umher mit einem Kranze von schön gekräuselten Haaren. Sowol diese, als das schön gemalte JesusBild, müssen sie innigst küssen, und so herzlich an die Brust drücken, als nur immer eine Verliebte das Bild ihres Geliebten küssen und drücken kan.«⁶¹

Wie eine Illustration dieser Vorstellung wirkt auf uns eine Radierung, die verschiedene Grüppchen von Wallfahrern zeigt. Im Hintergrund

60 Der sprechende Titel des anonym bleibenden Autors: »Ueber den Unterscheid in der Gesichtsbildung katholischer und protestantischer Einwohner in Deutschland, unter den niederen VolksClassen.« In: August Ludwig Schlözer (Hg.): *Stats-Anzeigen*. Bd. 10. Göttingen 1787, S. 338–344.

61 Ebd., S. 340 f.

sieht man die Wallfahrtskirche. Links im Vordergrund aber blicken zwei kniende Beterinnen mit jenem bekannten Himmelsblick empor zur Statue des heiligen Johann Nepomuk, der ja wohl nicht zufällig auf einer überlangen Säule steht.⁶² Ihren Gesichtern hat der Künstler den Ausdruck der Verliebtheit verliehen, und um diesen zu unterstreichen, hat er überdies allerlei andere Fingerzeige im Bild versteckt: die Frau in der Mitte, die eine Kette aus ihrer Schmuckkiste zieht; die alte Frau rechts vorn, die den Sitz ihrer Haube im Spiegel prüft; auch verschiedene Liebespaare unter der Schar der Andächtigen. (Abb. 12)

Da ist im Bilde also unverkennbar die aufklärerische Kritik am katholisch-religiösen Kultus vorgetragen – speziell an seinem ausgedehnten und nicht selten viele Tage in Anspruch nehmenden Wallfahrtswesen, dem allerlei erotische Abenteuer abgelauscht oder angedichtet waren. Ohnehin gab es Vorwürfe gegenüber einzelnen Vertretern des Klerus: So mündeten etwa die sexuellen Eskapaden, die den französischen Jesuitenpater Girard mit einer frommen Jungfrau verbanden, Anfang der 1730er Jahre in einen langandauernden und aufsehenerregenden Prozeß; die Kunde davon überzog ganz Europa, und die literarischen Spuren sind noch heute aufzufinden.⁶³ Wenn der Pater Girard dann das eine Mal in heiligmäßiger Pose, das andere Mal mit aufgeklappter Brust dergestalt gezeichnet war, daß man die Seele des Lüstlings sehen konnte⁶⁴, dann lautete der arge und direkte Vorwurf: Verstellung.

Raffinierter und subtiler aber war der Einspruch, den der englische graphische Satiriker Thomas Rowlandson vorzubringen hatte (ich komme noch einmal auf die Attitüden-Vorführungen der Lady Hamilton zurück): Eines seiner bösen Blätter zeigt die Lady, wie sie soeben den Schleier lüftet und die Satyrmaske abnimmt; Lord Hamilton hilft bei der Entschleierung und zeigt auf den makellosen nackten Leib der

62 Georg Emmanuel Opitz: Die andächtigen Reisenden. Das Blatt gehört zu einer auf die Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert zu datierenden Serie über verschiedene Arten und Anlässe des Reisens. Ein Exemplar in der Museumsstiftung Post und Telekommunikation, Frankfurt a. M. (Bi Reisen 146).

63 Vgl. dazu etwa Jean Baptiste de Boyer Marquis d'Argens: *Thérèse philosophe. Eine erotische Beichte*. Aus dem Französischen von Heinrich Conrad. Mit einem Aufsatz von August Kurtzel, einer Erzählung von Carl Felix von Schlichtegroll sowie Auszügen aus den Prozeßakten. Hg. von Michael Farin und Hans-Ulrich Seifert. München 1990.

64 Ebd., S. 265 und 269.



Abb. 12: Die »reizende Andacht«: der Aufblick der Verliebten. Radierung von Georg Emanuel Opitz, um 1800. Museumsstiftung Post und Telekommunikation, Frankfurt a. M., Inv.-Nr.: Bi Reisen 146.

lebenden griechischen Statue; zwei Larven, links vorn, küssen sich; das Paar rechts im Hintergrund steht kurz vor der Kopulation; der zeichnende Kunstschüler im Vordergrund aber erstarrt, und sein Gesicht läuft dunkel an.⁶⁵ Die Kritik, die sich in Rowlandsons Blatt versteckt, ist nun aber keineswegs so vordergründig und direkt und allein aufs Erotische fixiert und beschränkt, wie wir zunächst wähnen möchten: Sie denunziert nämlich in der erotischen Attitüde zugleich die religiöse – man muß ja bedenken, daß es Lady Hamilton gegeben war, aus der Szene der Venus von Milo unmittelbar in die Szene einer inbrünstig Betenden zu fallen; und die Logik des Genres mußte solche chamäleonartigen Verwandlungen geradezu provozieren. Der Verdacht, der Ausdruck des einen Gefühls sei vom Ausdruck eines ganz entfernten Gefühls möglicherweise kaum zu unterscheiden, war damit also experimentell erhärtet.

Aber bestätigt war zugleich auch die Vermutung: der fromme Ausdruck des Gesichts, die Gebärde der Andacht sei *herstellbar* – und sie sei *so perfekt* herstellbar, daß sie von einer gleichsam natürlichen Gebärde nicht mehr zu unterscheiden sei; das heißt: Chodowieckis kritische Unterscheidung zwischen ›natürlicher‹ und ›affektierter‹ Andachts- und Gebetshaltung (die Anregung für die Illustrationen hatte Lichtenberg gegeben) wäre von Anfang an schon ad absurdum geführt gewesen⁶⁶; denn die alleraffektierteste Gebärde hätte ja diejenige sein müssen, die von der natürlichsten nicht mehr zu unterscheiden gewesen wäre...

Es gibt eine so hübsche wie lehrreiche Anekdote, die wir Wilhelm von Kügelgen verdanken – einem Maler, dessen Memoiren vielleicht mehr Eindruck hinterlassen haben als sein sonstiges künstlerisches Werk. Im Jahre 1833 hatte er den sächsischen Kavallerieleutnant Gottlob von Kirchbach (natürlich in Uniform) zu porträtieren, der erst nicht sitzen wollte, dann aber »der Zunge seiner Frau doch noch weichen« mußte (wie Kügelgen schreibt) – ein »echt militärischer Charakter«, ein Haudegen, der während der Sitzungen ununterbrochen von seinen Kriegsabenteuern erzählt (etwa, wie er im napoleonischen Rußlandfeldzug auf dem Pferde die Beresina durchschwamm) und dazwischen ständig flucht. Am Ende bemängelt Frau von Kirchbach die zeichnerische Ausführung der Uniform (die Korrektur macht dem Maler keine Mühe) – und, und das

65 Abb. bei U. Ittershagen: Lady Hamiltons Attitüden 1999 (wie Anm. 54), S. 10.

66 Vgl. Willi Geismeyer: Daniel Chodowiecki. Leipzig 1993, S. 141 (die zwei Folgen der Radierungen erschienen 1779 und 1780); Abb. ebd., S. 163 und 165.

ist nun wirklich bedeutsam, den Ausdruck des Gesichts (wobei sie unterstellt, daß dieser Ausdruck primär in die Kompetenz des Porträtierten selbst falle und nicht einem Versagen des Malers zuzurechnen sei). Also »verlangt« sie von ihrem Mann, er solle doch so blicken, »als wenn er eben in der Bibel läse«, und sie gibt ihm den Rat: »Denk nur an Deinen Herrn Jesus und *mache solche Augen, als wenn Du an ihn dächtest.*« Und der Tagebuchschreiber Kügelgen überliefert uns auch die Reaktion des rauhbeinigen Soldaten, an dem er durchaus »Frömmigkeit« erkannt haben will: der wurde nämlich »sehr verdrossen und sagte: »Potz Hühnerschwänzel! Das läßt sich nicht so erzwingen.««⁶⁷

Wir aber wissen: Es läßt sich doch erzwingen! Die Schauspielkunst, die Attitüdenkunst, die Porträtmalerei – sie alle liefern genügend Exempel; denn die Bilder sind ja alle mehr oder weniger gelungene Beispiele des *Gestellten*, und sie sind damit zugleich stets auch Resultate der *Verstellung* – wie anders denn als durch bewußte Mimik, also Verstellung, hätte sich dem Maler im Atelier über Stunden hinweg ein andächtiges Antlitz bieten lassen? Das Antlitz der Andacht ist durch Verstellung herstellbar.⁶⁸

Es ist nun eine hohe Kunst, aus den Bildern der Künstler die Anzeichen der Verstellung herauszulesen – und zwar dergestalt, daß sie von allen Betrachterinnen und Betrachtern gleichermaßen nachempfunden werden können; und möglicherweise läßt sich eine solche Analyse auch nur leisten mit Hilfe der zeichnerischen Übertreibung, wie sie dem Karikaturisten zur Verfügung steht – möglicherweise hat nur er die Mittel in der Hand, das Problem sichtbar zu machen, das Heinrich Heine in seinem giftigen Vergleich versteckt hat: der Wal, soviel Tran er auch enthält, ist doch nicht fromm.⁶⁹

Es könnte also sein, daß die Verzerrung zur Fratze die einzige Möglichkeit ist, die Heuchelei des frommen Gesichts zum Ausdruck zu brin-

67 Wilhelm von Kügelgen: Zwischen Jugend und Reife des Alten Mannes 1820–1840. Hg. von Johannes Werner. Leipzig 1925, S. 271 f. (Zitate auf S. 272). – Hervorhebung von mir, MSch.

68 Schöne Beispiele: die Porträts der »betenden« Emmy Hart, Lady Hamilton, von George Romney. Abb. in U. Ittershagen: Lady Hamiltons Attitüden (wie Anm. 54), S. 143.

69 Vgl. Heinrich Heine: Die Götter im Exil (1853). In: Ders.: Sämtliche Schriften. Hg. von Klaus Briegleb. Frankfurt a. M., Berlin, Wien 1981. Band 11, S. 397–423; hier S. 418.

gen, das heißt: durch *Entstellung* die *Verstellung* sichtbar zu machen, wie das etwa Wilhelm Busch in seinem ›heiligen Antonius von Padua‹, 1870, versucht hat.⁷⁰ (Abb. 13 a–d) Erst die *Verzerrung* also offenbarte die Wahrheit; und vielleicht dürfte man so kühn sein und als eine *dritte, letzte These* formulieren: *Die Entstellung des andächtigen Antlitzes ist Symptom des religiösen Empfindens in Zeiten des befürchteten oder erfahrenen Glaubensverlustes*. Wer weiß: Vielleicht wäre es am Ende nicht einmal zu simpel, wenn man, die Larven-Metapher benützend, die letzte These in die Form gösse: Das Antlitz der Andacht – das ›andächtige‹ Antlitz – ist nichts anderes als die Maske des Unglaubens.

V. Epilog: Zur Vorbereitung einer kulturanthropologischen Theorie der Verstellung

Diese These vom möglichen Wahrheitscharakter der Verstellung will uns keineswegs vor den Kopf stoßen – ja bei Licht besehen stößt sie uns nur auf den bemerkenswerten Umstand, daß es allein die negative moralische Aufladung des *Begriffes* Verstellung ist, die uns irritiert: Wir sind es längst gewohnt, Verstellung als moralisch verwerflich zu betrachten – und erinnern uns vielleicht nur ungern an die störende Mitteilung unserer Erzählforscher, die auf die große Beliebtheit des Motives der Verstellung hinweisen: dieser hafte »in der Volksüberlieferung nur selten ein moralischer Makel an«, sie werde vielmehr als »akzeptable und oft erfolgreiche Strategie« betrachtet und geschätzt.⁷¹ Und noch seltener bedenken wir, daß sie in gewisser Weise die Grundlage einer jeden Kultur ist. »Verstellung, sagt man, sei ein großes Laster, / Doch von Verstellung leben wir«, weiß Goethe⁷²; und das ist auch die Meinung unserer

70 Vgl. Wilhelm Busch: Gesamtwerk in drei Bänden. Hg. von Hugo Werner. Augsburg 1998. Bd. 1, S. 675–743; Abb. z.B. auf S. 696, 702, 707, 709.

71 Klaus Roth: Verstellung. In: Rolf Wilhelm Brednich (Hg.): Enzyklopädie des Märchens. Handwörterbuch zur historischen und vergleichenden Erzählforschung. Band 14. Berlin, Boston 2011, Sp. 141–145; hier: Sp. 142.

72 1818. – Der Einfachheit halber zitiere ich nach Richard Döbel (Hg.): Lexikon der Goethe-Zitate. Augsburg 1991, S. 990.

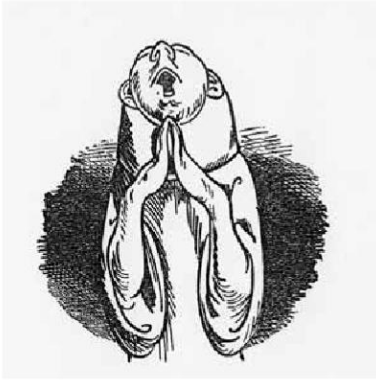


Abb. 13 a–d: Die Fratze des Heiligen oder: die fromme Grimasse als Kehrseite des kaltblütigen Gesichts. Wilhelm Busch: Ausdrucksstudien zum heiligen Antonius von Padua, 1870. In: Wilhelm Busch: Gesamtwerk (wie Anm. 70), Band 1, S. 675–743.

großen klassischen Philosophen⁷³ bis hin zu Schopenhauer, dem »das ganze gesellschaftliche Leben ein fortwährendes Komödienspielen« ist.⁷⁴ Wir alle, so wie wir hier versammelt sind, liefern soeben das beste Beispiel: mit unseren unabdingbaren Konventionen; mit den Regeln, denen wir uns gerne unterwerfen; mit unseren Höflichkeitsformen und Komplimenten, mit denen wir uns gegenseitig erfreuen; mit der Würdigung, die unser Jubilar H. E. so sehr verdient hat, und mit *jeder* Würdigung; mit unserem ganzen *wissenschaftlichen Spiel* in Rede und Gegenrede, These und Antithese; und wer weiß besser als wir Kulturwissenschaftlerinnen und Kulturwissenschaftler, welche anderen Beispiele für jene gesellschaftliche und kulturelle Notwendigkeit noch anzuführen wären, die der neben Sigmund Freud vielleicht bedeutendste Kulturtheoretiker der neueren Zeit, Friedrich Nietzsche, einmal »wohlwollende Verstellung« genannt hat⁷⁵ – an anderer Stelle gar spricht er von »Verstellung als Pflicht«!⁷⁶

Verstellung als Pflicht: das kulturelle Dilemma der Verstellung, die kulturelle Unausweichlichkeit dieses Spiels hätte doch ja früh bemerkt werden können an den psychologisch-kulturellen Erkenntnissen und an den Maximen, die dem scharfsichtigen Freiherrn von Knigge schon vor rund zwei Jahrhunderten so wichtig waren – und an den Paradoxien seines großen Projekts. Denn einerseits war er ein unerbittlicher Kritiker aller »Manier« (vor allem natürlich der aristokratisch-höfischen

73 Ich führe Hegel an, der darlegt, warum das »Verschmähen« der Verstellung »schon die erste Äußerung der Heuchelei« ist. Georg Wilhelm Friedrich Hegel: Phänomenologie des Geistes. In: Ders.: Werke. Auf der Grundlage der Werke von 1832–1845 neu ediert. Frankfurt a. M. 1986. Bd. 3, S. 464 (im Abschnitt »Die Verstellung«, S. 453–464).

74 A. Schopenhauer: Parerga und Paralipomena II 1951 (wie Anm. 41), S. 503 (§ 315 im Kapitel 26: Psychologische Bemerkungen).

75 Vgl. Friedrich Nietzsche: Menschliches, Allzumenschliches I (1878, neue Ausgabe 1886). In: Ders.: Kritische Studienausgabe. Hg. von Giorgio Colli und Mazzino Montinari. 2. Aufl. München, Berlin, New York 1988, Bd. 2, S. 9–366; hier: S. 239 (§ 293).

76 Friedrich Nietzsche: Morgenröte (1881, neue Ausgabe 1887). In: Ders.: Kritische Studienausgabe (wie Anm. 75), Band 3, S. 9–331; hier: S. 204 (§ 248). – Angesprochen war das Problem schon (freilich noch mit starker moralischer Wertung) in der frühen Studie: Ueber Wahrheit und Lüge im aussermoralischen Sinne. Ebd. Bd. 1, S. 873–890; hier S. 876 f.

Manier)⁷⁷; andererseits aber riet er: Jeder, der gegen die Höflinge bestehen wolle, müsse »sein Gesicht in seiner Gewalt haben«⁷⁸: »Habe Dein Gesicht in Deiner Gewalt, daß man nichts darauf geschrieben finde, weder Verwunderung noch Freude, noch Widerwillen noch Verdruß.«⁷⁹ Es ist ganz sicher kein Zufall, daß dieses Lob der Kaltblütigkeit⁸⁰ just in jenen Jahrzehnten sich seinen lautstarken Ausdruck sucht, in denen die physiognomische Debatte entbrennt und die Experimente mit der Variabilität des Gesichtsausdrucks angestellt werden: in einer Epoche also, welche die Dimensionen der Verstellung erörtert und dabei das Antlitz der Andacht erfindet – die fromme Grimasse als die Kehrseite nur des kaltblütigen Gesichtes.

Wenn ich nun also, am vorläufigen Ende meiner Erörterungen angelangt, sehe, wohin sie mich geführt haben, so muß ich unzufrieden sein – ich möchte, ich müßte den Text verwerfen und von neuem beginnen; ich müßte meine Reise in ein dem Leben so nah gelegenes wie vielleicht auch dem Bewußtsein fernes, ferngerücktes, fremdes Land neu antreten, weil ich nicht sicher sein kann, den richtigen Weg gefunden zu haben. Doch da, mitten in diesen Zweifeln, erinnere ich mich wieder an Goethes römische Notiz vom November 1786 – an diesen irritierenden und doch zugleich so tröstlichen Satz: »bei allem dem seh' ich voraus, daß ich wünschen werde, anzukommen, wenn ich weggehe.«

77 Adolph Freiherr von Knigge: Über den Umgang mit Menschen (1788). Hg. von Gert Ueding (nach der 3. Aufl. 1790). Frankfurt a. M. 1977, S. 30.

78 Ebd., S. 62.

79 Ebd., S. 327.

80 Vgl. z.B. auch ebd. S. 97 und 327. – In welche Abgründe die Wertschätzung der Kaltblütigkeit hinabführen kann, haben Horkheimer und Adorno im zweiten Exkurs ihrer »philosophischen Fragmente« angedeutet. Vgl. Max Horkheimer, Theodor W. Adorno: Dialektik der Aufklärung. Philosophische Fragmente (1944). Amsterdam 1947 (Nachdruck Amsterdam 1968), S. 116 (über de Sades »Juliette«).

The Face of Devotion.

On changes in meaning of the religious tableau: gesture and manner

An epochal shift will be traced here. Pictorial documentation of the so-called old religious tableau (votive paintings and epitaphs for example) at first shows an unquestioned (and indeed unquestionable), stable relationship between earthly humans and transcendent powers. The fact that this classical tableau is dwindling, is being disrupted, is gradually disintegrating and fragmenting is merely a sign of a skepticism about faith, that operates subconsciously and is getting stronger. The more the transcendent pole vanishes, the more important the face of the subject becomes, which at first was accorded no meaning but which now – in an attempt to compensate for a doubt that the conscious mind will not admit to – has expression demanded of it. This expression of religiosity turns out, however, to be manufacturable. As such the mask or visage of the devoted face is just a symptom of a – for the time being? – inevitable loss of faith taking place in modern cultures.

Mitteilungen





Neun Sterne für Warschau: Das Generalgouvernement im Baedeker¹

Jens Wietschorke

Das Leipziger Verlagshaus Karl Baedeker hat im Laufe seines Bestehens ein überaus breites Sortiment an Reisehandbüchern hervorgebracht. Von den »Rheinlanden« bis »Unter-Aegypten«, von »Österreich-Ungarn« bis »Palästina und Syrien« reicht das Spektrum der beschriebenen Destinationen; die entsprechenden Bände erschienen in zahlreichen, sukzessive veränderten Auflagen. Im Jahr 1943 hatte das Baedeker-Verlagsprogramm nach langer Zeit wieder einen kompletten Neuzugang zu verzeichnen: *Baedekers Generalgouvernement*.² Nach bewährtem Schema des Hauses stellt dieser Band die Sehenswürdigkeiten und Erholungsmöglichkeiten im von deutschen Truppen besetzten polnischen Kerngebiet zwischen Warschau, Krakau, Radom und Lublin samt dem später hinzugekommenen Galizien vor und gibt zudem – so der Verleger in seinem Vorwort – »eine Vorstellung von dem Umfang der ordnenden und aufbauenden Arbeit, die unter schwierigen Kriegsbedingungen in 3 ½ Jahren schon bewältigt oder in Angriff genommen worden ist, seit das Deutsche Reich die Verwaltung des Weichselraumes übernommen hat«.³ *Baedekers Generalgouvernement* liefert erhellendes Material zu einer Medienkulturgeschichte des Nationalsozialismus. Das

- 1 Der vorliegende Beitrag bietet eine gekürzte und stark veränderte Fassung eines andernorts erschienenen Aufsatzes: Jens Wietschorke: Baedekers Generalgouvernement. Raumrepräsentation und Geopolitik in einem Reisehandbuch aus dem Jahr 1943. In: Mittelweg 36. Zeitschrift des Hamburger Instituts für Sozialforschung 23, 2014, S. 99–122. Dort finden sich noch eingehendere Textanalysen sowie genauere Informationen zum politisch-publizistischen Umfeld des Reisehandbuchs mit weiterer Forschungsliteratur.
- 2 Das Generalgouvernement. Reisehandbuch von Karl Baedeker. Leipzig 1943 (im Folgenden zitiert als Baedekers Generalgouvernement).
- 3 Ebd., S. V.

Buch dokumentiert eine Verschränkung von geopolitischen und touristischen Motiven, mittels derer ein neu in Besitz genommenes Gebiet als historisch legitimes und selbstverständliches Anhängsel des Deutschen Reiches ausgegeben wurde. Gerade im Spiegel eines etablierten populären Literaturgenres wie des Reiseführers – und speziell des Baedeker als eines genuin deutschen Mediums –⁴ lässt sich der Versuch einer gewaltsamen Raumordnung im Osten in all seinen Verzerrungen, aber auch seinen Strategien der Normalisierung erkennen. Was also sagt dieser Baedeker über den Prozess der Inbesitznahme und der symbolischen Aneignung des Generalgouvernements seitens der deutschen Administration aus? Und was verraten umgekehrt die Repräsentationen des Generalgouvernements über das Format Baedeker, das unsere touristischen Routinen und Sehgewohnheiten bis heute geprägt hat?

In der Zeitschrift *East European Jewish Affairs* ist Nicholas Lane der Frage nach den Spuren jüdischer Geschichte und jüdischen Lebens in *Baedekers Generalgouvernement* nachgegangen. Lane kommt dabei zu dem Schluss, dieses Reisehandbuch sei weniger durch das interessant,

- 4 Zur kulturwissenschaftlichen Reiseführerforschung vgl. u.a. Burkhart Lauterbach: Baedeker und andere Reiseführer. Eine Problemskizze. In: Zeitschrift für Volkskunde 85, 1989, S. 206–234; Ders.: Thesen zur kulturwissenschaftlichen Reiseführer-Forschung. In: Dieter Kramer, Ronald Lutz (Hg.): Reisen und Alltag. Beiträge zur kulturwissenschaftlichen Tourismusforschung. Frankfurt a.M. 1992, S. 55–69; Elisabeth Fendl, Klara Löffler: »Man sieht nur, was man weiß«. Zur Wahrnehmungskultur in Reiseführern. In: Dieter Kramer, Ronald Lutz (Hg.): Tourismus-Kultur, Kultur-Tourismus. Münster, Hamburg 1993, S. 55–77; Sabine Gorsemann: Bildungsgut und touristische Gebrauchsanweisung. Produktion, Aufbau und Funktion von Reiseführern. Münster u.a. 1995; Ulrike Pretzel: Die Literaturform Reiseführer im 19. und 20. Jahrhundert: Untersuchungen am Beispiel des Rheins. Frankfurt a.M. 1995; Rudy Koshar: »What ought to be seen«: Tourists' Guidebooks and National Identities in Modern Germany and Europe. In: Journal of Contemporary History 33, 1998, S. 323–340. Speziell zu Ostmitteleuropa: Rudolf Jaworski, Peter Oliver Loew, Christian Pletzing (Hg.): Der genormte Blick aufs Fremde. Reiseführer in und über Ostmitteleuropa. Wiesbaden 2011; zum Polenbild in Reiseführern vgl. die allerdings erst nach 1945 ansetzende Arbeit von Johanna Dybiec: Guidebook Gazes: Poland in American and German Travel Guides. Münster u.a. 2004. Einen guten und materialreichen Überblick speziell zur Geschichte des Baedeker als mediales Format bietet Susanne Müller: Die Welt des Baedeker. Eine Medienkulturgeschichte des Reiseführers 1830–1945. Frankfurt a.M. 2012.

was es beschreibt, als vielmehr durch das, was es verschweigt.⁵ In der Tat gibt es auf den 264 Seiten »no reference to living jews«,⁶ geschweige denn offene Hinweise auf die damals auf Hochtouren laufende Maschinerie des Holocaust, der nicht einfach unterschlagen, sondern schlimmer: als ein nahezu abgeschlossenes Projekt behandelt wird. So läuft etwa die in einem einzigen Satz dargebotene Geschichte der Krakauer Vorstadt Kazimierz hier in eine lapidare Information aus, die umso zynischer wirkt, als sie in einer Klammer angehängt wird: »Jenseits des 1873 an Stelle eines zugeschütteten Weichselarms durch Bürgermeister Dietl angelegten *Dietlrings* beginnt die Vorstadt Kasimir, die 1335 durch König Kasimir vor den Toren Krakaus angelegt wurde und Krakau überflügeln sollte, später jedoch z.T. Wohnsitz der jüdischen Bevölkerung Krakaus wurde (jetzt judenfrei)«. ⁷ Während der eingangs genannte Bürgermeister als angeblich aus Wien stammender Arzt seinen prominenten Platz im historischen Gedächtnis erhält – tatsächlich war Joseph Dietl bei Lemberg und in Tarnów aufgewachsen –, ⁸ wird die historische Judenstadt in einem Halbsatz abgefertigt. Immerhin sind die Spuren der Vernichtung noch nicht verwischt. Hier sind, so Dirk Rupnow, die Juden zwar aus der Geschichte gestrichen, doch ihre Streichung bleibt als solche sichtbar.⁹

Diese sichtbar gehaltene Auslöschung des jüdischen Lebens spiegelt eine spezifische Umbruchssituation und Umbruchsphantasie. Denn wie kaum ein anderer geographischer Raum befand sich das Generalgouvernement im Jahr 1943 mitten im Prozess einer institutionellen, biopolitischen und symbolischen Germanisierung. Hier schienen die in Teilen der deutschen Kulturgeographie wie der »Ostforschung« der Weimarer Republik diskutierten Probleme unmittelbar praktisch relevant zu werden; hier schien sich die alte Frage nach der Grenzziehung

5 Vgl. Nicholas Lane: Tourism in Nazi-Occupied Poland: Baedeker's *Generalgouvernement*. In: East European Jewish Affairs 27, 1997, S. 45–56.

6 Ebd., S. 45.

7 Baedekers Generalgouvernement (wie Anm. 2), S. 56.

8 Zu Joseph Dietl finden sich einige Angaben in: Władysław Szumowski: Joseph Dietl und der Kampf um die Unterrichtssprache an der Universität Krakau. In: Emanuel Berghoff (Hg.): Festschrift zum 80. Geburtstag Max Neuburgers (Wiener Beiträge zur Geschichte der Medizin, 2). Wien 1948, S. 451–454.

9 Dirk Rupnow: Vernichten und Erinnern. Spuren nationalsozialistischer Gedächtnispolitik. Göttingen 2005, S. 61.

zwischen dem »deutschen« und dem »slawischen Osten« ein für allemal zu entscheiden. Gerade die exponierte Position zwischen dem Reichsgebiet und den Reichskommissariaten Ostland und Ukraine machte die besetzten zentral- und südpolnischen Gebiete aus Sicht der deutschen Geopolitiker wahlweise zum »Vorplatz« oder »Nebenland« des Reiches.¹⁰ Im Baedeker wird die Ambivalenz der geopolitischen Zuordnung in einem als Motto vorangestellten Satz des Generalgouverneurs Hans Frank greifbar: »Für die aus dem Osten nach dem Reich Reisenden ist das Generalgouvernement bereits ein stark heimatlich anmutendes Gebilde, für die aus dem Reich nach dem Osten Reisenden aber ist es der erste Gruß einer östlichen Welt«.¹¹ Das klingt beim ersten Hinhören fast nach freundschaftlichem Kulturkontakt, aber die Koexistenz verschiedener ethnischer Gruppen war 1943 längst keine Option mehr, der Osten sollte so radikal wie möglich zur »deutschen Heimat« werden. Was Geographen wie Karl Haushofer und Albrecht Penck, flankiert von einem ganzen Aufgebot von Historikern, Volkskundlern und Rasseforschern – Albert Brackmann, Hermann Aubin, Max Hildebert Boehm, Bruno Schier, Theodor Oberländer und andere sind zu nennen – in den 1920er und frühen 1930er Jahren mit der Idee vom »deutschen Volks- und Kulturboden« entwickelt hatten, wurde nun in brutale Herrschaftspraxis übersetzt.¹² *Baedekers Generalgouvernement* bietet eine erhellende Momentaufnahme dieses Prozesses, verpackt in die Sprache des deutschen Bildungsbürgertums, für das die roten Reisehandbücher konzipiert und produziert worden waren. In diesem Sinne hat Nicho-

10 Als Überblicksdarstellungen vgl. u.a. Christoph Kleßmann: Die Selbstbehauptung einer Nation. NS-Kulturpolitik und polnische Widerstandsbewegung im Generalgouvernement 1939–1945. Düsseldorf 1971; Bogdan Musial (Hg.): »Aktion Reinhardt«. Der Völkermord an den Juden im Generalgouvernement 1941–1944. Osnabrück 2004; Ders.: Recht und Wirtschaft im besetzten Polen. In: Johannes Bähr, Ralf Banken (Hg.): Das Europa des »Dritten Reiches«. Recht, Wirtschaft, Besatzung. Frankfurt a.M. 2005, S. 31–57.

11 Baedekers Generalgouvernement (wie Anm. 2), S. IV.

12 Zum Komplex der deutschen »Ostforschung« vgl. Mechthild Rössler: »Wissenschaft und Lebensraum«. Geographische Ostforschung im Nationalsozialismus. Berlin 1990, und Michael Burleigh: Germany Turns Eastwards. A Study of »Ostforschung« in the Third Reich. London 2002. Für einen ersten Überblick vgl. Markus Krzoska: Ostforschung. In: Ingo Haar, Michael Fahlbusch (Hg.): Handbuch der völkischen Wissenschaften. Personen – Institutionen – Forschungsprogramme – Stiftungen. München 1998, S. 452–463.

las Lane nicht ganz recht: Keineswegs sind hier nur die Auslassungen von Interesse, sondern der Text dokumentiert in Inhalt wie Darstellungsform sowohl das nationalsozialistische Raumkonzept »deutscher Osten«, als auch – wie verspiegelt, verzerrt, verleugnet auch immer – die Verhältnisse des Jahres 1943 auf einem der Hauptschauplätze der NS-Kriegsverbrechen. Man muss ihn nur zu lesen verstehen: eine Aufgabe, die über bloße historische Quellenkritik hinausgeht. Denn hier haben wir es mit einem Dokument zu tun, das bis in sprachliche Feinheiten hinein die deutschen Obsessionen im Osten samt deren Scheitern offenlegt. Gerade das unverdächtige Medium des Reisehandbuchs erweist sich als ein starkes Instrument der Repräsentation, Klassifikation und Beherrschung von Raum.¹³

Was *Baedekers Generalgouvernement* zu einem so beklemmend deutschen Dokument macht, ist die für das Informationsangebot des Baedeker charakteristische Kombination aus reibungsloser Organisation und bildungsbürgerlichem Pathos. Der kompakte Band spiegelt in seinen praktischen Reiseinformationen die Präzision eines perfekt arrangierten büro- und technokratischen Getriebes und breitet zugleich in seinen Städtebeschreibungen den Reichtum humanistischer Bildung aus. Saubere Logistik und feiner Kunstverstand greifen ineinander: Da herrscht auf der einen Seite die Kälte der Disposition, bis hinein in die Skalierung der Distanzen, der Fahrzeiten, der Bevölkerungszahlen und Aufnahmekapazitäten. Etwa in der Beschreibung einer Teilstrecke der Bahnlinie Wien – Krakau, einem bis zum Extrem verknappten Schreckstück deutscher Prosa der frühen 1940er Jahre:

»Die Bahn nach Krakau führt nordöstlich weiter über (348 km) Auschwitz, eine Industriestadt von 12 000 Einwohnern, ehemals Hauptort der Piastenherzogtümer Auschwitz und Zator (Hotel Zator, 20 B.), von wo eine Nebenbahn über Skawina (49km) nach Krakau führt (69 km in 3 St.)«. ¹⁴

13 Eine neue, mit Lefebvres raumtheoretischen Ansätzen argumentierende Studie zum Zusammenhang von Raumrepräsentation und deutscher Besatzungsherrschaft im Osten ist eben erschienen: Tatjana Tönsmeier: *Raumordnung, Raumerschließung und Besatzungspolitik im Zweiten Weltkrieg. Plädoyer für eine erweiterte Besatzungsgeschichte*. In: *Zeitschrift für Ostmitteleuropa-Forschung* 63, 2014, S. 34–48.

14 *Baedekers Generalgouvernement* (wie Anm. 2), S. 10. Hervorhebung im Original.

Auf der anderen Seite finden wir dann die vorgetäuschte Heimatwärme der alten deutschen Bürgerhäuser, der Renaissancefassaden, Deckenmalereien und geschnitzten Orgelprospekte – Versatzstücke deutscher Kultur als Belege für den angeblichen »deutschen Kulturboden« im Generalgouvernement. Hier ist kaum ein großer polnischer Künstler zu schade, um in seiner Bedeutung herabgesetzt oder verschwiegen zu werden; umgekehrt ist kein Landstrich zu schade für die Nennung deutscher Duodezbaumeister, drittklassiger Kirchenmaler und Stuckateure, die ansonsten kaum Eingang in eine ernsthafte kunsthistorische Landesbeschreibung gefunden hätten. Wo indessen beim besten Willen keine Anknüpfungspunkte für deutsche Geschichte und Kultur zur Verfügung standen, paradiert das Handbuch mit deutschen Institutionen und Behörden – wie um die Geschichtsmächtigkeit des nationalsozialistischen Verwaltungsapparats zu beweisen. So pendelt der Blick zwischen den Schätzen deutscher Vergangenheit und der Effizienz deutscher Gegenwart, zwischen Veit Stoß und Hans Frank, Rokoko und Reichsbahn.

In seiner wunderbaren Studie *Im Raume lesen wir die Zeit* hat Karl Schlögel darauf aufmerksam gemacht, was gerade der praktische Teil historischer Baedeker-Ausgaben über die Standards und Routinen aussagt, auf denen die lokale gesellschaftliche Ordnung in einem bestimmten Gebiet beruhte.¹⁵ Erst recht gilt das für ein prekäres Gebilde wie das Generalgouvernement, in dem die Ordnung erst im Aufbau befindlich war: Orts- und Zeitangaben, Entfernungsziffern und Preise lieferten das Koordinatensystem, innerhalb dessen sich die Reisenden – wie vorübergehend auch immer – einrichten konnten. Detailinformationen zu Zugverbindungen, Zollbestimmungen, Unterkunftsmöglichkeiten und Sprachschwierigkeiten, aber auch zu Verhaltenskodizes definierten und dokumentierten die spezifischen Spielregeln im besetzten Gebiet, gültig nur eine Saison lang, um danach wieder abgelöst zu werden vom neuen Stand der Dinge, vom neuen Stand der Herrschaft über Menschen und Ressourcen. All diese Informationen konstruieren und repräsentieren einen kontrollierten und beherrschten Raum, der auf den rund 260 Seiten so selbstverständlich daherkommt wie der Reichsbahn-Fahrplan zwischen Königsberg und Soldau. Eben darin erweist sich der Band als

15 Karl Schlögel: *Im Raume lesen wir die Zeit. Über Zivilisationsgeschichte und Geopolitik*. München, Wien 2003. S. 371–378.

ein kolonisierendes Medium, das die militärische Landnahme symbolisch wiederholt und bekräftigt. Er offeriert dem deutschen Touristen eine wohlorganisierte Bildungslandschaft und liefert so den zynischen Subtext zu den verbrecherischen Programmen von »Generalplan Ost« und »Unternehmen Barbarossa«. Das Reisehandbuch wird so zur weichen Version eines geopolitischen Dossiers, das die normative Gewalt seiner Zu- und Einschreibungen verschleiert, weil es eine alltägliche Wahrnehmungsebene anspricht und an die Ferienreisen der Vorkriegszeit erinnert.

Von besonderer Bedeutung ist, wie im Buch der geopolitische und der ästhetische Blick auf die Landschaft zusammengeführt werden. Den beschriebenen schönen Gegenden, den Panoramablicken und einladenden Gärten steht eine Landschaft zur Seite, die nach durchgreifender Gestaltung durch deutsche Raumplanung verlangt. Denn »das Wesen des polnischen Menschen prägte sich trotz der germanischen Vor- und Frühgeschichte und einer fast ununterbrochenen deutschen Kulturtätigkeit in die Züge der Landschaft ein, so daß uns hier vieles eher östlich als mitteleuropäisch anmutet«. ¹⁶ Der »Kulturforscher späterer Zeiten« wird, so der Landeskundler Ernst Fugmann in seinem einleitenden Baedeker-Beitrag, »feststellen können, daß erst mit der deutschen Inbesitznahme dieses Raumes dessen kulturelle Angliederung an den deutsch-mitteleuropäischen Lebensraum vollendet wurde«. ¹⁷ Der Geist, der aus *Baedekers Generalgouvernement* spricht, ist denn auch ein Geist der grenzenlosen technischen Machbarkeit neuer Landschaften. Der verantwortliche Redakteur Oskar Steinheil hatte bereits den 1938 erschienenen *Autoführer Deutsches Reich* konzipiert und dort das Moment der technischen Raumerschließung und Raumordnung zum narrativen Prinzip eines Reisehandbuchs erhoben. Folgte Steinheil in seinem frühen Autoführer den »blassgrauen Bändern« der Reichsautobahn, ¹⁸ so hatten die NS-Raumpioniere mit dem Generalgouvernement nun ein Gebiet vor sich, in das die Schneisen des modernen Verkehrs erst noch zu schla-

16 Baedekers Generalgouvernement (wie Anm. 2), S. XXI.

17 Ebd.

18 Vgl. dazu Erhard Schütz: Faszination der blaßgrauen Bänder. Zur »organischen« Technik der Reichsautobahn. In: Wolfgang Emmerich, Carl Wege (Hg.): Der Technikdiskurs in der Hitler-Stalin-Ära. Stuttgart 1995, S. 123–145; Ders., Eckhard Gruber: Mythos Reichsautobahn. Bau und Inszenierung der »Straßen des Führers« 1933–1941. Berlin 1996.

gen waren – eine Aufgabe, die *Baedekers Generalgouvernement* zufolge »nicht allein als Sache der Verkehrserschließung, sondern noch mehr als verpflichtender Auftrag der endgültigen Kultivierung des Weichselraumes im weitesten Sinne aufzufassen« war.¹⁹ Dass Steinheil mit der Herausgabe der langen Reihe der *Shell-Autoführer* den deutschen Automobiltourismus bis zu seinem Tod 1971 publizistisch begleitet hat, ist für die Geschichte der mentalen Raumaneignung zwischen Drittem Reich und Bundesrepublik mehr als eine sprechende Anekdote.²⁰

Wie schnell die Informationen über diesen Raum von einer gewalttätig vorwärtsdrängenden Geschichte überholt wurden, zeigt die Tatsache, dass der ersten Auflage dieses Baedeker vom Frühling 1943 bereits im Juni desselben Jahres eine zweite Auflage folgte, in deren Kartenmaterial zahlreiche bislang polnisch angegebene Ortsnamen eingedeutscht sind.²¹ Über die polnischen Städte wurde ein Netz aus symbolischen Markierungen gebreitet, das nur einen Schluss zuließ: Hier ist altes deutsches Land wieder zurückerobert worden. Die städtischen Topographien wurden radikal von ihrer polnischen Geschichte bereinigt. Für den schnellen Rundgang durch Krakau empfiehlt Baedeker:

»Bei beschränkter Zeit gehe man zu Fuß vom Hauptbahnhof durch die Wehrmachtstraße zur Rundbastei und zum Florianstor (S. 42), weiter durch die Floriangasse zum Adolf-Hitler-Platz (Marienkirche und Barbarakapelle, Tuchhallen; S. 39/40); von hier Abstecher in die Annagasse zum Institut für Deutsche Ostarbeit (Alte Universität; Hof, S. 41), dann vom Adolf-Hitler-Platz durch die Burgstraße zum Rathausplatz (Franziskaner- und Dominikanerkirche; S. 44) und weiter zur Burg (S. 45); zurück mit der Straßenbahn Nr. 1; insgesamt ohne größere Aufenthalte etwa 2 St.«.²²

Ohne größere Aufenthalte hatte man hier in zwei Stunden ein dezidiert deutsches Krakau durchquert – selektiver und bornierter könnte ein touristischer Blick kaum sein. Dass diese Infrastruktur allerdings noch ganz neu war, dass die Mauern des »deutschen Krakau« wie anderer Städte des Generalgouvernement noch feucht und unbeständig waren, das ver-

19 Baedekers Generalgouvernement (wie Anm. 2), S. XXXIII.

20 Zu Steinheil und den »Shell-Autoführern« vgl. Müller (wie Anm. 4), S. 50–54 und 246–251.

21 Vgl. Lane 1997 (wie Anm. 5), S. 48.

22 Baedekers Generalgouvernement (wie Anm. 2), S. 36.

mitteln die Hinweise des Reisehandbuchs immer auch. Gezeigt wird eine Infrastruktur *in the making*: Deutsche Gaststätten sind meist schon vorhanden, »vielfach neu erbaut und vorbildlich eingerichtet, häufig in niederdeutschem Stil«. ²³ Hotels, Behörden, Parteizentralen, Forschungseinrichtungen sind als Anlaufstellen für deutsche Reisende hervorgehoben, stets verbunden mit dem Hinweis, dass man hier bald mehr erwarten dürfe. Vorläufig aber vermittelt der Baedeker noch den Eindruck einer Landschaft als Feindesland: Vorsicht ist hier allerorten geboten.

Wenn die Kulturgeschichte des Reisens als eine Geschichte der Neugier, des Kulturkontakts, des Austauschs von Erfahrungen und Ideen, des interkulturellen Lernens und des offenen Blicks beschrieben worden ist, ²⁴ dann repräsentiert *Baedekers Generalgouvernement* deren genaues Gegenmodell: ein Reisen mit heruntergeklapptem Visier, das zwar die materiellen Hinterlassenschaften deutscher Geschichte aufsucht, den Kontakt mit den Menschen aber notwendig auf ein Minimum reduzieren muss. Als ein befremdlicher Kontrapunkt zu der im Band ausgetragenen Erfolgsgeschichte des »Deutschtums im Osten« liest sich etwa der praktische Hinweis darauf, dass für deutsche Reisende im Generalgouvernement auf längeren einsamen Strecken und bei Nachtfahrten derzeit »die Mitnahme einer Waffe ratsam« sei. ²⁵ Ebenso befremdlich klingt die Warnung, von den zahlreichen Sommerfrischen in den Beskiden seien erst sehr wenige »für deutsche Besucher aufnahmebereit«. ²⁶ Es sind kategorisch unvereinbare Parallelwelten, die hier aneinanderstoßen: Dem Deutschen ist, wie behauptet wird, »die slawische Welt fremd«, ²⁷ die polnische Sprache nur schwer zugänglich. Einzig durch die Lehnwörter – angeblich im Durchschnitt 17 von 100 – hat diese einen vertrauten Klang, was den prägenden Einfluss der Deutschen im Osten belegen soll. Nicht der Kulturtransfer in einer wichtigen mitteleuropäischen Kontaktzone, sondern die strenge Scheidung und Unterscheidung zwischen den Nationalitäten, zwischen Reichsdeutschen und

23 Ebd., S. XIX.

24 Vgl. z.B. Justin Stagl: Eine Geschichte der Neugier. Die Kunst des Reisens 1550–1800. Wien, Köln, Weimar 2002; Hermann Bausinger, Klaus Beyrer, Gottfried Korff (Hg.): Reisekultur. Von der Pilgerfahrt zum modernen Tourismus. München 1991.

25 Baedekers Generalgouvernement (wie Anm. 2), S. XVI.

26 Ebd., S. XVII.

27 Ebd., S. XI.

Polen bestimmt die Logik der Reiseinformationen. »In *nichtdeutschen Gaststätten* kann man zur Not auch ohne Marken essen, jedoch gegen höhere Preise. Man besuche aber in solchen Ausnahmefällen nur eines der Lokale, die durch ein Schild im Fenster als »für Wehrmacht bzw. Deutsche erlaubt« gekennzeichnet sind. Andere Lokale sind grundsätzlich streng zu meiden«. ²⁸

Hier wie überall zeichnen sich die Konturen einer doppelten Infrastruktur ab – auch in den Passagen zum Eisenbahnnetz: »Für deutsche Fahrgäste sind besondere Fahrkartenschalter, Wartesäle, Sperren und Eisenbahnwagen vorhanden«, ²⁹ der Herrenmensch reiste nach seinen eigenen Gesetzen. Gleichzeitig sind es diese Gesetze, die Sicherheit und Ordnung garantieren sollen. Es ist ein Grundzug dieses Baedeker-Bandes, die amtsdeutsche Infrastruktur als einen Kordon von Bollwerken gegen das Fremde vorzuführen. Wie ein Mantra wirkt das den Ortsbeschreibungen vorangestellte Verzeichnis der Verkehrsverbindungen, Verwaltungseinrichtungen und Auskunftsstellen – ein Kleingedrucktes, mit dem die Funktionsfähigkeit des lokalen Apparates beschworen wird. In Lemberg soll sich der Besucher zwischen den Domizilen von Gouverneur, Kreishauptmannschaft, Distriktsfremdenverkehrsverband, Wirtschaftsamt, der Polizeidirektion, dem Institut für Fleckfieber- und Virusforschung, dem Institut für gerichtliche Medizin und Kriminalistik und dem Institut für Deutsche Ostarbeit sicher und hygienisch einwandfrei versorgt fühlen, um dann solcherart beruhigt zur Besichtigung der Goldschmiedearbeiten deutscher Künstler im Historischen Museum am Ringplatz aufzubrechen. ³⁰ Auch hier sind es die Konventionen des Mediums, welche die brüchige Illusion deutscher Normalität erzeugen.

Was konnte es im Jahr 1943 überhaupt bedeuten, ins Generalgouvernement zu reisen? Schon bei der Beschreibung der Einreisemodalitäten werden die engen Spielräume dieses »Tourismus« deutlich: Neben Dienst- und Geschäftsreisen sowie Kuraufenthalten werden »Besuche von im GG. eingesetzten Angehörigen (auch Soldaten) und von Kriegergräbern« hervorgehoben. ³¹ In der Tat wurden Hotels und Pensionen damals weitestgehend nur noch von Soldaten auf Kurzurlaub, von

28 Ebd., S. XX. Hervorhebung im Original.

29 Ebd., S. XIII.

30 Vgl. ebd., S. 157–164.

31 Ebd., S. IX.

Kriegsinvaliden und Angehörigen gefallener Soldaten oder von Kindern und Jugendlichen der »Kinderlandverschickung« frequentiert; in anderen Fällen wurden sie als Zwangsarbeiterquartiere genutzt.³² Für die tatsächlich Reisenden des Jahres 1943 waren drei Viertel der Reiseinformationen also ohne Belang. Was sollten sie auch anfangen mit den Hinweisen auf Barockschlösser und Kurparks, Wanderwege und bemerkenswerte Ikonen-Sammlungen? Dass die angegebenen Routen ganz nach dem gediegenen Muster der bürgerlichen Bildungs- und Erholungsreise zugeschnitten sind, hat im Kontext der Kriegsereignisse 1943 nur eine greifbare Funktion: die symbolische Inbesitznahme eines neuen Reichstrabanten und die öffentliche Inszenierung des verbrecherischen Zugriffs als ziviles Kulturprogramm. Diese Inszenierung vertraut auf ein traditionsreiches Medium und seine Überzeugungskraft; unter dem Geleitschutz der bürgerlich-humanistischen Bildungsidee wird so eine Landnahme gerechtfertigt, deren Folgen nur an einigen wenigen Stellen dissonant hereinklingen – etwa, wenn mitgeteilt wird, die 1423 gegründete Stadt Garwolin im Distrikt Warschau sei früher durch ihr gutes Bier bekannt gewesen, 1939 aber bis auf wenige Häuser zerstört worden.³³

Zu den etablierten Konventionen des Mediums gehört die Vergabe von Sternen an besondere Orte und Sehenswürdigkeiten. Neun dieser Sterne erhält in *Baedekers Generalgouvernement* die polnische Hauptstadt Warschau. Unter den ausgezeichneten Plätzen befindet sich nicht etwa das Königliche Schloss, sondern vielmehr der Adolf-Hitler-Platz, das Palais Brühl, das Deutsche Haus oder die »echt deutsche rechteckige Platzanlage« des Alten Marktes.³⁴ Das Sternesystem lenkt hier nicht nur den Blick und bekräftigt die Topographie des »deutschen Ostens«, sondern es nobilitiert gleichsam den Raub von Kulturgütern durch deren Auszeichnung als nationales Erbe. Der Baedeker-Stern wird hier zur Kennmarke für den kulturellen Hegemonieanspruch des Deutschen Reichs. Nicht zuletzt an diesem Beispiel wird deutlich, dass der Baedeker kein neutrales und unschuldiges Medium ist. Denn Reisehandbücher organisieren stets den Zugriff auf Raum nach eigenen, selektiven Kriterien. Sie legen ihre Ordnung der Dinge wie ein Netz über das

32 Vgl. Rüdiger Hachtmann: *Tourismus-Geschichte*. Göttingen 2007, S. 137–138.

33 *Baedekers Generalgouvernement* (wie Anm. 2), S. 109.

34 Vgl. ebd., S. 85–99.

Beschriebene und schaffen damit ein spezifisches Raumwissen – mehr noch: Sie »gestalten den zu beschreibenden Raum um«, wie Susanne Müller in ihrer Medienkulturgeschichte des Reiseführers betont hat.³⁵ Nach Karl Schlögel ist der Baedeker »ein Organon zur Produktion von kulturell homogenen Räumen«,³⁶ und es liegt auf der Hand, dass gerade dieser Homogenisierungseffekt ganz im Sinne der nationalsozialistischen Raumingenieure war. *Baedekers Generalgouvernement* tut also das, was im Grunde jeder Baedeker tut: Er selektiert, stereotypisiert, vereinfacht und produziert einen leicht lesbaren, zusammenhängenden Raum. Ob es sich um das in unzähligen Ausgaben erschienene Handbuch *Österreich-Ungarn*, den 1942 erschienenen Band über *Das Elsass* oder einen bundesdeutschen Italien-Führer der 1960er Jahre handelt – stets geht es um die mentale Konstruktion Europas auf dem Reißbrett namens Baedeker. Und stets geht es auch um die inneren Bilder, mit denen dieses Europa ausgestattet ist: um romantische, nostalgische, heroische Topographien, die fest mit politischen Dispositiven verschaltet sind.

Baedekers Generalgouvernement provoziert Fragen nach der Mikropolitik des Nationalsozialismus, nach den Medien, über die der militärische Zugriff auf Räume, Menschen und Menschenleben während des Zweiten Weltkriegs für ein breites Publikum veralltäglicht und als neuer Status quo präsentiert werden sollte. Er provoziert aber auch Fragen nach den moralischen Maßstäben derer, die an Recherchen und Zusammenstellung dieses Bandes beteiligt waren: Wer waren die Experten des Verlagshauses, die hier eine mit den Mitteln industrieller Menschenvernichtung verschränkte Herrschaftspraxis in das Format eines Reisehandbuchs überführten? Was mag in ihnen vorgegangen sein, als sie die Infrastruktur des Holocaust in die Raster der vertrauten und vertrauens-erweckenden Marke Baedeker eintrugen? Zumindest den Informanten, welche die Angaben zu den Eisenbahnverbindungen zusammenstellten, erst recht den Funktionären, die an der Erarbeitung des von Hans Frank persönlich angeregten Bandes beteiligt waren, müssen die NS-Verbrechen auf dem Gebiet des Generalgouvernements in voller Tragweite bekannt gewesen sein. Über den »vielbesuchten Sächsischen Garten« im Westen des 1939 in Adolf-Hitler-Platz umbenannten Plac Piłsudskiego in Warschau findet sich beispielsweise die harmlose Information, dieser

35 Müller 2012 (wie Anm. 4), S. 27. Hervorhebung im Original.

36 Schlögel 2003 (wie Anm. 15), S. 372.

stelle »einen unter August dem Starken durch sächsische Gartenarchitekten (Schulz und Menke) angelegten, später durch J. B. Mencke und Ulrich neu gestalteten schönen öffentlichen Park« dar, »mit alten Bäumen und einem ehemals als Wasserbehälter dienenden Rundtempel«. ³⁷ Wem bewusst ist, dass sich damals, als diese Zeilen geschrieben wurden, direkt hinter diesem Park noch das Warschauer Ghetto mit rund 350 000 in Gefangenschaft gehaltenen Menschen erstreckte – und zwar in etwa der zwanzigfachen Ausdehnung des gesamten Sächsischen Gartens –, der wird die Erwähnung des Rundtempels entweder als gewaltige Blasphemie oder aber als Hinweis darauf lesen, wie blind sich die publizistischen Zuarbeiter des neuen »Lebensraums im Osten« für die Gegenwart machen mussten, um an die von ihnen mitgeplante große Zukunft glauben zu können.

Die »Kultivierung des Weichselraumes« als deutscher Zivilisierungsauftrag: In *Baedekers Generalgouvernement* verbindet sich nationalsozialistische Raumideologie mit einer touristischen Benutzeroberfläche, die den Routinen der klassischen Bildungsreise folgt. So hat das Format Reisehandbuch dazu beigetragen, die deutsche Besatzungsherrschaft in Polen durch die Reklamation der Werte von »Bildung und Kultur« zu legitimieren. ³⁸ Die vorgeführte – sehr selektive – Perlenkette von Sehenswürdigkeiten fügte sich nicht nur in das historische Narrativ des »deutschen Kulturbodens« in Osteuropa ein, sondern sollte zugleich demonstrieren, dass das Deutsche Reich mitten im Inferno des Weltkriegs einen umfassenden kulturellen Anspruch verfolgte. Dass im Schatten der als sehenswert ausgezeichneten Plätze, Palais und Kathedralen die Vernichtungslager standen, entlarvt die simulierte bürgerliche Bildungsveranstaltung freilich als Farce. Und dass die deutsche Besatzungsmacht die Warschauer Altstadt 1943 mit neun Baedeker-Sternen schmückte, um sie dann 1944 dem Erdboden gleichzumachen, bietet ein genaues Abbild dessen, was Horkheimer und Adorno zeitgleich als *Dialektik der Aufklärung* beschrieben haben: Zivilisation und Barbarei als zwei Seiten derselben Medaille. Wer den für die gehobenen NS-Chargen charakteristischen Zusammenhang zwischen Rationalität, Organisation, Obsession, Gewalt einerseits und einer auf prämierte Bildungsgüter

37 Baedekers Generalgouvernement (wie Anm. 2), S. 90.

38 Vgl. dazu Georg Bollenbeck: *Bildung und Kultur. Glanz und Elend eines deutschen Deutungsmusters*. Frankfurt a. M. 1996.

fixierten Kulturideologie andererseits verstehen will, der sollte dieses Buch zur Hand nehmen. Es gibt kaum einen besseren Ausdruck der seinerzeit von Hannah Arendt diagnostizierten »Banalität des Bösen« als *Baedekers Generalgouvernement*.

Handschrift und Tagebuch

Bemerkungen zum auto- (bio)graphischen Erinnern

Herbert Nikitsch

Handschrift

In diesen vorläufigen Überlegungen wird zu Sprache gebracht, was in Produktion und Rezeption recht selten und also fremd geworden ist. Mit der »Technisierung« der Schreibgeräte¹ hat sich »die schreibende Hand durch immer neue Vermittlungen zunehmend von der auf dem Papier erzeugten Schrift entfernt«², und heute hat fast vollends die Tastatur den Stift ersetzt, ist Handschrift zur beinahe »archaischen Geste« geworden, »durch die sich eine Seinsweise äußert, die durch die technische Entwicklung überholt ist«³. Doch eben dieser Tatsache verdankt sich nicht zuletzt die Faszination des Autographischen in seiner Authentizität suggerierenden Anmutung: Auch wer dieser Anmutung nicht naiv nachgeben will, wird sich kaum des Eindrucks von Unmittelbarkeit entziehen können, den die materiellen und körperlichen Begleitumstände des Autographischen hinterlassen – die »Mechanik« des handschriftlichen Schreibens in ihrer Notwendigkeit, »sich eines Werkzeugs im Zusammenspiel mit einer Oberfläche bedienen zu müssen, um überhaupt ein Zeichen zum Ausdruck bringen zu können«⁴; die »Skription«,

- 1 Zur Entwicklung der Schreibmedien s. etwa Peter Stein: *Schriftkultur. Eine Geschichte des Schreibens und Lesens*. Darmstadt 2006, v.a. S. 279–287; Martin Stingelin (Hg.): »Schreibkugel ist ein Ding gleich mir: von Eisen«. *Schreibszenen im Zeitalter der Typoskripte* (= Zur Genealogie des Schreibens 2). München 2005; Ders. (Hg.): »System ohne General«. *Schreibszenen im digitalen Zeitalter* (= Zur Genealogie des Schreibens, 3). München 2006.
- 2 Dieter Burdorf: *Einführung in die Gedichtanalyse*. Stuttgart, Weimar 1997, S. 41.
- 3 Vilém Flusser: *Die Geste des Schreibens*. In: Ders.: *Gesten. Versuch einer Phänomenologie*. Frankfurt a. M. 1994, S. 32–40, hier S. 32.
- 4 Martin Stingelin: »Schreiben«. In: Ders. (Hg.): »Mir ekelt vor diesem tintenleck-

jener »muskuläre Akt des Schreibens, des Buchstabenziehens [...], mit der die Hand ein Schreibwerkzeug ergreift [...], es auf eine Oberfläche drückt, darauf vorrückt [und] regelmäßige, wiederkehrende, rhythmische Formen zieht«⁵.

Schrift wird so im Weiteren nicht bloß als Notationssystem gesehen, als »Speichermedium«⁶, das der Gedächtnisstütze, der interaktionsfreien Kommunikation, der Archivierung dient. Schrift soll hier beim Wort genommen werden: als individuelles Schreiben, als konkreter autographischer Ein- und Ausdruck, der mehr ist als nüchternes Festhalten von Information, mehr als deren Fixierung. Schreiben also als Prozess, der »sich nicht auf die Herstellung von Texten reduzieren« lässt⁷, Schreiben im Kontext des »materiellen Buchstaben-, Wort-, Schrift- und/oder Seitenbilds«⁸ – und damit als eine Praxis, »deren Sinn nicht außerhalb ihrer selbst liegt«⁹, bei der »the value of an utterance lies not only in what it says but in the fact that it is written«¹⁰, bei der der Schreibakt zu

senden Säkulum«. Schreibszenen im Zeitalter der Manuskripte (= Zur Genealogie des Schreibens, 1). München 2004, S. 7–21, hier S. 14.

- 5 So Roland Barthes in: *Variations sur l'écriture* (1973), zit. und übersetzt von Stingelin 2004 (wie Anm. 4), S. 13. – Hier ist sicher auch zu berücksichtigen die unterschiedliche Wirkung des Schreibzeugs – ob es sich also dabei etwa um einen langsam-eingravierenden Bleistift, einen rasch-oberflächlich gleitenden Kugelschreiber oder eine oft feierlich-bedächtig geführte Füllfeder handelt. Es gilt wohl zuweilen tatsächlich, dass »unser Schreibzeug mit unseren Gedanken arbeitet«, s. Martin Stingelin: »Unser Schreibzeug arbeitet mit unseren Gedanken«. Die poetologische Reflexion der Schreibwerkzeuge bei Georg Christoph Lichtenberg und Friedrich Nietzsche. In: *Lichtenberg-Jahrbuch* 1999, S. 81–98.
- 6 Aleida Assmann: Schrift. In: Nicolas Pethes, Jens Ruchatz (Hg.): *Gedächtnis und Erinnerung. Ein interdisziplinäres Lexikon*. Reinbek bei Hamburg 2001, S. 526–529, hier S. 526.
- 7 Sandro Zanetti: Einleitung. In: Ders. (Hg.): *Schreiben als Kulturtechnik. Grundlagentexte*. Berlin 2012, S. 7–34, hier S. 13.
- 8 Davide Giuriato, Stephan Kammer: Die graphische Dimension der Literatur? Zur Einleitung. In: Dies. (Hg.): *Bilder der Handschrift*. Frankfurt a. M., Basel 2006, S. 7–24, hier S. 7, Anm. 3.
- 9 Bernhard Fetz: Psychische Schrift. Am Beispiel von Ernst Jandls »stanzen«. In: Wilhelm Hemecker (Hg.): *Handschrift (= profile, 4)*. Wien 1999, S. 85–98, hier S. 87.
- 10 Béatrice Fraenkel: *Writing Acts: When Writing Is Doing*. In: David Barton, Uta Papen (eds.): *The Anthropology of Writing. Understanding Textually Mediated Worlds*. London, New York 2010, S. 33–43, hier S. 36.

verstehen ist »as a meaningful act in itself«¹¹. Der »magische Spiegel der Schrift«, von dem Stefan Zweig gesprochen hat¹², kann dabei Erleben und Erfahrung reflektieren, die »eindringliche Geste des Schreibens«¹³ kann spontaner Ausdruck eindrucklicher Stimmungslagen sein¹⁴ – und so auch konkretes Medium konkreter Erinnerung. Denn wie das Schriftbild den »emotionalen Einsatz, der hinter der Handschrift steht«, spiegeln und sich so die Handschrift »durch ihre Form den Gedächtnisinhalten einschreiben« kann¹⁵, so kann andererseits Handschrift durch ihre Form die Gedächtnisinhalte manchmal gerade erst zum Sprechen bringen, kann zeigen, wie »Körper und Geschichte sich verschränken« und »wie der Körper von der Geschichte durchdrungen ist«¹⁶ – mit anderen Worten: Handschrift kann Erinnerung hervorrufen.

Tagebuch

Zur Illustration dieses Verhältnisses von Schreiben und Erinnern als der Produktion von Erinnerung durch das »verkörperte« Engramm des Handschriftlichen will ich das Tagebuch hernehmen – jene Form ichbezogener Kommunikation mit sich selbst, wie sie, zumindest in autographischer Form¹⁷, ebenfalls nur mehr selten in Gebrauch ist, die

11 Ebd., S. 34 f.

12 Stefan Zweig: Sinn und Schönheit der Autographen. In: Oliver Matuschka (Bearb.): Ich kenne den Zauber der Schrift. Katalog und Geschichte der Autographensammlung Stefan Zweig. Mit kommentiertem Abdruck von Stefan Zweigs Aufsätzen über das Sammeln von Handschriften (= Antiquar INLIBRIS, Kat. 15). Wien 2005, S. 138.

13 Flusser 1994 (wie Anm. 3), S. 39.

14 Dazu Weiteres bei Herbert Nikitsch: »Ein Ausruf hatte die Hand geführt...« Zur autographischen Visualisierung kleiner Transzendenz. In: Marion Meyer, Deborah Klimburg-Salter (Hg.): Visualisierungen von Kult. Wien, Köln, Weimar 2014, S. 60–73.

15 Fetz 1999 (wie Anm. 9), S. 85.

16 Um ein Wort Foucaults zu verwenden, zit. bei Stingelin 2004 (wie Anm. 4), S. 11.

17 Gewissermaßen als Vorform heutiger digitaler »Blogs« (die allerdings sämtlich zur Veröffentlichung bestimmt und auf Kommunikation mit anderen ausgerichtet sind), s. Tine Nowak: Vom Blatt zum Blog. Der Medienamateur und das digitale Tagebuch. In: Helmut Gold u.a. (Hg.): @bsolut privat!? Vom Tagebuch zum Weblog. Heidelberg 2008, S. 51–63.

aber doch nach wie vor unmittelbarer Ausdruck des Wunsches nach Rekapitulation von persönlich Erfahrenem und Erlebtem ist. Eines Wunsches freilich, den zu befriedigen nicht immer leicht ist. Es gibt dafür prominente Zeugen: Eindrücklich hat sich etwa Roland Barthes mit dem Tagebuch(schreiben) beschäftigt, und das als jemand, der »nie Tagebuch geführt – oder vielmehr nie gewußt [hat], ob ich eines führen sollte; manchmal fange ich an und höre dann sehr rasch wieder auf – und fange später jedoch von neuem an. Es ist ein leichtes, intermittierendes Verlangen ohne Ernst und ohne doktrinaire Festigkeit. Ich glaube diese ›Krankheit‹ des Tagebuchs diagnostizieren zu können: ein unauflöslicher Zweifel am Wert des darin Festgehaltenen«.¹⁸

Mit dieser Bemerkung – wenngleich sie eine gewisse Reserve gegenüber dem »Notieren« als einer der Erinnerung »werten« Aufzeichnung, als einem im weiteren Sinn »epistemischen Verfahren«¹⁹ signalisiert – hat Barthes auch angesprochen, was gewöhnlich als die Hauptfunktion des Tagebuchs²⁰ bezeichnet wird: dass es »durch das Medium äußerer Beobachtungen und mitgehörter Bemerkungen den Kontakt zwischen dem aktuellen Selbst und seinen Vorgängern aufrecht hält«²¹, dass es

- 18 Roland Barthes: Erwägung [1979]. In: Ders.: *Das Rauschen der Sprache*. (Kritische Essays, IV). Aus dem Französischen von Dieter Hornig. Frankfurt am Main 2006, S. 390–405, hier S. 390.
- 19 Christoph Hoffmann: Schreiben um zu lesen. Listen, Klammern und Striche in Ernst Machs Notizbücher. In: Davide Giuriato, Martin Stingelin, Sandro Zanetti (Hg.): »Schreiben heißt: sich selber lesen«. Schreibszenen als Selbstlektüren (= Zur Genealogie des Schreibens, 9). München 2008, S. 199–215, hier S. 199.
- 20 Zum Tagebuch siehe neben der im Folgenden genannten Literatur etwa Rüdiger Görner: *Das Tagebuch*. Eine Einführung. Zürich 1986; Arno Dusini: *Tagebuch*. Möglichkeiten einer Gattung. München 2005; Remi Hess: *Die Praxis des Tagebuchs*. Beobachtungen – Dokumentation – Reflexion. Herausgegeben, übersetzt und eingeleitet von Gabriele Weigand. Münster u.a. 2009; Martin Scheutz, Harald Tersch: Selbstzeugnisse der Frühen Neuzeit. Der lange Weg der schriftlichen Selbstvergewisserung. In: Peter Eigner, Christa Hämmerle, Günter Müller (Hg.): *Briefe – Tagebücher – Autobiographien*. Studien und Quellen für den Unterricht (= Konzepte und Kontroversen, 4). Innsbruck, Wien, Bozen 2006, S. 10–27; Helmut Ottenjann, Günter Wiegmann (Hg.): *Alte Tagebücher und Anschreibebücher*. Quellen zum Alltag der ländlichen Bevölkerung in Nordwesteuropa (= Beiträge zur Volkskultur in Nordwestdeutschland, 33). Münster 1982.
- 21 Michael Taussig: *Fieldwork Notebooks / Feldforschungsnotizbücher* (= 100 Notes – 100 Thoughts / 100 Notizen – 100 Gedanken, N°001, documenta 13). Ostfildern 2011, S. 22.

also der »Selbstvergewisserung des ›Ichs‹«²² dient, zumindest »Anhaltspunkte für ein künftiges Sich-Erinnern«²³ bietet (und somit übrigens jeder Eintrag wohl auch Ausdruck der »Ehrenrettung individueller Erinnerungsarbeit« ist angesichts der »kolonialisierenden Übermacht« einer »verwissenschaftlichten Erinnerungskultur«, die diese persönlichen Erinnerungen – und also Erfahrungen – in Frage stellt und zu ersetzen droht²⁴).

Solche erinnernde »Selbstaufklärung«²⁵ vermag auch zuweilen beide jener »Gedächtnisspeicher für Erinnerungen« zu öffnen, von denen Aleida Assmann (in Anlehnung an Marcel Prousts Unterscheidung einer *mémoire involontaire* und einer *mémoire volontaire*) spricht: »den Körper und die Sprache«, die »sinnliche und [die] sprachliche Erinnerung«, die »den Unterschied zwischen einer eher passiven und einer eher aktiven Form von Erinnerung« impliziert²⁶ – und so auch eine »radikale Differenz zwischen der Vergangenheit [der] Erfahrung und der Gegenwart [des] Erinnerns«²⁷.

Um diese Gegenwart des Erinnerns, man könnte auch sagen: um die Unmittelbarkeit einer frei aufsteigenden Erinnerung, geht es ja auch Roland Barthes. Denn neben seiner Skepsis gegenüber dem Tagebuchschreiben als Aufzählung der »täglichen kleinen Münze«²⁸ des Lebens stellt Barthes zumindest beim Wiederlesen einen interessanten Punkt fest: »Lese ich [...] die Seiten meines Tagebuchs mehrere Monate, mehrere Jahre nach der Niederschrift, so empfinde ich ein gewisses Ver-

22 Hoffmann 2008 (wie Anm. 19), S. 199.

23 Görner 1986 (wie Anm. 20), S. 12.

24 S. Utz Jeggle: Auf der Suche nach der Erinnerung. In: Brigitte Bönisch-Brednich, Rolf W. Brednich, Helge Gerndt (Hg.): *Erinnern und Vergessen. Vorträge des 27. Deutschen Volkskundekongresses Göttingen 1989* (= Schriftenreihe der Volkskundlichen Kommission für Niedersachsen, 6). Göttingen 1991, S. 89–101, hier S. 89.

25 Wie sie etwa Alexandre Métraux am Beispiel Paul Valéry analysiert, der »die Selbstaufklärung seines Intellekts autographisch betrieb«, Alexandre Métraux: Paul Valéry als Selbstaufschreiber. Analysen einiger autographischer Bruchstücke. In: Giuriato, Stingelin, Zanetti (Hg.) 2008 (wie Anm. 19), S. 217–248, hier S. 217.

26 Aleida Assmann: Wie wahr sind Erinnerungen? In: Harald Welzer (Hg.): *Das soziale Gedächtnis. Geschichte, Erinnerung, Tradierung*. Hamburg 2001, S. 103–122, hier S. 107 f.

27 Ebd., S. 116.

28 Barthes 1979 (wie Anm. 18), S. 392.

gnügen darin, mir die darin geschilderten Ereignisse und mehr noch die Schattierungen (des Lichts, der Stimmung, der Laune), die ich dadurch nachvollziehen kann, ins Gedächtnis zu rufen.«²⁹ Und dieses »Vergnügen« hat einen Grund, der wenig mit der gängigen Vorstellung des Tagebuchs als Versuch möglichst vollständigen inhaltlichen Reminiszierens zu tun hat: »Kurioserweise vollzog ich beim Lesen nicht das Geschriebene am besten nach, sondern die Zwischenräume der Eintragung; zum Beispiel das Grau der Rue de Rivoli, während ich auf den Autobus wartete...«³⁰

Autographische Erinnerung

Vielleicht verdankt sich – und dahin führt mich diese Bemerkung – der Nachvollzug solcher »Zwischenräume«, jene »Wiederauferstehung« von Empfindungen, die »immer *neben* der gesagten Sache [geschieht]«³¹, nicht zuletzt dem Medium der Handschrift, der Gedächtnisspur des Autographischen. Und vielleicht kommen auch bestimmte »Materialitäten des Diaristischen«³² solcher handschriftlichen Produktion von Erinnerung besonders entgegen. Zu denken ist da etwa an »vorgeformte Textträger« wie Kalender oder Haushaltsbücher, deren »vordruckte strikte Rahmung«³³ die tägliche Textmenge limitiert und zur meist schlagwortartigen Aufzeichnung in oft semantisch blasser Qualität zwingt. Bei solchem Verfahren des Tagebuchschreibens geht es nicht, oder doch nicht vorrangig, um die Schilderung von Erlebtem: Festgehalten werden in der Regel lediglich Termine, Namen, bestenfalls bestimmte Auffälligkeiten etwa meteorologischer Natur; und zuweilen grenzen sich solche Eintragungen eines »Tagebuchs« (»dieses mehr oder weniger ständigen

29 Ebd., S. 390 f.

30 Ebd., S. 400 f. Ähnliches wird angedeutet von einer Bemerkung Franz Kafkas: »Wenn ich etwas sage, verliert es sofort und endgültig die Wichtigkeit, wenn ich es aufschreibe, verliert es sie auch immer, gewinnt aber manchmal eine neue« (zit. ebd. S. 403).

31 Ebd., S. 401 [Hervorheb. im Orig.].

32 Li Gerhalter: Materialitäten des Diaristischen. Erscheinungsformen von Tagebüchern von Mädchen und Frauen im 20. Jahrhundert. In: *L'Homme* 24, 2, 2013, S. 53–71.

33 Ebd., S. 59.

Vertrauten des alltäglichen Trotts«) kaum vom »Notizbuch« (»diesem vorläufigen Behältnis inspirierter Zufälligkeit«³⁴), ab.

Bei Betrachtung solcher Art des Notierens, bei der »die Ich-Form in ihrer jeweiligen Tages-Form«³⁵ vor allem durch den »Akt des Aufzeichnens selber, gleichsam als Nullpunkt von Text«³⁶ in Erscheinung« tritt, kann es dann aber nicht mehr um die Rekonstruktion von Bedeutungen oder um textgenetische Interpretationen gehen, die »anhand von überlieferten Schreibspuren den schriftlichen Entstehungsprozeß« zu rekonstruieren suchen.³⁷ Es kann da nur mehr »um die Schrift selbst«³⁸ gehen – und darum, Handschrift gewissermaßen als Methode zu nehmen, um sich jenen »Zwischenräumen« im (wieder)lesenden Nachvollzug zu nähern und im autographischen Duktus den Reflex einer Stimmung, einer psychischen Verfassung oder Gemütslage auszumachen. Und der autographische Eintrag wäre dann als Vermittlungsinstanz *sui generis* zu sehen, in dem bei späterer Betrachtung die jeweilige Situation, in der dieser Schriftzug dem Papier eingegraben wurde, besser und gewissermaßen tieferschärfer erinnert werden kann. Eine solche Notiz könnte jene »Authentizität« des Erinnerns³⁹ vermitteln – eben nicht durch die be-schreibende Darstellung einer bestimmten Verfassung, einer bestimmten Situation, sondern indem sie die Erinnerung an diese jeweils konkrete Verfassung oder Situation durch das materielle Residuum der schreibenden Hand transportiert.⁴⁰

34 Diese Unterscheidung bei Taussig 2011 (wie Anm. 21), S. 20.

35 Christiane Holm: Montag Ich. Dienstag Ich. Mittwoch Ich. Versuch einer Phänomenologie des Diaristischen. In: Gold u.a. 2008 (wie Anm. 17), S. 10–50, hier S. 10.

36 Wolfram Groddeck: Textgenese und Schriftverlauf. Editionstheoretische Überlegungen zum Manuskript von Nietzsches Dithyramben-Entwurf »Die Wetterwolke«. In: Sandro Zanetti (Hg.): Schreiben als Kulturtechnik. Grundlagentexte. Berlin 2012, S. 214–236, hier S. 215.

37 Wobei es dem hier angesprochenen interpretativ-editorischem Vorgehen der »Critique Génétique« um den Entstehungsprozess vor allem literarischer Werke geht; Almuth Grésillon: Critique Génétique. In: Wilhelm Hemecker (Hg.): Handschrift. Wien 1999, S. 115–124, hier S. 115.

38 Groddeck 2012 (wie Anm. 36) S. 215.

39 Assmann 2001 (wie Anm. 26), S. 116.

40 Einige optische Beispiele für die hier angedeutete Kongruenz von Erlebnisinhalt und handschriftlicher Form bei Nikitsch 2014 (wie Anm. 14).

Also: Nicht Handschrift *im* Tagebuch, sondern Handschrift *als* Tagebuch. Als solches im Übrigen unentschlüsselbar für jeden anderen Leser, denn die »visuelle Dynamik des Schriftverlaufs«, der »performativen Aufzeichnung [...] ist singulär und unübersetzbar«⁴¹. Vielleicht doch aber dieser kurzen »Mitteilung« wert: Zumindest als Hinweis auf die Rolle, die das Erinnern, gespiegelt im »Eigensinn der Schrift«⁴², in diesem Leben spielen kann – als Rekapitulation von persönlich Erfahrenem und Erlebtem, als Wiederfinden von Spuren einer Vergangenheit, wie sie etwa Heinrich Böll in seinen »Suchanzeigen« beschworen hat: »Ich will nicht das Unvergängliche, das Gegenwärtige will ich, das vergangen ist. Nicht das Erzählte, nicht einmal das Wahre und schon gar nicht das Ewige. Ich will die Gegenwart der Vergangenheit. [...] Nicht als Andenken, nicht als Anekdote [...], nein, weil es da war, nicht mehr ist und nie mehr sein wird.«⁴³

41 Groddeck 2012 (wie Anm. 36), S. 234.

42 Ebd.

43 Heinrich Böll: Suchanzeigen. In: Rudolf de le Roi (Hg.): Jemand der schreibt. München 1972, S. 38–42, hier S. 42.

Chronik der Volkskunde





Jahresbericht Verein für Volkskunde und Österreichisches Museum für Volkskunde 2013¹

Mitglieder Verein für Volkskunde

- Neue Mitglieder: 22
- Ausgetreten: 19
- Mitgliederzahl: 628

Besucherinnen und Besucher

- Gesamt 32.339 (30.710, 2012)
- Vermittlung 8.595
- NÖ-Card 3.332
- frei 2.017

Ausstellungen

- Gelehrte Objekte? – Wege zum Wissen, Matthias Beitzl
- Objekte im Fokus: Hieb.Stich.Schuss, Dagmar Butterweck
- Sinne und Dinge: Bienenwachs und Honigkuchen, Nora Witzmann
- neuerDings – Bajonett, ein archäologischer Fund im Garten des Museums, Claudia Peschel-Wacha

Gastausstellung

- »Mein Leben in Österreich« UNHCR – Langer Tag der Flucht
- Betlehemy – Keramikrippen aus der Slowakei im Stadtmuseum Bad Ischl (Weitergabe einer Ausstellung)

Sammlungen

Zuwachs 477 Nummern (86.377–86.853), davon 393 Schenkungen
Objektdatenbank: 48.800 Datensätze

¹ Kurzfassung; Vollversion über <http://www.volkskundemuseum.at> abrufbar.

Donatorinnen und Donatoren von Sammlungsgegenständen

(Entscheidung über Angebote fällt in KuratorInnensitzungen)
 Ing. Gerhard und Hannelore Baumgartner, Bad Vöslau; Agnes Ernst, Wien; Bundespräsident Dr. Heinz Fischer, Wien; Dagmar Guggenbühl-Hörster, Zürich; Renate Grasberger, Wien; Eva Heindl, Wien; Irmgard Kaffl und Barbara Kaffl-Schmuck, Wien; DI Josef Klinger, Mils; Heide Lorenz, Wien;

Digitalisierung

In allen Sammlungsbereichen wird laufend digitalisiert (erfassen, übertragen, ergänzen, korrigieren, fotografieren).
 Aktuell: 48.800 Datensätze

Forschung

- Ausstellungsprojekte (siehe oben)
- Bearbeitung der Aerophone mit Walter Deutsch für Publikation, Elisabeth Egger
- FWF-Projekt: Museale Strategien in Zeiten politischer Umbrüche. Das Österreichische Museum für Volkskunde in den Jahren 1930–1950, Birgit Johler, Magdalena Puchberger
- SachenWörterWörterSachen – Aufarbeitung der Hugo Schuchardt Objektsammlung (Kooperation mit dem Institut für Sprachwissenschaft Uni Graz), Elisabeth Egger
- Biographische Recherchen zur Sammlung Trebitsch, Elisabeth Egger
- Visualizing Family, Gender Relations, and the Body. The Balkans approx. 1860–1950 (FWF-Projekt der Universität Graz, Karl Kaser, Einbindung der Fotosammlung), Herbert Justnik

Bibliothek

- Datenbestand: 50.243 Nummern
- Zuwachs: neue Signaturen: 524, Reihenwerke: ca. 200, Zeitschriften: ca. 730, neue Medien: ca. 1.454
- Anzahl Retrokatalogisierung: 5.008 (ca. 90% des Bestandes online)
- Upgrade YC zu AC: 1.146
- Besucheranzahl: 223
- benutzten Medien: ca. 1.050
- Tauschverkehr Partner: 232

Neues Service

Die Jahrgänge der ÖZV (vormals Zeitschrift für österreichische Volkskunde bzw. Wiener Zeitschrift für Volkskunde) als Volltextversionen zum Download auf www.volkskundemuseum.at.

Archiv

Seit März 2013 Gruppe »Archiv Aktiv«: Digitalisierung Protokolle des Vereins von 1894–1919 (inkl. Transkription); Sichtung Kittsee-Archiv; Sichtung Listen Vereinsmitglieder (1894–1910 und 1937–1976 abgeschlossen).

Publikationen

- Gelehrte Objekte? – Wege zum Wissen. Aus den Sammlungen der Historisch-Kulturwissenschaftlichen Fakultät der Universität Wien
- Hieb. Stich. Schuss. Waffen in der Sammlung des Volkskundemuseums
- Neuauflage: Heilige in Europa. Kult und Politik
- Österreichische Zeitschrift für Volkskunde
- Nachrichtenblatt Volkskunde in Österreich

Vermittlung

643 Führungen; Auszeichnung Tischkultur Award der WKO (Thema: Gedeckter Tisch, 1.800 Jugendliche); Teilnahmen an externen Vermittlungsprojekten und Wiener Veranstaltungen (z.B. Integrationswochen, Europafest, Kinderuni, wienextra, Science Center Netzwerk).

Veranstaltungen

- 45 (Vorträge, Workshops, Tagungen, Exkursionen, ...)
- Kooperation mit espresso film (16 Termine, über 6.000 BesucherInnen)

Studienreisen und Exkursionen

- Exkursion nach Bad Leonfelden anlässlich des Tages des Blaudrucks am 6.7.2013: Besuch der Landesausstellung »Alte Spuren – Neue Wege« und Teilnahme an der Veranstaltung »Der Weg zum Blaudruck« sowie Besuch der Färberei von Maria und Karl Wagner.

- Studienfahrt in die ostslowakische Universitätsstadt Košice, Europäische Kulturhauptstadt 2013: Diese Reise von 12.9.–14.9.2013 entstand aus den langjährigen wissenschaftlichen Kontakten mit dem Nachbarland Slowakei, zuletzt im Rahmen einer Zusammenarbeit des Volkskundemuseums mit dem Slowakischen Nationalmuseum – Ludovít Štur Museum in Modra (EU-gefördertes Projekt TRA-KER).
- Weihnachtsexkursion am 6.12.2013 im Rahmen der Mitmach-Ausstellung »Sinne und Dinge: Bienenwachs und Honigkuchen«: Besuch der 3. Niederösterreichischen Landeskrippenausstellung in Vösendorf mit Museumsleiter Franz Wostalek. Herbert Rachenzenzner führte durch seine Lebzelterei. Besichtigung der mechanischen Egerländer Krippe im Volkskundemuseum Mödling.

Kooperationen mit Institutionen (national / international)

Archiv des Technischen Museums Wien; Kaiserliche Wagenburg Wien; Jüdisches Museum Wien; Institut für Alte Geschichte und Altertumskunde Papyrologie und Epigraphik, Universität Wien; Fachbereichsbibliothek Zeitgeschichte; Bibliotheks- und Archivwesen, Universität Wien; Institut für Europäische Ethnologie, Universität Wien; Wienbibliothek im Rathaus, Wien; Leopold Forstner Gesellschaft, Wien; Bogner.cc – die Museumsplaner, Wien; Rollett-Museum-Stadtarchiv, Baden; Krippenverein Vösendorf; Archäologischer Park Carnuntum, Bad Deutsch-Altenburg; Sammlungen Angewandte Kunst/Alltagskultur, Salzburg Museum; Grazmuseum; Ludwig Boltzmann Institut für Kriegsfolgen-Forschung, Graz; Institut für Volkskunde und Kulturanthropologie, Universität Graz; Institut für Geschichtswissenschaften und Europäische Ethnologie, Bereich Europäische Ethnologie, Universität Innsbruck; Stadtmuseum Dornbirn; Robert Schumann Musikhochschule Düsseldorf; Institut für Geschichtswissenschaften, Heinrich Heine Universität Düsseldorf; Staatliches Museum Schwerin/Ludwigslust/Güstrow; Seminar für Volkskunde/Europäische Ethnologie, Westfälische Wilhelms-Universität, Münster; Kunst- und Kulturgesellschaft »Krajina«, Belgrad; Filmakademie Skopje; EVN Mazedonien; Südtiroler Landesmuseum für Volkskunde, Dietenheim/Bruneck; Central College Pella, Iowa (USA), Vienna Study Program; Bezirksmuseum Josefstadt; Bezirk Josefstadt; Tischlerei Griessner, 8820 Neumarkt; KinderUni Wien.

Personal

- 19 Vertragsbedienstete (teilw. 50%), 3 Vereinsangestellte
- Ehrenamt: »Schneebälle« leisten über 3.000 Arbeitsstunden in allen Bereichen des Museums
- Volontariate: 28 Personen (aus Österreich, Deutschland, Rumänien, Schweden, USA)

Ehrung

- Am 1.3.2013 verlieh der Bundespräsident Heinz Fischer der scheidenden Direktorin des Volkskundemuseums, Margot Schindler, in Würdigung ihrer besonderen Verdienste um das Museum und die Volkskunde in Österreich das Große Ehrenzeichen für Verdienste um die Republik Österreich.
- Am 12.11.2013 wurde Margot Schindler zur Josefstädterin 2013 gewählt. Unter der Leitung von BV Veronika Mickel-Göttfert fand die Würdigung im Volkskundemuseum statt.

Infrastruktur

- Erneuerung Personenlift
- Erweiterung der Arbeitsräume für Objekthandling und Arbeitsplätze
- Erweiterung Workshopraum Kulturvermittlung

Einnahmen/Ausgaben 2013 Verein für Volkskunde

Einnahmen gesamt	€ 861.519,-
davon die wichtigsten Positionen	
BMUKK Subvention	€ 475.000,-
Förderungen	€ 155.408,-
Eigene Einnahmen	€ 111.270,-
Ausgaben gesamt	€ 847.954,-
davon die wichtigsten Positionen	
Sachaufwand (Mieten, Betrieb, Energie, Sammlung, Bibliothek,...)	€ 314.691,-
Personalkosten Verein	€ 105.971,-
Dienstleistungshonorare (Reinigung, Bewachung,...)	€ 46.791,-

Ausstellungen	€ 157.610,–
Kulturvermittlung	€ 37.664,–
Publikationen	€ 51.385,–
PR, Werbung	€ 12.087,–

Steuerliche Absetzbarkeit von Spenden wurde 2014 zuerkannt.

Festsetzung des Mitgliedsbeitrags per 1.1.2015

- Mitgliedsbeitrag dzt. € 25,– / Studierende bis 27. Lebensjahr € 7,30,–
- Erhöhung auf € 27,– / € 8,– (wurde in der Generalversammlung am 14.03.2014 angenommen)

Abonnement Österreichische Zeitschrift für Volkskunde per 1.1.2015

- Normalpreis € 38,– / Mitglieder € 26,–

Anmerkungen zur Generalversammlung des Vereins für Volkskunde vom 14.3.2014

Tagesordnung

- 1) Begrüßung
- 2) Jahresbericht
- 3) Kassenbericht und Entlastung des Vorstands
- 4) Festsetzung des Mitgliedsbeitrags
und des ÖZV-Abonnementpreises
- 5) Vorhaben
- 6) Allfälliges

Forum

Ihre Ideen und Anregungen sind gefragt
(moderiert von Susanne Böck, culture brains)

19:00 c.t. Vortrag

Wolfgang Maderthaner: Die Welt ist in die Hände der Menschen
gefallen. Der I. Weltkrieg und seine Eliten.

ab 20:00 Wein und Imbiss

Der Vorstand des Vereins für Volkskunde hat anlässlich der Generalversammlung 2014 erstmals zwischen der satzungsgebundenen Tagesordnung und dem Vortrag ein »Forum« eingerichtet. Dieses Format möchte den Dialog zwischen den Mitgliedern, allen in der Leitung des Vereins aktiven Personen sowie den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern des Museums intensivieren. Um diesen Dialog anzuregen, wurde Susanne Böck (culture brains) als Moderatorin eingeladen. In der Tagesordnung wurde der retrospektive Berichtsanteil zugunsten der Vorschau gekürzt, und die Kuratorinnen und Kuratoren hatten jeweils drei Minuten Zeit, ihr Projekt vorzustellen. Im Rahmen des Forums konnten Fragen und Anmerkungen zu den Projekten sowie Anliegen jeglicher Art vorgebracht werden. Diskutiert wurden nicht nur inhaltliche Fragen sondern auch Themen wie die neue Corporate Identity, die Webseite oder die Veränderungen beim Nachrichtenblatt.

Es hat sich gezeigt, dass das Format »Forum« geeignet ist, eine breitere Diskussion innerhalb der Generalversammlung zu ermöglichen. Es wäre erfreulich, wenn noch mehr Mitglieder die Möglichkeit der Debatte über die Entwicklung des Vereins und des Museums wahrnehmen würden.

Matthias Beitzl

1930–1950. Volkskunde – Museum – Stadt.

7. und 8. November 2013, Wien

In den Räumen des Österreichischen Volkskundemuseums in Wien fand am 7. und 8. November 2013 ein Workshop zum Thema »1930–1950. Volkskunde – Museum – Stadt« statt. Der Ausgangspunkt dafür lag in einem FWF-Projekt, in dessen Rahmen die Geschichte des Österreichischen Museums für Volkskunde vor, im und unmittelbar nach der Zeit des Nationalsozialismus neu erforscht wurde. Die Organisatorinnen und Projektbearbeiterinnen Birgit Johler und Magdalena Puchberger legten die inhaltliche Konzeption der zweitägige Veranstaltung sehr breit an, um unterschiedliche Positionen und Aspekte der Wissenschaftsgeschichte zu diskutieren, gleichzeitig aber auch Studien zu volkskundlichen Akteuren und Netzwerken, zur Alltags- und Populärkulturforschung, zur Stadtforschung, zur Verbindung zwischen Wissenschaft, Politik und Gesellschaft an das Thema heranzuführen. Nicht zuletzt sollten Desiderata in der bisherigen Darstellung des Wiener Museums im Rahmen der Fachgeschichte thematisiert und diskutiert werden. Den inneren Arbeitskreis des Workshops, bestehend aus den Vortragenden und KommentatorInnen am Podium, erweiterte eine Gruppe von – je nach Frequenz – 15 bis 25 ZuhörerInnen, die sich ebenfalls an den regen Diskussionen beteiligten.

Die insgesamt zehn Vorträge, die von Fachkommentaren und moderierten Diskussionen begleitet wurden, waren drei miteinander in Beziehung stehenden Themen zugeordnet. Am ersten Halbtage ging es um »Kontinuitäten und Brüche volkskundlichen Wissens«, am zweiten wurden »Volkskulturelle Praktiken in der Großstadt« vorgestellt und debattiert und am dritten behandelte man das Thema »Handlungs(spiel)räume im Nationalsozialismus«. Als Kommentatoren der Beiträge konnten neben namhaften FachvertreterInnen (u.a. Reinhard Johler, Brigitta Schmidt-Lauber und Elisabeth Timm) auch der Wissenschaftstheoretiker Mitchell Ash sowie Siegfried Mattl und Heidemarie Uhl als Zeithistoriker gewonnen werden.

In seiner Begrüßung stellte Matthias Beitzl das FWF-Projekt kurz vor um dann an Konrad Köstlin zu übergeben, der auf die »kleine Welt des Volkskundemuseums« als einen Ort der scheinbar harmlosen, bürgerlichen Milieus hinwies, den es zu dekonstruieren gilt. An diesem

Ort in der Stadt – so Köstlin – wurde Volkskultur verhandelt, kam es zur Erdung städtischer Kreise über die Praktiken des Trachtentragens, Volkstanzens, Liedersingens u.v.m. Die behandelten Fachinhalte folgten demnach den Affinitäten der Forscher und Hobbyvolkskundler und zur Praxis gehörte auch die Liebe, die Obsession zu den Leuten und Dingen. Köstlin bezeichnete das Volkskundemuseum als »Wärmestube des Eigenen«, als eine Art Lagerfeuer, um das sich bürgerliche Avantgarden sammelten.

In ihrer Einführung in den Workshop präsentierten *Birgit Jobler* und *Magdalena Puchberger* ihre bisherigen Forschungen im Rahmen des FWF-Projektes, das erst die Möglichkeit eröffnete, sich mit den Akten- und Archivunterlagen der Museumsleitung intensiv auseinander zu setzen. Sie betonten die Wichtigkeit des Workshops für die inhaltliche, methodische und theoretische Erweiterung ihrer Studien. Sie wiesen darauf hin, dass die 1930er Jahre von der Zusammenführung akademischer Kreise mit völkischen Vereinen und Verbänden im Museum geprägt waren, aus dem sich ein für die kommenden Jahre einflussreiches Netzwerk von Akteuren bildete. Der Direktor des Hauses, Arthur Haberlandt, war demnach eine Person, die sowohl mit dem Austrofaschismus als auch mit den Nationalsozialisten in Deutschland erfolgreich kooperierte. Vielsagend waren die Hinweise, dass etwa in der Zeit von 1934 bis 1938 über 200 Veranstaltungen von völkischen Verbänden und Jugendgruppen im Museum stattfinden konnten oder sich mit dem Anschluss Österreichs das Museumsbudget im Vergleich zu den Vorjahren verzehnfachte.

Lioba Keller-Drescher vom Tübinger Institut für empirische Kulturwissenschaften skizzierte im Folgenden Aspekte historisch-ethnografischer Wissensforschung unter dem Titel »Lost World oder Etwas hat überlebt?« Als zentralen Aspekt befasste sie sich mit den Begriffen »Überrest«, »Überbleibsel«, »Survival«, die um 1900 zu wissenschaftlichen Treibmitteln der Volkskunde und anderer nahestehender Fächer geworden waren. Die zugeschriebene Wissenskompetenz bezüglich der Überreste vergangener Zeiten ließ nach Keller-Drescher die Volkskunde erst zur eigenständigen Wissenschaft werden.

Der Grazer Kulturwissenschaftler *Michael Greger* wandte sich in seinem Vortrag einem »Besessenen« des Sammelns und Dokumentierens von materiellen und immateriellen Überbleibseln zu. Romuald Pramberger, seines Zeichens Pater des Stiftes St. Lambrecht, den Greger

gut nachvollziehbar als »Querkopf« mit Hang zum Devianten, zu den Dienstboten und zu den mobilen Marginalisierten beschrieb, sah 1938 sich und seine umfangreiche Sammlung unter die »schützenden Fittiche des deutschen Aares« gestellt. Seine Beziehungen zur Forschungs- und Lehrgemeinschaft »Das Ahnenerbe« der SS entfernte ihn von seinem geistlichen Amt, schuf ihm aber auch neue Möglichkeiten seinen Passionen, etwa als bezahlter »Kreissippenpfleger«, bis zum Kriegsende nachzugehen.

Anschließend beleuchtete *Herbert Nikitsch* die volkskundliche Wissensproduktion in Österreich um 1950, indem er an das 1952 erschienene populärwissenschaftliche Werk »Volkskunde für Jedermann« fachgeschichtliche Assoziationen knüpfte. Auch Nikitsch ging es in seinen detaillierten Ausführungen um Kontinuitäten, etwa die erstaunliche Assimilationsfähigkeit der Inhalte des traditionellen Fachkanons an die Nationalideologien der österreichischen Nachkriegszeit, es ging ihm aber auch um Personen und Netzwerke, um Zwistigkeiten und um Brüche, die an der Person des Herausgebers der »Volkskunde für Jedermann« Adolf Mais und dessen Biographie zu erkennen sind.

Zum Auftakt des zweiten Workshoptages skizzierte *Reinhard Johler* die Epochen/Grenzen der österreichischen Volkskunde. Steiflichtartig ging er auf die Fragen ein, wie sich das Fach die eigene Geschichte konstruierte, wie es seine Grenzen organisierte und seine Epochen gestaltete, wobei für ihn die Museen als Zeugen der Volkskunde eine wichtige Stellung in der Fachgeschichte einnahmen. Johler entlehnte von Gregor von Rezzori den Gedanken der Epochenverschleppung, um die Überführung von maßgeblichen Ideen und Einstellungen über lange Zeiträume hinweg an zentralen Personen des Faches oder an Dauerausstellungen in die Überlegungen und Diskussionen einzubringen.

Die folgenden Beiträge von *Iris Mochar* »Von Volksliedgesang und Volkssängern: Singen in Wien um 1930«, von *Magdalena Puchberger* »Weltanschauliche Verortungen: Puppenspiel und Volkskunde im Spannungsfeld zwischen Groß-, Klein- und Vorstadt« und *Sabine Imeri* und *Franka Schneider* »Volkskundliches Milieu und urbane Praktiken. Von Lichtbildvorträgen, Sonntagsausflügen und Trachtenfesten in Berlin vor 1945« behandelten Praktiken des Umgangs mit und des Wissens über öffentliche »Volkskulturen« in städtischen Milieus. Die Differenzen zwischen den Wiener Volkssängern und der Volksliedidee stand im Mittelpunkt des Vortrages von Iris Mochar, wobei deutlich wurde,

dass die Volksliedpfleger gegenüber den Wiener Volkssängern durchaus aggressive Ressentiments aufbauten, die auch mit klar antisemitischen Aussagen und Zuschreibungen verbunden waren. Die Volkssängerszene wiederum versuchte sich gegen die aufkommende Schlagerszene abzugrenzen. In dieser gemeinsamen Ablehnung des Schlagergenres fanden, nach Mochar, Volksliedgesang und Wiener Volkssänger letztendlich zusammen und es kam zur Nivellierung des ländlich-lokal-urbanen Gegensatzdenkens.

Magdalena Puchbergers Ausgangspunkt bildeten die Puppen- und Laienspiele, die ab 1931 in der Advent- und Weihnachtszeit im Museum zur Aufführung kamen. Im regelmäßig aufgeführten St. Pöltner Krippenspiel vermutete sie eine Tendenz der Hinwendung zur Kleinstadt, die in den Vorstellungen der Volkskundler eine Art Mittlerrolle zwischen dem Land und der Großstadt einzunehmen begann. Sie zitierte unter anderem Leopold Schmidt, der der Kleinstadt einen die Volkskultur weniger zersetzenden Charakter zuschrieb, als der Großstadt. Der Topos Kleinstadt entwickelte sich in den Vorstellungen der Volkskulturopfleger zum Ort der Einfachheit, Überschaubarkeit, der harmonischen Verbindung zwischen Stadt und Land und löste damit das Dörfliche als alleiniges Sinnbild des Ländlichen ab, zumindest im großstädtischen Milieu. Die Puppen- und Laienspiele dienten nach Puchberger auch dazu, der Nüchternheit des Großstadtlebens und den »Übeln« der Massenkultur eine auf einfachen Inhalten und verständlicher Sprache aufbauende Unterhaltung zu bieten. Ganzheitliches Erleben, seelische Teilhabe, Unmittelbarkeit, Platz für tiefe Gefühle, Humor und Phantasie sollten damit erreicht werden.

Bewusst kontrastierend zum volkskundlichen Wissensmilieu in Wien thematisierten Sabine Imeri und Franka Schneider die Praxeologie von vier Vereinen mit Sitz in Berlin. Der Verein für Volkskunde, die Gesellschaft für Heimatkunde der Provinz Brandenburg, die Sektion Berlin des Deutschen Alpenvereins und der Verein der Württemberger zu Berlin wurden in ihren Aktivitäten kurz vorgestellt und analysiert. Im Verein für Volkskunde, der an der Verwissenschaftlichung des Faches interessiert war, als auch in der Gesellschaft für Heimatkunde, die ein wissenschaftlich fundierte Landeskunde verfolgte, waren demnach volkstumpfpflegerische Aktivitäten eher obsolet, während Trachtenbälle, Volksliedabende und inszenierte Heimatpflege im Öffentlichkeitsbild der beiden anderen Organisationen eine wesentliche Rolle spielten.

Diese Inszenierungen, in denen utopische Sehnsüchte nach dem Ländlichen und Heimatlichen in Form von Gesängen, Spielen und Verkleidungen befriedigt wurden, waren Bestandteile urbaner Unterhaltungskulturen und unterhielten zumindest in Wien gleichzeitig starke Verbindungen zur akademischen Volkskunde und deren Wissensproduktion, die damit eine durchaus machtvolle Position erlangte. Die Kommentare von Siegfried Mattl und Brigitta Schmidt-Lauber zu den Vorträgen verwiesen unter anderem auf den Punkt der Machtverhältnisse, auf politische Kontexte, auf Beheimatungstendenzen und auf Verbindungen und Unterschiede zwischen den städtisch-volkskulturellen Milieus in Wien und Berlin.

Den letzte Nachmittag des Workshops leitete *Birgit Johler* mit dem Vortrag »Zu den »kriegswichtigen Aufgaben« des Museums für Volkskunde im Nationalsozialismus. Konstruktionen, Handlungen, Vermittlungen« ein. Obwohl Leopold Schmidt dem Werden und Wesen des Wiener Museums ein eigenes Buch gewidmet hat, blieb, wie Johler betonte, die Zeit des Nationalsozialismus über die Jahrzehnte in den Darstellungen des Museums weitgehend ausgespart. In den Mittelpunkt ihrer Ausführungen stellte sie die Handlungen des damaligen Museumsdirektors Arthur Haberlandt, der mit der nationalsozialistischen Machtergreifung eine »transnationale Karriere« startete. Wenige Wochen nach Kriegsbeginn konnte er im Auftrag des von Hermann Göring eingesetzten Sonderbeauftragten für Kunst- und Kulturgegenstände mit Sammlungs- und Objektbegutachtungstätigkeiten im eroberten Polen beginnen. Er folgte anschließend als Mitarbeiter des Einsatzstabes Reichsleiter Rosenberg den Erfolgen der Wehrmacht in Ost- und Südosteuropa, erkannte darin die Chance, das Museum wieder zu einem zentralen ethnografischen Museum zu transformieren, stieg in der Hierarchie des ERR zum »Obereinsatzführer« auf und taktierte geschickt in der Beschaffung von Geldern und Tätigkeiten, die als »kriegswichtig« eingestuft wurden. Letztere bewahrten ihn davor, selbst am Kriegsgeschehen teilnehmen zu müssen. Johlers Resümee: Haberlandt wusste das NS-Regime mit seinen Strukturen und Möglichkeiten für seine eigenen Forschungs- und Sammlungstätigkeiten gut zu nutzen. Seine Karriere gründete dabei auf ein Netzwerk, das in weiten Teilen schon vor 1938 angelegt war.

Die Wiener Wissenschaftshistorikerin *Petra Svatek* beleuchtete die Kontinuitäten und Wandlungen der Arbeitsweise der Südostdeutschen

Forschungsgemeinschaft (SODFG) die sich aus Historikern, Geographen, Germanisten und Volkskundlern zusammensetzte und ihren Ausgangspunkt in Wien unter Beteiligung anerkannter Forscherpersönlichkeiten gesetzt hatte. Eine zentrale Stellung innerhalb dieser Organisation, die die Politik der Eroberung und Schaffung von deutschem Lebensraum im Osten und Südosten Europas wissenschaftlich unterfütterte, nahm der Kulturgeograph und Volkstumsforscher Hugo Hassinger ein. Dessen Wirken und Wissensproduktion speziell im Zeitraum von 1931 bis 1945, war zunächst von geheimen und getarnten Studien in deutschen Siedlungsgebieten, in der Kriegszeit dann von Daten- und Kartendiebstählen in besetzten Gebieten und der Beteiligung an Um- und Aussiedlungsplänen mitgeprägt. Svatek meinte abschließend, dass Hugo Hassinger und seine Mitstreiter ihre Forschungen politisch ausgerichtet verstanden und auch keine Hemmungen besaßen, der Politik auf Anforderung entsprechende wissenschaftliche Ergebnisse zur Verfügung zu stellen.

Insgesamt zeigten die Vorträge des Nachmittags, dass die Handlungs(spiel)räume im Nationalsozialismus für ideologiekonforme Personen und Einrichtungen ungeahnte Entfaltungsmöglichkeiten boten. Wie Elisabeth Timm in ihrem Abschlussstatement festhielt, zeigten die Studien, dass Volkskunde und Geographie nicht missbraucht wurden, sondern sich ganz gezielt von selbst beteiligt haben, schon in der Zeit vor dem Anschluss. Österreichische Wissenschaftler aus diesen Fachbereichen konnten sich geradezu als Experten für den Ost- und Balkanraum präsentieren und wurden auch so wahrgenommen. Mitchell Ash wies in seinem Statement ebenfalls darauf hin, dass Wissenschaft und Politik füreinander Ressourcen darstellten. Die Wissenschaftler bedienten sich der Politik und umgekehrt. Timm als auch Ash lenkten die Abschlussdiskussion aber auch auf die Frage: Was hatte das für die Zeit nach 1945 zur Folge?

Nach einer ausführlichen Abschlussdiskussion nahm der Workshop ein für alle Beteiligten inspirierendes Ende. Der Versuch, das Thema »1930–1950. Volkskunde – Museum – Stadt« in den Vorträgen eher zu umkreisen, mit kontrastierenden oder scheinbar peripheren Inhalten zu konfrontieren, kann als durchaus gelungen angesehen werden. Man fühlte sich zeitweise irritiert von der Heterogenität der hergestellten Bezüge, aber den KommentatorInnen der Beiträge gelang es immer wieder, rote Fäden zu spinnen und die Gedanken und Gespräche auf sinn-

volle Zusammenhänge zu fokussieren. Die ausführlichen Diskussionen zu und nach den Beiträgen zeigten, dass es den Vortragenden gelungen war, wichtige Aspekte anzuschneiden und zum Nachdenken anzuregen. Ein insgesamt sehr gut gelungenes Format.

Johann Verhovek

Kulturelles Erbe in der Cloud.

21–22 November 2013, Graz

The conference series Digital Libraries (*Digitale Bibliothek*) was organised for the fourth time in Graz from 21–22 November 2013 and this year's theme was »Kulturelles Erbe in der Cloud«. Day one consisted of three different workshops: *Austrian Books Online. Eine Private-Public Partnership*; *Europeana Cloud – New Spaces for Sharing Content*, and *TextGrid – Virtuelle Forschungsumgebung für die Geisteswissenschaften*. I attended the last two.

Europeana Cloud – New Spaces for Sharing Content – the workshop was led by *Markus Muhr*, Technical Manager of the European Library. He started with an introduction to Europeana, which began in 2007 and is currently situated at the National Library of the Netherlands. As of November 2013, Europeana held ca 30 million records of metadata available from 2,200 European cultural institutions (libraries, museums, galleries, archives). Europeana does not host any digital content on its own servers, it only provides links to the digital material at the participating cultural institutions through the metadata in the digital material. He then continued with an introduction to the European Library, which started in the 1990s and is seen as the »Mother« of Europeana. The role of the European Library is to collate content for Europeana. Currently there are 48 national libraries and an increasing number of research libraries connected to the European Library. The European Library currently indexes 120 million bibliographic records as well as 16 million digital links.

Co-ordinated by the European Library, the idea of Europeana Cloud is to set up a cloud-based system for Europeana and the collators. There

is a need for cheaper infrastructure that is more sustainable than what is available today. It needs to be able to store metadata and content as well as be up-to-date with licensing issues.

Currently, the method for collation of metadata to Europeana is not reciprocal since it is carried out one-way, i.e. only uploaded to Europeana, and this is not sustainable or cost effective in the long run. The new way of thinking is that Europeana Cloud will create an initial partnership with three main collators who will provide content to the cloud: Europeana, the European Library and the Polish Digital Library Federation. These in turn will have several content providers as well as 12 strategic/technical partners; this will hopefully ease the sharing experience between the collators and Europeana, amongst other factors, as well as reduce the costs. The main tasks of the three main collators will be, for example, to build a technical infrastructure, to take in metadata (2.4 million items) and content (5 million items), design a legal framework and establish long term consensus.

The second workshop *TextGrid – Virtuelle Forschungsumgebung für die Geisteswissenschaften*, was presented by Sibylle Söring and Mathias Göbel from the Niedersächsischen Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen. TextGrid is promoted by the Bundesministerium für Bildung und Forschung in Germany.

The TextGrid project began in 2006 and is a free research tool for the humanities and cultural sciences that allows researchers to exchange data, ideas, methods and information etc. The work takes place in an online virtual digital environment where the research can be digitally edited, researched and archived. It is made up of two main components – the Laboratory and the Repository. The Laboratory software is based on open source tools which will provide support for the researcher during the work flow in creating digital editions. The Repository acts like an archive for safe, long-term storage of research material where it can be published and searched for, as well as connected to other archives and portals. In addition to these two main parts there is also a community and documentation part which offers online help with various video and text tutorials, mailing lists and user forums in order to easily get started with TextGrid.

After the introduction to TextGrid we were given a demonstration on how it works and could participate with our own computers. Unfortunately, due to the fact that all participants were using the same

login-name and password the system was not responding so well at that time.

Day two began with a short welcome by the state of Styria, the city of Graz and the Karl-Franzens University, which was followed by a series of lectures on the theme of cloud services.

Wolfgang Stille from the Universitäts- und Landesbibliothek Darmstadt gave a presentation about the fast digitisation that influences almost all aspects of our modern everyday life and how this affects how we deal with information, culture and education and creates a need for cultural institutions to open up for the digital era. Three digital cloud media projects are currently financed by the state of Hessen which allow users mobile access to the collections of the Städel Museum in Frankfurt and the University and the state libraries of Darmstadt.

From Restaumedia in Freiburg, *Andreas Weisser* spoke of »Cloud-basierte Langzeitarchivierung von Videokunst«. As an example he brought up the Julia Stoschek Collection in Düsseldorf, which is comprised of a great variety of media and file formats. They have developed a multi-level system for long-term archiving based on a so-called 3 pillar model. One level consists of physical storage in a specially designed depot, another one based on the storage technology known as RAID 1, and the third one is the collection of metadata when the objects are acquired.

Petr Pridal from the Moravian Library in Brno talked about old maps from libraries and crowdsourcing in the cloud. For a long time, the library has been supporting open source development and their focus is on maps. With the help of digitisation by the Europeana Travel Project, the www.mapy.mzk.cz project shows the Moravian Library's map collection online where the maps can be geo-referenced with the help of the cloud-based platform Georeferencer, which the library helped to co-develop. Currently the maps of the library are also being indexed by the search engine oldmaps for easier access.

Universalmuseum Joanneum in Graz presented the project Inter-Arch-Steiermark (Interaktives archäologisches Erbe der österreichischen und slowenischen Steiermark) which is a co-operation between Austria and Slovenia where archaeological documents relating to Slovenia are being digitised, as well as objects at the Universalmuseum Joanneum. A central role of the co-operation has been the development of a bilingual digital tool to process archival material and objects.

From Wikimedia, Berlin, *Tobias Gritschacher* presented the project Wikidata, which aims to collect and store the world's knowledge centrally in a structured and readable way that is freely accessible for humanity. Through this, Wikidata can assist smaller versions of Wikipedia where articles have less in-depth resources.

Matej Durco and *Karlheinz Mörth* from the Österreichische Akademie der Wissenschaften, Vienna, talked about »Webservices für kontrollierte Vokabulare in den digitalen Geisteswissenschaften«. Within the field of digital research, jointly-controlled vocabularies and reference data have come to play a more important role. They presented the latest developments within the research projects in the frameworks of CLARIN (Common Language Resources and Technology Infrastructure) and DARIAH (Digital Research Infrastructure for the Arts and Humanities).

From the University of Graz *Bernhard Hurch*, *Stefan Frühwirth*, *Luca Melchior* and *Johannes Mücke* presented »Netzwerk des Wissens – Ein Projekt zur Aufbereitung der (sprach-) wissenschaftlich-medialen Landschaft des 19. Jahrhunderts«. They spoke about how the industrialisation of the 19th century came to affect the media landscape and new forms of text which also brought differentiation in the field of philology. Their project Network of Knowledge will reconstruct a discursive space where the levels of the individual and the public can connect and where philological knowledge can be transferred, transformed and distributed. In order to understand this process, the digitisation and reconditioning of Hugo Schuchardt's papers, which consist of ca 14 000 letters and several thousand manuscripts, will be used to make the project comprehensible.

Matthias Schulz, *Susanne Haaf*, *Christian Thomas*, *Bryan Jurish*, *Frank Wiegand*, and *Alexander Geyken* from the Deutsches Textarchiv, Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften, Berlin, presented »Methoden zur effektiven Nachnutzung von Textressourcen aus dem Kontext wissenschaftlicher Projekte und Bibliotheken«. Over the past twenty years, libraries and archives have begun to digitise text and photos. With the help of Big-Data-Analysis, research has been made in the digital humanities to look for significant parameters such as meaning structures and specific citations. According to established guidelines, a closer look at the available data shows divergent results. Therefore, one wish is to establish a system that creates big text collections of consistent quality. This is what the DTA (Deutsches Textarchiv) with the module DTA-E (DTA-Erweiterungen) is trying to accomplish.

Following the above presentations there was a poster session with eight presentations as well as presentations by the companies Microbox, BULL and EMC2 and the digital/cloud services they offer. After that, the presentations continued with Archaeological Museum Hamburg. *Michael Merkel* talked about a pilot project that began in 2007 on the inventory of the museum's collections. The aim of the project is to make a large part of the collection objects of the Hanseatic city of Hamburg, which are stored in the depots, available through a specially designed intranet where they can be researched, as well as making certain objects available on the internet.

Gemma Masó Maresma, and *Montserrat Sebastià i Salat* from the University of Barcelona spoke of »The integration of the social tagging in SIDBRINT: the Digital System for the Transfer of Spanish Historical Heritage Knowledge«. They described that the aim of the web portal Digital Information System on the International Brigades and the Brigades of the Spanish Civil War is to create a digital system that makes the Brigadists visible as a historical subject. This system is intended for people with a special interest in this subject and they propose is to use Folksonomies (also known as e.g. social tagging, social classification) within the Thesaurus in order to improve the retrieval and content of the material.

Torsten Ullrich and *Christoph Schinko* from Fraunhofer Austria Research GmbH, Graz, talked about how semantic information is required for libraries to provide services like indexing, mark-up and retrieval. With increased digitisation of media, indexing of 3D objects is becoming more important when using traditional methods of indexing, and basic questions concerning the topic have to be addressed.

Patric Moreno

»Sammeln in der Gegenwart – Gestalten für die Zukunft«.

Ein Symposium anlässlich 100 Jahre Volkskundemuseum Graz.

10.–11. Oktober 2013

Am 10. und 11. Oktober 2013 trafen sich im sogenannten Heimatsaal des Grazer Volkskundemuseums ReferentInnen und TeilnehmerInnen zu dem vom Institut für Volkskunde und Kulturanthropologie der Universität Graz in Kooperation mit dem Universalmuseum Joanneum und dem Verein Freunde des Volkskundemuseums organisierten Symposium »Sammeln in der Gegenwart – Gestalten für die Zukunft«. Vor 100 Jahren wurde die volkskundliche Abteilung des Joanneums selbständig – dieses Jubiläum nahmen die Veranstalter zum Anlass, ein für volkskundliche Museen stets aktuelles Thema aufzugreifen. Sieben Vortragende aus Österreich und Deutschland waren eingeladen worden, gegenwärtige Konzepte des Sammelns und damit auch die Relevanz der Museen als Institutionen des kulturellen Gedächtnisses für Gegenwart und Zukunft zu diskutieren. Was aus der Gegenwart für die Zukunft zu sammeln ist bzw. welcher Umgang mit den in den Museen bereits deponierten materiellen Zeugnissen der Vergangenheit als adäquat gilt, wird von Museen – auch im Kontext einer (post)migrantischen bzw. globalisierten Gesellschaft – unterschiedlich verstanden und praktiziert.

In seiner Eröffnungsrede richtete *Peter Pakesch* (Universalmuseum Joanneum) an die Volkskunde als Kulturwissenschaft den Wunsch, aktuelle lokale Phänomene im Kontext des Globalen zu reflektieren und zu interpretieren. Dass dies die Volkskunde als europäisch orientierte Ethnologie längst bewerkstelligt, war Teil der öffentlichen Antwort des Grazer Instituts für Volkskunde und Kulturanthropologie auf den Vortrag von Pakesch, der in seiner gesamten Länge wenige Tage nach dem Symposium in der Tageszeitung *Der Standard* veröffentlicht wurde.¹

Johann Verhovek (Universität Graz) dankte in seiner Einleitung dem Joanneum sowie den Fördergebern und Kooperationspartnern der Tagung und führte mit einem kurzen museumsgeschichtlichen Rückblick zur volkskundlichen Institution in der Paulustorgasse in die Thematik der Tagung ein.

1 Nachzulesen unter <http://derstandard.at/1381370305827/Gamsbart-und-Kulturholldaro> (Zugriff: 18.06.2014).

Markus Walz (HTWK Leipzig) verhandelte als Keynote-Speaker in lockerer und, wie er es selbst formulierte, provokanter Weise die aus seiner Sicht drängenden Probleme volkskundlich-kulturhistorischer Museen. Ausgehend von der These, dass sich in Museen heute (wie früher) keine Gegenwartssammlungen befänden und der Erwähnung von angewandten Praktiken wie dem Einbeziehen von Communities für Ausstellungen, dem biografischen Sammeln oder dem Anlegen von »Leitfossilien«, attestierte er dem universitären »Vielenamenfach« Volkskunde im Vergleich zu ihren Anfängen ein Desinteresse an Museen und auch an den Dingen. Dass gerade die Dinge seit Jahren Teil kulturwissenschaftlicher (universitärer) Aufmerksamkeit sind, war interessanterweise in der Diskussion nicht aufgegriffen worden. Walz ortete methodische bzw. theoretische Blindstellen beim musealen Sammeln und appellierte an die Universitäten, den Museen hier Anregungen zu liefern. Weder die Akteur-Netzwerk-Theorie noch das Konzept des kulturellen Gedächtnisses nach Jan und Aleida Assmann böten Hilfestellung, wenn es darum ginge, Gegenwartssammeln konzeptionell zu fassen. Auch künstlerische Perspektiven in kulturhistorischen Museen, von Walz als »Verkunstung« der Museen bezeichnet oder partizipative Elemente, vom Vortragenden als »Partizipathologie« betitelt, seien wenig hilfreich und spielten in erster Linie öffentlichen Auftraggebern und ihrem spezifischen Interesse in die Hände. Die Forderung, museale Arbeit in wissenschaftliche Hände zu legen und nicht den »Deutungswilligen« zu übergeben, erntete viel Beifall. Es reiche allerdings nicht, so die Reaktion aus den Reihen der TeilnehmerInnen, den Ball an die Universitäten zu spielen, eine Zusammenarbeit zwischen Museen und Hochschulen wäre anzustreben. Die Wissenschaft der Museologie, dies sei hinzugefügt, ist zudem nicht auf Museum und Universität beschränkt. Nicht jede/r, die/der in einem Museum arbeitet, ist zwingend Museologin oder Museologe, aber Museologinnen und Museologen arbeiten vielfach als Freiberufliche in Museen und bringen mit ihrem theoretischen Wissen und ihrer vielschichtigen Praxis für den Musealisierungsprozess wertvolle Perspektiven und Ansätze ein. Auch erscheint gerade die kulturwissenschaftliche Gedächtnisforschung, wie sie sich in den letzten Jahrzehnten herausgebildet hat, insbesondere für die Frage nach der Funktion von Gedächtnis und Erinnerung und damit auch nach den Formen von Vergangenheitsbezüge einer Gesellschaft – und dazu gehört auch das Sammeln – von Relevanz.

Brigitte Heck (Badisches Landesmuseum Karlsruhe) stellte ausgehend von dem Merksatz »heute ist morgen schon gestern« die für ihr Museum entwickelte Sammlungskonzeption vor. Prägende gesellschaftliche Diskurse werden vom Museum zeitnah aufgegriffen wie etwa jener über den Stuttgarter Bahnhof. Der bürgerliche Unmut äußerte sich hier verschiedenartig, sodass Dokumente, Fotos, Filme, aber auch materielle Formen des Protests gesichert respektive gesammelt wurden. Über partizipative Projekte mit kleineren Gruppen, etwa mit SchülerInnen, versuche das Museum zudem, die Materialität des gegenwärtigen Alltags zumindest in Teilen zu erfassen. Andy Warhols *time capsules* waren hier Vorbild und Anleitung. Für die Auswahl ist die soziale Dimension der Objekte ein Kriterium ebenso wie die Einbeziehung von AkteurInnen auf »Augenhöhe« der KuratorInnen. Die von Heck vorgestellten Konzepte, Projekte und Orientierungen standen damit konträr zu jenen ihres Vorredners, sodass mit den ersten beiden Vortragenden bereits die Spannungsfelder dieser Tagung aufgemacht wurden.

Clémentine Deliss vom Weltkulturen Museum Frankfurt präsentierte das unter ihrer Direktion entwickelte und eingerichtete »Labor«. Das Weltkulturen Museum sei lange kaum besucht worden und auch die Schwierigkeit, ethnologische Sammlungen heute zu legitimieren – wobei für Deliss als Lösung dieses Problems eine Repatriierung von Objekten auf Grund des »Zeitproblems« nicht in Frage kommt –, führte zu einer spezifischen Form der Objektbearbeitung. An die originalen Objekte, die vom Museum nun als »unfertige Objekte« bezeichnet werden (weil etwa die HerstellerInnen der Gegenstände nicht bekannt sind), werden von KünstlerInnen aus Herkunftsländern weitere Schichten der Interpretation angelagert. Im Rahmen dieser künstlerischen Beschäftigung mit den Dingen entstünden so »Prototypen« – neue Objekte, die mit dem alten in Dialog treten, im Museum verbleiben und so eine neue Sammlung begründen. In ihrem im Anschluss kontrovers diskutierten Vortrag – wohl auch weil Deliss aus der Anthropologie kommende Begriffe wie Ritual oder Fest als nicht mehr relevant charakterisierte –, forderte die Direktorin ein Aufbrechen bislang bestehender ethnologischer Dauerausstellungen, berufliche Weiterbildung bzw. die Einrichtung neuer Museumsuniversitäten.

Den zweiten Tagungstag eröffnete *Katharina Eisch-Angus* (Institut für Volkskunde und Kulturanthropologie, Graz) mit der Präsentation des von ihr wesentlich mitkonzipierten Glasmuseums in Frauenau

(Bayern). Das 2005 wiedereröffnete Museum war ein mehrjähriger Entwicklungsprozess zwischen Ausstellungsarchitekt, GlaskünstlerInnen – Frauenau hat eine künstlerische Glasproduktion aufzuweisen – und ethnografischer Konzeption. Gerade die Forschungen der Ethnologin waren es, die wesentlich zum Narrativ der Ausstellung beitrugen. Die präsentierte Ausstellungserzählung ist, so Eisch-Angus, zwar als Konstrukt der Wissenschaft zu bezeichnen, sie ist jedoch trotzdem historisch begründet und findet Erzählstränge, die an die Gegenwart andocken und die auch das kommunikative Gedächtnis miteinschließen. Die Architektur des Museums – ein gläsernes Rondell – wurde aus den Museumsinhalten entwickelt und ist als formale Entsprechung des runden Glases zu interpretieren. Nach einer guten Resonanz im Zuge der Eröffnung, stagnieren seither jedoch die Besucherzahlen.

Anja Schöne (Telgte, Westfalen) präsentierte die Konzeption der neuen Dauerausstellung des ehemaligen (1934 als »Heimatmuseum« gegründeten) Krippenmuseums, nun Museum Religio. Die Tatsache, dass 2012 eine Million Menschen aus dem Ausland in Deutschland lebten und auf Grund des nationalen Integrationsplans von 2009, der festhielt, dass MigrantInnen im Kulturgesehen kaum sichtbar seien, waren für das Museum ausschlaggebend, über den Zusammenhang von Migration und Religion nachzudenken. Religion wird als wichtiger Faktor angesehen wenn es darum geht, MigrantInnen in einer Gesellschaft zu positionieren, etwa im Kontext von »Integration«. Der Versuch des Museums, die eigenen Sammlungen unter dem Gesichtspunkt »Migration« zu untersuchen, führte zum Verständnis von Integration als wechselseitigem Prozess. 2012 wurde die neue Dauerausstellung eröffnet, unter anderem mit einem »Tisch der Religionen«. Das Museum versteht sich nun als Museum für religiöse Praxis, wodurch nach Schöne viele historische Sammlungsteile sich nicht mehr ins aktuelle Konzept einpassen lassen. Das Sammlungskonzept, so die Volkskundlerin, sei für die Zukunft offen, also nicht zwingend christlich ausgerichtet. Weitere Stichworte sind Akteursperspektive und Partizipation. Strukturelle und räumliche bzw. soziale Bedingungen – das Museum liegt in einer stark katholisch geprägten Gegend – wirken jedoch beschränkend auf dieses Vorhaben.

Bettina Habsburg-Lothringen (Joanneum Graz) referierte im Anschluss über die Situation der volkskundlichen Museen im deutschsprachigen Raum. Ihre Bestandsaufnahme zeichnete ein tendenziell pessimistisches

Bild: Volkskundliche Museen würden sowohl vor als auch hinter den Kulissen zerfallen, volkskundliche Sammlungen seien für BesucherInnen und Politik nur mehr von geringem Interesse. Bedingt durch die eigenen Innenstrukturen und verminderte Ressourcen litten die Museen, so Habsburg-Lothringen, unter der Anschlussfähigkeit an aktuelle kulturwissenschaftliche Fragestellungen. In Bezug auf das Volkskundemuseum Graz, zu dem sie im Laufe ihres Referates immer mehr hinführte, formulierte sie die Anforderung, Sammlungen des Museums (wie des Joanneums überhaupt) für die Öffentlichkeit »interessanter« aufzubereiten. Das Museum müsse, so die Referentin, Zuständigkeiten für die Gegenwart erarbeiten. Mit ihrem Aufruf, Nachdenkprozesse zu starten, wie die Kulturgeschichte in Graz zu »retten« sei, wie Heimat diskursiv zu bearbeiten wäre, attestierte Habsburg-Lothringen, wie bereits zuvor Pakesch, dem Volkskundemuseum Aufholbedarf. Dieser äußerst kritische Befund der Vortragenden wäre insofern diskussionswürdig gewesen, als dass Habsburg-Lothringen hier als Museologin und als Vertreterin des Joanneums referierte.

Den letzten Vortrag des Symposiums war der »Hausherrin« vorbehalten: Roswitha Orač-Stippberger, Direktorin des Volkskundemuseums Graz, gab einen sammlungsgeschichtlichen Einblick in die Praxis des Museums. Bis in die 1980er Jahre wurde nach dem Sammlungskonzept des Museumsgründers Geramb gesammelt, danach wurden Alltagsbezüge zunehmend relevant. Der qualitative und quantitative historische Sammlungsschwerpunkt auf Ritual, Glaube, Tracht und Kleidung blieb erhalten und findet sich auch in der neuen Dauerausstellung wieder. In den letzten Jahren wurden bestimmte Ereignisse dokumentiert, wie die Euro-Einführung oder die Sonnenfinsternis, wobei Bezüge zur Steiermark immer gegeben sind. Gesammelt wird zudem im Vorfeld von Sonderausstellungen, allerdings bricht nach der Ausstellung das Interesse für diese Sammlungen zumeist ab. Zukünftig sieht Orač-Stippberger die Praxis der Deakzession als notwendig an – auch das Volkskundemuseum Graz leidet an Depotknappheit – und das Forschen am Objekt, um die historische Sammlung in ihrer Qualität zu nutzen. Am Beispiel der Sammlung zu »Aberglauben, Aberwissen« erläuterte sie schließlich die vom Museum anlassbedingt ausgearbeitete Sammlungsempfehlung.

In der die Tagung abschließenden Diskussion war die Situation des Grazer Volkskundemuseums Ausgangspunkt für eine pessimistische Prognose: Eingeklemmt zwischen Sparmaßnahmen, dem eigenen

Anspruch, kritisch zu sein und einem Bildungsauftrag nachzukommen, orteten die VertreterInnen der volkskundlichen Wissenschaft ein »Durststadium«. Die spezifische Eigenwahrnehmungen (»Ist die Zeit für unsere Wissenschaft vorbei?«) ließ die anwesenden VertreterInnen des Joanneums nach dem unverwechselbaren Profil des Hauses fragen und eine interdisziplinäre Zusammenarbeit einfordern. Mithin endete das Jubiläumssymposium mit einer tendenziell getrübbten Stimmung. Die von den Veranstaltern sehr gut vorbereitete und organisierte Tagung ließ auch die unterschiedlichen Vorstellungen von Museum/Wissenschaft und Politik hervortreten, gerade was die inhaltliche Ausrichtung des Museums betrifft; zum anderen zeigten sich innerhalb der fachlichen Teilnehmerschaft konträre Auffassungen über die Hereinnahme künstlerischer Perspektiven oder über partizipative Projekte im Museum. Letztlich aber wurde festgehalten, dass Dialoge mit anderen und eine Methodenvielfalt für den Prozess der Musealisierung als Bereicherung zu begreifen seien, zeigt doch gerade die Beschäftigung mit den Dingen, dass *eine* Perspektive auf ein musealisiertes Objekt zumeist nicht ausreichend ist.

Birgit Johler

Materialisierung von Kultur. Diskurse Dinge Praktiken.

39. Kongress der dgV

Der 39. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde fand 2013 vom 26. bis 28. September in Nürnberg statt unter dem Motto »Materialisierung von Kultur: Diskurse Dinge Praktiken«. Eingeladen wurde von der Katholischen Universität Eichstätt-Ingolstadt, in Zusammenschluss mit den Museen der Stadt Nürnberg, zu welchen die knapp 340 KongressteilnehmerInnen auch freien Eintritt hatten. Inhaltlich umspannten die rund 80 Beiträge Themenbereiche von Archivierung und Repräsentationspraktiken, Unterhaltung, Technik und Infrastruktur, Körpererfahrung, Erinnerung, Alltagsökonomie, Objekte der Dokumentation bis hin zu virtuellen Welten. Der Jubiläumsvortrag 50 Jahre dgV (*Konrad Köstlin*) fand im Rahmen des Kongresses im Germanischen National-

museum statt. Auf Grund der Fülle an Vorträgen können hier nur einige wenige Erwähnung finden.

Sharon Macdonald von der University of York eröffnete den Kongress mit ihrem Beitrag »How Things matter – Stories from Nuremberg«. Darin thematisierte sie den Umgang mit »schwierigen Objekten«, im Besonderen dem Reichsparteitagsgelände in Nürnberg und dessen Geschichte und weitere Nutzung nach der NS-Zeit, die »Säkularisierung«, teilweise Zerstörung und schließlich die Eröffnung des bewusst so genannten Dokumentationszentrums.

Fragen des Archivierens und Ausstellens waren zentrale Themen von BeiträgerInnen aus Museen. Dabei wurden kreative Zugänge und Repräsentationstechniken vorgestellt wie das Konzept des öffentlich zugänglichen Schaudepots (*Nina Gorgus*) und des vor wenigen Jahren neu konzipierten und positionierten Tiroler Volkskunstmuseums (*Herlinde Menardi und Karl C. Berger*). In mehreren Vorträgen wurde speziell der Frage nach der Repräsentation des Fremden nachgegangen. Strategien der Gegenrepräsentation wurden im Kontext »Migration im Museum« diskutiert und das Konzept des *post-representational curating* vorgestellt (*Regina Wonisch, Nora Sternfeld, Natalie Bayer*). Im Zusammenhang mit dem neuen Ausstellungskonzept für das Karl-May-Museum in Radebeul wurde die Problematik der Positionierung thematisiert, nämlich jene zwischen Fiktion und Imagination der BesucherInnen und der Lebensrealität der dargestellten Menschen und ihrer Kulturen (*Juliane Stückrad*). Gerade in diesen Vorträgen wurde das Konzept des Museums als Kontaktzone (Clifford 1997) mehrfach thematisiert. So auch im Vortrag über das Te Papa, dem Nationalmuseum Neuseelands (*Tanja Schubert-McArthur*), welches von Maori und weißen Neuseeländern gemeinsam geführt wird. Schubert-McArthurs Diskussion über den Umgang, Archivierung und Ausstellung von *taonga* (Kulturschätze der Maori) nach Maori-Protokollen warf eine kritische Gegenposition auf zu Stückrads Präsentation über die konfliktreiche Zurschaustellung des »exotischen Anderen«, den imaginierten »Indianern« im Karl-May-Museum, und hier insbesondere über den Umgang mit Materialisierung und menschlichen Überresten der ausgestellten Kulturen.

Materialität und Körperlichkeit, das leiblich Wahrnehmbare, wurde auch in weiteren Beiträgen diskutiert. In ihren Plenarvorträgen thematisierten *Manfred Seifert* wie auch *Monique Scheer* die Korrespondenzen von materiellen Objekten und Medien und den damit verbundenen

Sinneserfahrungen von Erleben, Empfindungen und Emotionen. Kritisch hinterfragt wurde das Kreieren von körperlich Erlebbarem durch Materialisierungen wie historische Kleidung (*Marguerite Rumpf*) und im Kontext von Retrophänomenen in populären Unterhaltungskulturen, wie dem wieder aufgeflamten Heavy-Metal-Kult (*Manuel Trummer*). Neben solchen (re)konstruierten Dinglichkeiten konnte etwa *Marketa Spiritova* Zusammenhänge von Erinnern und der Materialisierung des kollektiven Gedächtnisses anhand populärer Brettspiele im östlichen Europa darlegen. Erinnerung und die Materialisierung des Ephemereren waren auch Thema des Plenarvortrags von *Regina Bendix*, die »eingeschriebene« Erinnerungen in Kunst, Parkbänke, Stolpersteine, Gräber und Denkmäler problematisierte, zwischen materialisierten Erinnerungen und Wünschen und festgelegter Interpretation. Immaterielle kulturelle Leistungen werden auch greifbar gemacht durch bürokratische, materialerzeugende Dokumentation, so Bendix.

Formulare, Dokumente und andere materielle Quellen für die volkskundliche, historische, und ethnographische Forschung waren Thema weiterer Vorträge. Historisch archivalische Quellen wie Nachlass- und Abschätzungsinventare, welche Einblicke in die alltägliche materielle Umwelt erlauben (*Burkhard Pöttler*) und Karteikarten und Registrierlisten, welche die historische Arbeitswelt beleuchten (*Thomas Buchner*), wurden kritisch beleuchtet in Hinsicht auf ihre Möglichkeiten und Grenzen. Weitere Beiträge diskutierten zeitgenössische Forschungsbereiche und die Analyse verdinglichter Praxis, wie Formulare und Pflegeleistungsnachweise in der Altenpflege (*Lydia-Maria Ouart*) oder das Sparticket der Bahn (*Alexa Färber*), dessen Nutzung einerseits Erkenntnisse über Alltagsökonomien, ökonomisches Wissen und Low-Budget-Urbanität bringen, andererseits den Einfluss des Materiellen als ökonomisches Instrument auf die Alltagspraxis der Menschen illustriert. So veränderte sowohl das Sparticket als auch der Pflegenachweis das alltägliche sozio-ökonomische Denken und Handeln der Betroffenen, die außerhalb der bürokratischen Rahmenstruktur neue kreative Handlungsspielräume für sich entdeckten. Ökonomische Rationalitäten wurden weiter thematisiert als moralische Ökonomie der Verschuldung (*Silke Meyer*) und, mit Fokus auf den Kassenzettel (*Kerstin Poehls*), als alltägliche Praxis der Krisenbewältigung in Griechenland. Viele der vorgestellten Materialisierungen entsprechen den »geringen Dingen des Alltags«, auf die *Hans Peter Hahn* in seinem Plenarvortrag hingewiesen hat. Er thematisierte

darin die Überzeichnung der Bedeutungen der alltäglichen Dinge sowie die »unglaubliche Fokussierung auf die hochgeschätzten Dinge«, die allein in ihrer emotionalen und gesellschaftlichen Dimension und sozialen Wirksamkeit relevant erscheinen. Dabei forderte Hahn eine größere Komplexität in der Wahrnehmung des oft in den Hintergrund geratenen praktischen Umganges mit den »geringen« und alltäglichen Dingen.

Der 39. Kongress der dgV zeichnete sich durch ein interessantes, aber auch dicht gedrängtes Programm aus, weshalb es den TeilnehmerInnen kaum möglich war, das Angebot wahrzunehmen und auch die Nürnberger Museen zu besuchen – etwas bedauerlich, denn diese hätten das Thema der Materialisierung von Kultur im praktischen Sinne abgerundet.

Elisabeth Kosnik

Circulation – 11. Internationaler Kongress
der Société Internationale d’Ethnologie et de Folklore (SIEF)
vom 30. Juni bis zum 3. Juli 2013 in Tartu

Im Vergleich zum letzten SIEF-Kongress 2011 in Lissabon fiel der letztjährige, der vom 30. Juni bis zum 3. Juli 2013 in Tartu stattfand, deutlich kleiner aus – allerdings mit über 400 Vorträgen in mehr als 60 Panels im Vergleich zu anderen Tagungen immer noch groß genug. Der Grund für den geringeren Zulauf dieses Kongresses mag nicht zuletzt der Tagungs-ort gewesen sein, den vielleicht nicht alle in ihrer mentalen Landkarte Europas sofort lokalisieren können und der in der Tat auch weitaus weniger gut an das internationale Fernverkehrsnetz angeschlossen ist, als man das von den meisten Tagungsorten gewohnt ist. Diejenigen, die den Weg trotzdem auf sich genommen haben, haben allerdings nicht nur große Gastfreundschaft, sondern auch eine aus ethnologischer Perspektive in vielfältiger Weise überaus spannende Umgebung vorgefunden.

Estlands bewegte Geschichte äußert sich heute in einer großen Heterogenität. Die architektonische Gestalt der Stadtzentren der Universitätsstadt Tartu und der estnischen Hauptstadt Tallinn zeugt von der seit dem Mittelalter und bis ins 18. Jahrhundert andauernden Herrschaft des Deutschen Ordens sowie Dänemarks und Schwedens. Die geographi-

sche und politische Nähe zu Russland – im 18. Jahrhundert wurde Estland Teil des russischen Reiches und nach einer kurzen Zeit der Unabhängigkeit Anfang des 20. Jahrhunderts Teil der Sowjetunion – hat ihre Spuren unter anderem in Form orthodoxer Kirchen, sowjetischer Plattenbauten und einer in Folge von gezielten Umsiedlungsprogrammen sehr stark ethnisch durchmischten Bevölkerung hinterlassen: 25% der Bevölkerung Estlands sind russischer Abstammung und so findet man parallel zwei völlig unterschiedliche Sprachen vor – das Estnische ist mit dem Finnischen verwandt –, die zudem emotional stark aufgeladen sind.

Der Tagungsort Tartu ist eine Universitätsstadt mit ungefähr 100.000 Einwohnern, von denen rund ein Fünftel Studierende sind, die sich außerhalb des Studienjahrs vornehmlich anderswo aufhalten. So fanden die KongressteilnehmerInnen eine ruhige, hübsche und gepflegte kleine Stadt vor, die einen nicht mit allzu langen Wegen herausforderte. Die Eröffnung des Kongresses fand Sonntagabend in der frisch renovierten Universität Tartu durch die lokale Organisatorin Kristin Kuutma statt, gefolgt vom Empfang im Estnischen Nationalmuseum. Das Thema war, wie auf so großen Kongressen üblich, sehr offen, allerdings überraschend wenig offensichtlich. Man muss schon die Einleitungstexte des Abstractheftes lesen, um herauszufinden, dass es sich um »circulation and its semantic siblings – flow, exchange, travel, mobility« handelt. Die Plenarvorträge, die am Eröffnungsabend sowie an den einzelnen Tagen in der Früh und zu Mittag angesetzt waren, griffen das Thema durchgehend auf und machten die daran geknüpften Fragen und Dynamiken um vieles griffiger.

Es ging in den meisten der Plenarvorträge – anhand von sehr unterschiedlichen empirischen Fallbeispielen und mit verschiedenen fachlichen Zugängen – um Verfestigung und Verflüssigung von Kultur. *Tine Damsholt* (University of Copenhagen) etwa thematisierte in ihrem Eröffnungsvortrag »Circulating bodies – or how matter comes to matter« am Sonntagabend, wie sich der materielle und der diskursive Umgang mit dem geschlechtlich kodierten Körper situativ verändert – etwa wenn Teilnehmer und Teilnehmerinnen einer Konferenz gemeinsam ein türkisches Hamam besuchen – und sich auf diese Weise etablierte Rollen verflüssigen und neu ausgehandelt werden müssen. Während der Einstieg in den Kongress das Thema damit anhand eines mikroperspektivischen und autoethnographischen Fallbeispiels aufrollte, stellte der Vortrag von *Greg Urban* (University of Pennsylvania) am Montagmor-

gen umfassende theoretische Überlegungen zu den Antriebskräften der Zirkulation von Kultur an. Er definierte Trägheit, Entropie, Interesse und Metakultur als Dynamiken, die die Bewegung von kulturellen Elementen sowohl befördern als auch hemmen können, und steckte damit einen Denkraum für die Betrachtungen der folgenden Konferenztage ab. Mit dem Wechselspiel von Verflüssigung und Verfestigung von kulturellen Ordnungen beschäftigte sich auch *Robert G. Howard* (University of Wisconsin, Madison) in seinem Vortrag »Back to the newly-digital networked normal: digital circulation and the return of everyday authority«. Von einem der viel diskutierten Beispiele für Erneuerung und Transformation sozialer Praktiken – nämlich den »Neuen Medien« – ausgehend, erläuterte er, wie damit zugleich wieder altbekannte Fragen nach der Autorität unterschiedlicher Wissensformen und letztlich damit auch nach Macht gestellt und festgeschrieben werden, sich also wieder Muster der Kategorisierung und der Bewertung entwickeln.

Kristin Kuutma (Universität Tartu) eröffnete mit ihrem Vortrag »Cultural heritage: from restrained circulation to incited transformation« den dritten Kongresstag. Sie richtete zunächst einen kritischen Blick auf das Konzept des kulturellen Erbes und auf (politische) Prozesse der »heritagization« als Festschreibung kultureller Formen, plädierte jedoch letzten Endes dafür, genau diese als eine Form der Zirkulation von Kultur zu verstehen und zu analysieren, durch die Bedeutungen neu geschaffen werden. *Joep Leerssen* (Universität Amsterdam) beschäftigte sich ebenfalls mit dem Spannungsverhältnis von Überlieferung und Transformation. Sein Vortrag »Sleeping Beauty gets around: popular elite, cross-national, and inter-medial circulation« bot gewissermaßen auch empirisches Futter für die vorangegangenen Überlegungen von Kristin Kuutma. Anhand der historischen Zirkulation von Märchen zwischen unterschiedlichen sozialen, nationalen und medialen Kontexten erläuterte er Bedeutungsverschiebungen.

Der letzte Kongresstag wartete mit zwei sehr emotionalen Vorträgen mit explizitem politischen Anspruch auf. *Michael Herzfeld* (Harvard University) kritisierte in seinem Beitrag »Circulation and circumscription: reciprocity and intimacy in the neoliberal world« die neoliberale Tendenz zur Homogenisierung und zur Beschränkung des informellen sozialen Austausches. Er endete mit einem Plädoyer an alle Anthropologinnen und Anthropologen, sich dafür einzusetzen, Diversität und deren Kommunikation gesellschaftlich wieder mehr Platz einzuräumen und

auf diese Weise Widerstand gegen Nivellierungstendenzen zu leisten. *Alessandro Portelli* (Sapienza University of Rome) präsentierte anhand der Straßenmusik von MigrantInnen in Rom, wie diese ihre Position zwischen Herkunftsort und aktueller Lebensrealität verhandeln, und sprach sich in einer emotionalen Rede dafür aus, Multikulturalität als essenziellen Bestandteil und Merkmal europäischer Metropolen zu denken und das Bild der Diaspora umzukehren in das Bild der Konvergenz.

Die Plenarvorträge zeigten bereits sehr deutlich, was insgesamt ein Merkmal von SIEF-Kongressen ist, nämlich die große Bandbreite an fachlichen Orientierungen, die hier – aufgrund der breiten internationalen Zusammensetzung der TeilnehmerInnen – zusammentreffen. Folkloristische und ethnomusikologische Ansätze waren ebenso vorzufinden wie praxeologische Zugänge und Analysen zu materieller Kultur. Mikroanalytische Fallstudien trafen auf breit angelegte vergleichende Arbeiten mit umfassendem theoretischem Anspruch. Von dieser Vielfalt an Forschungsansätzen und -themen waren auch die zahlreichen, zeitlich parallel verlaufenden Panels gekennzeichnet, wobei der Grad der »Durchmischung« in den einzelnen Panels sehr unterschiedlich war. Während manche Panels vornehmlich von ohnehin mehr oder weniger eng zusammenarbeitenden FachkollegInnen besetzt waren, wiesen andere eine wesentlich deutlichere »Streuung« auf, was gelegentlich zu Unverständnis, häufig aber auch zu einem sehr produktiven Austausch führte.

Bei insgesamt über 60 verschiedenen Panels ist es schwierig einen Überblick über die Inhalte zu vermitteln. In groben Linien lässt sich jedoch feststellen, dass – angesichts des Kongressthemas wenig überraschend – ein vielfach präsent Feld Migration und Mobilität sowohl im urbanen als auch im ruralen Raum waren. Einen weiteren größeren Schwerpunkt bildeten Fragen der Vermittlung von (historischem) Wissen, oft auch verknüpft mit Diskussionen um Cultural Heritage. »Circulation« wurde in mehreren Workshops aber auch in Zusammenhang mit den neuen Medien behandelt, so etwa in dem Panel »Circulating social worlds in polymedia«. Darüber hinaus wurden in einigen Panels Dynamiken des (Arbeits)Marktes diskutiert, weitere Themen waren Heimerzählungen, Briefe, Körperpraktiken, Liebesvorstellungen und vieles mehr.

Aus volkskundlich-kulturwissenschaftlicher Sicht (im engeren Sinn) sind vor allem einige Panels zu nennen, die sich mit Medialität und Technik beschäftigten und in denen viele Europäische EthnologInnen

vortrugen: Christine Hämmerling moderierte das Panel »Medial seriality and cultural circulation«, Gertraud Koch »The digital re-mediation of cultural heritage« und Johannes Mücke »The predicament of technology: fixing and circulating the ephemeral«. Stark von Europäischen EthnologInnen besetzt war auch das von Lydia Arantes und Elisa Rieger organisierte Panel »Sensory knowledge and its circulation«, das auf reges Interesse stieß und sehr gut besucht war. Andere FachvertreterInnen aus dem deutschsprachigen Raum widmeten sich Themen wie »Teaching historical-ethnological approaches to the past« (Michaela Fenske), »The parliament of crisis: the saving of the European market and its effects« (Asta Vonderau) oder »Rankings, contests, evaluations: circulating ideologies of merit« (Markus Tauschek) und Regina Bendix und Stefan Groth organisierten einen Roundtable zu »Normative aspirations in regulating cultural heritage and property«.

Auch in sozialer Hinsicht war der Kongress durchwegs angenehm. Die zahlreichen Gelegenheiten zum informellen Austausch – in den vielen Kaffeepausen im Hof der Universität, beim zentral organisierten Mittagessen im Dorpat Kongresszentrum, beim Abschlusssdinner – boten die Möglichkeit, bekannte Gesichter wieder zu sehen, aber auch neue Bekanntschaften zu schließen und zu pflegen. Dafür sei den Organisatoren und Organisatorinnen an dieser Stelle ganz besonders gedankt. Die Abschlussparty, die bis in die Morgenstunden dauerte, bescherte den Tagungsteilnehmern und -teilnehmerinnen außerdem auch ein sehr eindrückliches »lokales« Erlebnis: nämlich festzustellen, dass in diesen Breiten die Sonne zwar untergeht, es aber zu dieser Jahreszeit kaum vollständig dunkel wird. Während kurz nach ein Uhr nachts noch einen Lichtschimmer am Himmel zu erkennen war, war es um zwei Uhr schon wieder dämmrig. Schon bald wird sich die nächste Gelegenheit bieten, dieses Naturschauspiel zu erleben: Das engagierte Team, das den SIEF-Kongress in Tartu organisiert hat, hat nämlich seinen Elan an die jungen Kollegen und Kolleginnen der neu gegründeten Universität Tallinn weitergegeben, die 2014 die EASA-Konferenz organisieren werden. Damit scheint sich Estland – so wie Irland mit dem SIEF-Kongress 2009 in Derry (Nordirland) und der EASA-Konferenz 2010 in Maynooth – zum Zentrum des internationalen ethnologischen Austausches zu entwickeln, der, so bleibt zu hoffen, ähnlich produktiv und bereichernd ausfallen wird.

Ana Rogojanu

Bjarne Stoklund 1928–2013

Am 3. Mai 2013 ist Bjarne Stoklund verstorben. Mit seiner Kopenhagener Antrittsvorlesung *Zwischen Skylla und Charybdis* war er in Fachkreisen bekannt geworden, weil sie seismographisch die Situation seines und unseres Faches charakterisiert hatte. Gewiss auch, weil dieser Text 1971 in der von Nils-Arvid Bringéus betreuten Zeitschrift *Ethnologia Scandinavica*, wie viele andere damals, in deutscher Übersetzung erschienen war. Stoklund war damals auf den Lehrstuhl für Materielle Volkskultur an der Kopenhagener Universität berufen worden. In Skandinavien gab (und gibt es) zwei Fächer, die mit unserem Metier verbunden sind: Neben der Ausrichtung auf materielle Kultur als eigenes Fach die Folkloristik. Es war kein Zufall und nur konsequent, dass der Name seines Instituts bald in Europäische Ethnologie geändert wurde. Mit dem seit Arnheim 1956 diskutierten Fachbegriff *Ethnologia Europaea* ist zugleich ein Wirkungsfeld Stoklunds angesprochen. Denn über lange Jahre, von 1984 bis 2004, hat er als Herausgeber, seit 1988 gemeinsam mit dem inzwischen für unser Fach verschollenen Péter Niedermüller, die Zeitschrift *Ethnologia Europaea* gestaltet und auf ihrem europäischen Kurs in hohem Ansehen gehalten.

Der Text der Antrittsvorlesung beschreibt die Gegenwartswissenschaft Europäische Ethnologie als eine interdisziplinäre und dabei die Gegenwart historisch herleitende Kulturforschung, die sich an der materiellen Kultur orientiert. Das hängt mit Stoklunds beruflichem Werdegang und seinem frühen Interesse für die Archäologie zusammen. Stoklund war seit 1958 über lange Jahre der III. Abteilung des Kopenhagener Nationalmuseums zugeordnet gewesen, und dort hatte er es in der Tat mit materieller Kultur zu tun. Schon als Student war er mit der Inventarisierung alter Gebäude beschäftigt. Von dieser Erfahrung des Abbauens, des Zerlegens und des Erforschens und Wiederaufstellens historischer Bauten einerseits, dann aber ihrer historisch-kulturellen Kontexte, die sie im Kopenhagener Freilichtmuseum Sorgenfri über die Zeiten hinweg hatten und dort (wie anderswo) zugedacht bekamen, waren viele seiner wissenschaftlichen Arbeiten inspiriert. In dem schmalen Handbuch *Bondegard og Byggeskik* (1972) orientiert ein instruktiver Text darüber, was die Europäische Ethnologie mit Bauernhäusern anfangen kann.

Stoklund hat deutlich zeitgenössische Fragen an sein Material gerichtet und gesellschaftsgeschichtliche Beweggründe für das Sammeln und Bewahren, das Auf- und Ausstellen analysiert. Die Verbindungen, die da in das Fachwerk eingingen und die er kenntlich zu machen suchte, ließen erkennen, wie sehr die frühe Bauernhausforschung in die gesellschaftspolitische Geschichte(n) der einzelnen Länder verwoben war. Merkmale, wie etwa die Art der Stroheckung oder die den First sichernden Hängehölzer gaben ihren Deutern Anlass zu Identitätskonstruktionen und konnten im Grenzraum Sønderjylland/Nordschleswig dazu verführen, kulturelle in territoriale Ansprüche materiell zu untermauern. Ein vergleichbarer polit-symbolischer Hintergrund hat auch die Transferierung der Südtiroler Häuser ins Österreichische Freilichtmuseum Stübing geleitet.

Stoklunds Überlegungen zur Genese und Typologie früher und evolutionstheoretischer Überlegungen lassen die Gebäude etwa in Hazelius' Skansen nicht als bloß nostalgisch, sondern als Beleg für die endliche Überwindung des Rural-Primitiven deuten, wo der stadtnahe Häuserpark der Anschauung über den erreichten Fortschritt diene. Auch seine Analyse moderner Ausstellungsformen im Freilichtmuseum gehört bis heute zum Luzidesten, was darüber zu lesen ist. In ihnen werden die Prozesse der Modernisierung mit der Kulturalisierung/Nationalisierungen der Bestände nicht nur behauptet, sondern exemplarisch materiell unterlegt.

Dabei hat Stoklund über die Theorien nie viel geredet, sie vielmehr in ihren Materialisierungen anschaulich gemacht. Das Einschmuggeln von Theorie in seine Texte verdankt sich wohl seinem ungewöhnlichen Weg vom Kurator im Freilichtmuseum zum Professor an der Universität. Der Weg war insofern konsequent, als in die Arbeit im Freilichtmuseum und die Bearbeitung der materiellen Kultur als gesellschaftliche Ausdrucksformen seine Interpretationen eingeflossen sind. Hier hat Stoklund auf eindrucksvolle Weise gezeigt, dass es keine Frage des Gegenstandes war, was und wie geforscht wurde. Es kam ihm auf die Modernität des Fragens an, auf Fragen, die so nur aus der jeweiligen Gegenwart der fragenden Person gestellt werden konnten. Entscheidend war seine Neugierde, die er an den Gegenstand gerichtet hatte.

Die Rolle des symbolischen wie realen Besitzes von Häusern in Sorgenfri, zumal im und aus dem Grenzraum zu Deutschland und, gespannter schon, aus den drei ehemals dänischen und dann südschwedi-

schen Provinzen Schonen, Blekinge und Hålland, sollte die Gebäude und die mit ihnen verbundenen Auseinandersetzungen um diese Gebäude zu identitätsproduktiven Orten machen. Die Nationalisierung (und auch die Regionalisierung) von Volkskultur war ein Ansatz, der Stoklunds Arbeiten durchzog. Besonders betraf das die wissenschaftsgeschichtlichen Erörterungen, in denen das Bauernhaus und nationale Eigenschaften als Volkscharakter im Streit um die »ethnographische Grenze« zwischen dänisch und deutsch in dem Jahrhundert vor Beginn des II. Weltkriegs behandelte (*Bondebygninger og folkecharakter. Striden om »den entnografiske grænse« mellem dansk og tysk 1840–1940. Kulturens nationalisering. Et etnologisk perspektiv på det nationale*, 2002).

Neben Kontakten mit der Nachbaruniversität Kiel und Karl-S. Kramer und dem gemeinsamen Interesse beider an den Formen der Gutswirtschaft war Stoklunds Blick vor allem auf den Nordatlantik gerichtet, auf die Fischerei der bauerlichen Küsten, auf seine Insel Læsø, auf der er seine familiäre Herkunft verortete und der er über Jahrzehnte Abhandlungen widmete, ein Handbuch *Economy, Work and Social Roles in the Danish Island Community of Læsø, c. 1200–1900* (1986), in dem sich auch seine Hinwendung zur Archäologie zeigt, und zuletzt über das Haus auf Læsø: *Det færøske hus i kulturhistorisk belysning* (1998).

Auf Konferenzen in Wien und Budapest ist Stoklund mehrfach diesen Pfaden der Nationalisierung und Ethnisierung von Kultur nachgegangen. Am Wiener Institut war er immer wieder zu Gast, eine Reihe von Treffen in Budapest und Wien, die sich mit der Etablierung der Nationalkulturen mit dem Material der sog. Volkskultur oder gar Volkskunst und deren unterschiedlichen Sichtweisen befassten, haben in der *Ethnologia Europaea* mit Arbeiten von Stoklund, Katalin Sinkó, Tamás Hofer, Orvar Löfgren, Jonas Frykman, Péter Niedermüller und anderen ihren Niederschlag gefunden.

Bjarne Stoklund hat die besondere Aufgabe unserer Ethnologie darin gesehen, dass sie die eigene Gesellschaft zu »studieren« habe, um durch Aufklärung über deren Gewordensein den Menschen Orientierungen zu vermitteln. Kein geringer Vorsatz.

»Für jemanden, der unter der Hitlerschen Besatzung gelebt hat, behält Deutschland, selbst wenn er dieses Land vor dem Krieg gekannt hat, einen blutigen und blinden Widerschein, den man kaum vergessen kann.« Der Satz stammt freilich nicht von Stoklund, sondern von Albert Camus, der ihn 1945 in seiner Zeitschrift *Combat* veröffentlicht hatte.¹

Stoklund hat erzählt, dass er Kolding, die Stadt, in der er geboren war, im II. Weltkrieg brennen sah.

Konrad Köstlin

- 1 Albert Camus: Idyllisches Totenland. Bilder aus dem besetzten Deutschland. Übersetzt von Henning Ritter. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 24. April 2014.

Koloniales Wissen und das »Experiment Metropole«. Eine Ausstellungskritik*

Am 15. Mai 2014 eröffnete das Wien Museum seine neue Sonderausstellung »Experiment Metropole. 1873: Wien und die Weltausstellung«. Das Thema klingt überaus vielversprechend: Es ist eine hervorragende Idee, das Jahr der Weltausstellung als Ausgangspunkt zu nehmen, um die für die Wiener Stadtentwicklung so entscheidenden 1860er und 1870er Jahre zu beleuchten und so auch die Interdependenzen zwischen der gigantischen Schau im Prater und der Entwicklung zur Metropole herauszuarbeiten. Und tatsächlich liefert die Ausstellung – wie zuletzt auch die Ausstellung »Kampf um die Stadt«, die vor einigen Jahren die Zeit um 1930 in den Fokus genommen hat –¹ ein gut strukturiertes und eindrucksvoll zusammengestelltes »Epochenpanorama«. Doch in einigen wichtigen Punkten bleibt das Ergebnis unbefriedigend. Zwar werden die städtischen Transformationsprozesse und infrastrukturellen Großprojekte des genannten Zeitraums informativ vorgeführt; die zentrale Chance aber, die das Thema bietet – nämlich die kolonialistische Repräsentationspolitik der Weltausstellung 1873 in ihrem Zusammenhang mit Modernisierungsprozessen in Europa zu thematisieren und so

* Zukünftig möchte die ÖZV vermehrt Ausstellungsbesprechungen publizieren, welche auch die Begleitpublikationen derselben berücksichtigen sollen. Vorläufig werden die Besprechungen in der Rubrik »Chronik« veröffentlicht. Allerdings ist angedacht, dieser Textsorte in weiterer Folge eine eigene Rubrik zu widmen.

1 Vgl. Wolfgang Kos (Hg.): Kampf um die Stadt. Politik, Kunst und Alltag um 1930. 361. Sonderausstellung des Wien Museums. Wien 2010.

das Ineinander von »Fortschritt« und globalen Herrschaftsverhältnissen herauszuarbeiten – ist hier verschenkt worden. Auch der stattliche, im Czernin Verlag erschienene Katalog liefert zwar eine Fülle an Informationen zu Stadtentwicklung und Stadtkultur, reflektiert aber sowohl innerstädtische wie globale Machtverhältnisse nur ganz am Rande.² Der vorliegende Beitrag bietet einige Überlegungen aus einer postkolonialen und wissensgeschichtlichen Perspektive an, die für eine kritische Auseinandersetzung mit der Wiener Weltausstellung von 1873 grundlegend sind. Vor diesem Hintergrund vermittelt er einen Einblick in die Ausstellung »Experiment Metropole« sowie die dazugehörige Katalogpublikation und beleuchtet einige ihrer blinden Flecken. Damit verbindet er Ausstellungskritik und Katalogrezension mit einer knappen historisch-kulturwissenschaftlichen Skizze zur »Repräsentationsarbeit«³ von Weltausstellungen im ausgehenden 19. Jahrhundert.

Die Konstellation »Wien um 1870« ist vielleicht etwas weniger glamourös als das viel beschriebene »Wien um 1900«. Dafür aber sind in der Gründerzeit der 1870er Jahre entscheidende Weichen der modernen Wiener Stadtgeschichte und der Formatierung der Stadt als moderne Metropole gestellt worden. Die Ausstellung im Wien Museum macht die Entwicklung in entscheidenden Punkten deutlich – und eben hier liegen auch die enormen Kompetenzen des KuratorInnenteams um Wolfgang Kos und Ralph Gleis. Aufgezeigt werden die Grundlagen des Wirtschafts- und Finanzbooms bis zum »Börsenkrach« von 1873, die stadtplanerischen Eingriffe rund um die Ringstraße als »Boulevard der großen Ambitionen«, die wasserbautechnischen Mammut-Infrastrukturprojekte der Donauregulierung und der Hochquellenwasserleitung sowie die technischen und strukturellen Neuerungen in den Bereichen Verkehr und Kommunikation. In der Tat war Wien bereits seit dem Beschluss zur Anlage der Ringstraße und zur Bebauung des Glacis zu Beginn der 1850er Jahre zu einer Großbaustelle geworden, auf der – so die prägnante Formulierung des Ausstellungstitels – ein regelrechtes »Experiment Metropole« durchgeführt wurde. Hier glänzt das Wien Museum mit seiner hauseigenen Expertise auf der ganzen Linie und

2 Wolfgang Kos, Ralph Gleis (Hg.): Experiment Metropole. 1873: Wien und die Weltausstellung. 397. Sonderausstellung des Wien Museums. Wien 2014.

3 Vgl. Alexa Färber: Weltausstellung als Wissensmodus. Ethnographie einer Repräsentationsarbeit (Forum Europäische Ethnologie, 5). Berlin 2006.

kann plausibel nachzeichnen, wie Stadtentwicklung, Stadtpolitik und Stadterfahrung ineinandergriffen. Beiträge des Katalogs ergänzen wichtige Themen und Aspekte: so etwa Peter Payer mit seiner historisch-anthropologischen Vermessung der »Sinneslandschaft« Stadt mit ihren Geräuschen, Gerüchen und ihrer Beleuchtung, Karl Fischer mit seinem Überblick zur Stadtkartographie oder Christian Maryška mit seinem Aufsatz zu den Anfängen des Wiener Städtetourismus.⁴

Mit weiteren Ausstellungsteilen fächern die KuratorInnen ein weites sozial- und kulturgeschichtliches Panorama auf und vermitteln so ein rundes Bild Wiener Stadtkultur der Gründerzeit: Bürgerliches Wohnen und bürgerliche Mode, bürgerliche Naturbegeisterung und Alpensehnsucht, städtische »Spaßkultur« vom Vorstadtgasthaus bis zur Operette, Entwicklungen der Medizin, Hygiene und Bestattungskultur werden thematisiert und in den Zusammenhang der wirtschaftlichen Entwicklung zwischen »Boom« und »Krach« eingeordnet. Die Gründerzeit erscheint aus der Perspektive der Ausstellung als eine »Blütezeit« bürgerlicher Kultur, als ein eindrucksvolles »Take-Off« Wiens als Metropole mit bedeutenden kulturellen Leistungen vor allem auf musikalischem Gebiet, aber auch mit einer »Medizin von Weltruhm«.⁵ Diese Blickeinstellung findet sich auch im thematischen Spektrum der Katalogbeiträge wieder: Behandelt werden die »Aufsteiger von Wien«, darunter die neuerdings durch Edmund de Waals Buch »Der Hase mit den Bernsteinaugen« wieder bekannt gemachte Familie Ephrussi sowie weitere »Netzwerke des jüdischen Großbürgertums«, die Gerhard Milchram vorstellt.⁶ Breiten Raum nimmt die zeitgenössische lokale Kunst- und Musikszene ein, einschließlich des Feldes der Unterhaltungskultur,

4 Peter Payer: Um 1870: Wien wird laut. Stadteindrücke und Beobachtungen. In: Kos, Gleis (wie Anm. 2), S. 44–51; Karl Fischer: Mapping the city. Großstadtentwicklung und neue Stadtpläne. In: Kos, Gleis (wie Anm. 2), S. 64–73; Christian Maryška: Mit dem Handy-Guide zur Weltausstellung. Der Beginn des Wiener Städtetourismus. In: Kos, Gleis (wie Anm. 2), S. 106–115.

5 Kos, Gleis (wie Anm. 2), Katalogteil, S. 535.

6 Michaela Lindinger: Die Aufsteiger von Wien. »Sag einmal, was ist das eigentlich, ein Baron?« In: Kos, Gleis (wie Anm. 2), S. 206–213; Gerhard Milchram: Erfolg und Wohltätigkeit. Netzwerke des jüdischen Großbürgertums. In: Kos, Gleis (wie Anm. 2), S. 214–221.

die Thomas Aigner und Roman Horak kompetent vergegenwärtigen.⁷ Schließlich finden sich Beiträge zur Formierung der für die spätere Entwicklung entscheidenden politischen Lager, der Sozialdemokratie, der Christlichsozialen und der Deutschnationalen.⁸ Überraschend ist bei alledem, dass die Sozialgeschichte der Stadt abseits des dezidiert bürgerlichen Wien kaum in den Blick kommt. Wenn eine kleine Abteilung der Ausstellung unter der Überschrift »Das andere Wien. Migration, Wohnungsnot, Armut« einige wenige Aspekte des Alltags unterbürgerlicher Schichten thematisiert,⁹ dann wirkt das ein bisschen wie ein en passant abgehaktes Pflichtprogramm. Wünschenswert wäre es demgegenüber gewesen, bürgerliche, proletarische und subproletarische Alltage in einer strukturgeschichtlichen und machtkritischen Perspektive zusammenzudenken, anstatt sie im Ausstellungsarrangement so säuberlich getrennt darzustellen.

Die Präsentation zentraler Aspekte der Wiener Stadtentwicklung um 1870 leitet über zu einem Ausstellungsteil, der die BesucherInnen mitten in die Weltausstellung 1873 im Prater versetzen soll. Auf ein anschauliches Modell des Ausstellungsgeländes sowie gut platzierte Informationen zur Ausstellungsarchitektur folgen Räume, in denen ausgewählte Exponate der damaligen Schau zu sehen sind, dazu Erläuterungen zu den zeitgenössischen Kontexten der Entwicklung in Landwirtschaft, Technik, Industrie, Kunst, Erziehung und dem globalen Austausch der Waren. Nachvollziehbar wird die räumliche Ordnung und Anordnung der Ausstellung, der eine spezifische »Ordnung der Dinge« entsprach.¹⁰ Prinzipien des Ausstellens und der Inszenierung von Waren werden ebenso beleuchtet wie die geplante Überführung von Teilen der

7 Manfred Wagner: Kampf um die Hegemonie in der Musik. Wagner, Brahms, Bruckner, Hanslick. In: Kos, Gleis (wie Anm. 2), S. 240–247; Thomas Aigner: »Rotunde-Quadrille«. Wiener Unterhaltungsmusik in den Jahrzehnten um die Weltausstellung. In: Kos, Gleis (wie Anm. 2), S. 248–255; Roman Horak: Vor der Massenkultur. Formationen der Wiener Unterhaltungslandschaft um 1870. In: Kos, Gleis (wie Anm. 2), S. 256–261.

8 Walter Öhlinger: Vom Bildungsverein zur Arbeiterpartei. Urszenen der österreichischen Sozialdemokratie. In: Kos, Gleis (wie Anm. 2), S. 262–271; Michael Wladika: Ende der liberalen Ära und Anfänge der Massenparteien. Deutschnationale und Christlichsoziale. In: Kos, Gleis (wie Anm. 2), S. 272–281.

9 Vgl. Kos, Gleis (wie Anm. 2), Katalogteil, S. 524–533.

10 Ebd., S. 445.

Weltausstellung in neu eingerichtete Museen in der Stadt. Schließlich diskutiert die Ausstellung auch die Frage nach der finanziellen Katastrophe, die die Weltausstellung aufgrund der Kostenexplosion, der eher schwachen BesucherInnenzahlen, des Börsenkrachs und der Choleraepidemie darstellte. Dem »Finanzdesaster« wird hier der »Imagegewinn« gegenübergestellt, so dass die Gesamtbilanz fast ausgeglichen erscheint: Die »Förderung des Gewerbefleißes« – eine Formulierung des 19. Jahrhunderts – sei ebenso gelungen wie der wissenschaftlich-technologische Austausch; vor allem aber wurde Wien nun »in einem Atemzug mit den Metropolen London und Paris genannt.«¹¹ Dass die Ausstellung »Experiment Metropole« das bürgerliche Fortschrittsnarrativ der 1873er Ausstellung fast schon zu adaptieren scheint und somit die Exposition zur »Erfolgsgeschichte«¹² erhebt, ist an dieser Stelle erstaunlich; eine dermaßen glatte und reibungsfreie Darstellung war nicht unbedingt zu erwarten gewesen. Jedenfalls hätte man die Geschichte »Wien und die Weltausstellung« auch mit einem anderen Akzent erzählen können: als eine Geschichte der Auseinandersetzungen und sozialen Brüche sowie der Repräsentationslogiken und -politiken im Kolonialzeitalter.

Was macht die seit 1851 etablierten Weltausstellungen zu einem so spannenden Thema für die Geschichts- und Kulturwissenschaften? Sicherlich verführt die Breite und Vielfalt der damals dargebotenen und zur Schau gestellten Waren und technischen Neuerungen sowie die sie begleitenden kulturhistorischen Arrangements dazu, hier zunächst einmal das »Schauen und Staunen« nachzuvollziehen, das mit dieser opulenten Präsentation der »Welt an einem Ort«¹³ verbunden war. Allerdings muss unmittelbar hier auch die Frage nach den Ordnungen des Wissens gestellt werden, die hinter der Repräsentationsarbeit einer Weltausstellung im kolonialen und imperialen Zeitalter standen. Die »Great Exhibitions« und »Expositions Universelles« dienten nicht nur der Präsentation der neuesten technischen und sozialen Errungenschaften, sondern sie waren darüber hinaus gewaltige Arrangements epochalen Wissens. Jürgen Osterhammel, der den Weltausstellungen einen Abschnitt seiner brillanten Geschichte des 19. Jahrhunderts gewidmet hat, bezeichnet sie

11 Ebd., S. 570–573.

12 Ebd., S. 573.

13 Martin Wörner: Die Welt an einem Ort. Illustrierte Geschichte der Weltausstellungen. Berlin 2000.

als den »sichtbarste[n] Ausdruck der Vereinigung von panoramatischem Blick und enzyklopädischem Dokumentationswillen«.¹⁴ Sie lieferten eine spezifische Taxonomie der bis dato bekannten Welt, eine Ordnung der Dinge, die Natur, Kultur und Industrie zu einem gewaltigen System zusammenfasste. Scheinbar auf natürliche Weise griffen hier unterschiedliche Ebenen technologischen, ökonomischen, ethnologischen und historischen Wissens ineinander und bildeten eine harmonisierte »Meistererzählung« von kultureller Vielfalt und globaler Vernetzung im Zeichen von »Welthandel« und »Weltfrieden«. Diese Erzählung kombinierte den Universalismus von »Fortschritt« und den Partikularismus von »Kultur« auf eine spezifische Weise: Sie boten – so Emily S. Rosenberg – »strukturierte Präsentationen des neuen Imperialismus, der das Zeitalter bestimmte – ein Zeitalter nationalistischer Exzesse und eindeutig hierarchischer Visionen –, aber sie ließen diese Visionen wie ein harmonisches Miteinander disparater Teile erscheinen«.¹⁵ Dabei wurde »keine Gelegenheit [...] ausgelassen, um zu veranschaulichen, dass die Menschheit keineswegs *insgesamt* auf derselben Stufe zivilisierter Vollkommenheit angekommen sei«.¹⁶ Von hier aus erklärt sich, dass nicht nur die Errungenschaften der Wissenschaft, Wirtschaft und Technik zur Darstellung kamen, sondern ebenso Bilder von »fremden Völkern« und Landschaften. »Sie konnten als Exotica oder als sichtbare Überbleibsel früherer Stufen menschlicher Entwicklung präsentiert werden und stützten den Beweis, dass sich selbst die entlegensten Regionen und Ethnien der Welt in die globale Ordnung des Wissens einbeziehen ließen. Die Weltausstellungen symbolisierten den universalen Anspruch des atlantischen »Westens« deutlicher als alle anderen Medien der Zeit«.¹⁷

Was nun die Wiener Weltausstellung 1873 im Gegensatz zu den früheren Ausstellungen kennzeichnete, das war die massive Einbeziehung nationaler und ethnischer Repräsentationen. Erstmals wurden die Ausstellungsteile nach einem geographischen Schema angeordnet; erst-

14 Jürgen Osterhammel: Die Verwandlung der Welt. Eine Geschichte des 19. Jahrhunderts. München 2009, S. 41.

15 Emily S. Rosenberg: Transnationale Strömungen in einer Welt, die zusammenrückt. In: Akira Iriye, Jürgen Osterhammel (Hg.): Geschichte der Welt. Band 5: 1870–1945. Weltmärkte und Weltkriege, hg. von Emily S. Rosenberg. München 2012, S. 815–998, hier S. 890.

16 Osterhammel 2009 (wie Anm. 14), S. 41.

17 Ebd., S. 42.

mals wurde in Wien die Präsentation von Mustergebäuden in das Programm aufgenommen, die »länderspezifische Bauweisen und Lebensformen« vorstellen sollten.¹⁸ Neben Bauformen sogenannter »uncultivierter Völkerschaften« aus Afrika und Übersee waren orientalische und orientalisierende Architekturen stark vertreten und wurden zum Publikumsmagnet.¹⁹ Darüber hinaus war es vor allem der Ausstellungsteil »Das Bauernhaus mit seiner Einrichtung und seinen Geräthen«, der breiten Raum einnahm.²⁰ Diese in Form eines »internationalen Dorfes« am Heustadelwasser aufgestellte Kompilation suggerierte »authentische« Volkskultur – etwa im Falle des »Steierischen Weinhauses«, über das in der *Wiener Weltausstellungs-Zeitung* zu lesen war, es sei »nicht von des Weltausstellungs-Gedanken Blässe angekränkt und mit versteinertem Culturfirniß überzogen, sondern ein echtes, unverfälschtes Stück steierisch nationalen Wesens«.²¹ Weitere Bauernhäuser aus Vorarlberg, Siebenbürgen, Kroatien, Galizien und Oberungarn inszenierten »ländliche Kultur« aus der Peripherie der Habsburgermonarchie und verwiesen so auf das »zivilisatorische« Gefälle zwischen dem Herrschaftszentrum Wien und den Rändern des Reiches. Brigitte Fuchs resümiert die spezifische Ausrichtung der Wiener Schau: »Die Wiener Weltausstellung präsentierte sich als theatralisch arrangierte Anhäufung ethnographischer Bilder und Stereotype – ein Konzept, das sich in Paris 1867 zwar angekündigt hatte, in dieser Form aber neu war«.²² Auf diese Weise wurden im Repräsentationsmodus und in der Wissensordnung der Weltausstellungen letztlich immer auch Lebensformen – von den afrikanischen Hütten über das Vorarlberger Bauernhaus bis hin zur bürgerlichen Wohntradition der europäischen Stadt – skaliert und formatiert; es herrschte ein normativer Blick, der europäischen Zentralismus und globale Zivilisierungsmission als einzige Alternative zuließ.

Der einzige Beitrag, der sich im Ausstellungskatalog »Experiment Metropole« ausdrücklich um eine solche kritische Perspektivierung bemüht, ist der Aufsatz von Peter Plener über die »Sehsüchte einer

18 Martin Wörner: Vergnügung und Belehrung. Volkskultur auf den Weltausstellungen 1851–1900. Münster u.a. 1999, S. 57.

19 Ebd.

20 Vgl. ebd., S. 58–65.

21 Zit. nach ebd., S. 65.

22 Brigitte Fuchs: »Rasse«, »Volk«, Geschlecht. Anthropologische Diskurse in Österreich 1850–1960. Frankfurt a. M. 2003, S. 125–126.

Weltausstellung«. ²³ Leider ist ausgerechnet dieser Text der mit Abstand schwächste im gesamten Band: Hier passt kaum ein Satz; gerade bei den Versuchen einer kritischen Argumentation verstrickt sich der Autor in präventiv formulierte Banalitäten. Zudem fehlt es der Gedankenführung nicht selten an Logik. So zitiert Plener, um den Exotismus auf der Wiener Weltausstellung zu besprechen, zunächst eine Passage aus einem Aufsatz von Rhonda Garelick, in der es allerdings um die Bedeutung von Völkerschauen auf der Weltausstellung 1889 in Paris geht. Nicht nur, dass es in Wien 16 Jahre zuvor noch keine Völkerschauen gegeben hat – ²⁴ es folgt auch noch die reichlich vage und ertraglose Schlussfolgerung: »Die Problematik und zugleich Attraktivität dieser Fragestellung ist eng mit Theoremen, zeitgeistigen Strömungen und dem Bedürfnis nach exotisch deklarierbaren Entitäten, exterritorialen Befindlichkeiten und der Teilnahme an der kolonialisierten Welt verknüpft. Es geht mithin um Formen der Aneignung des Fremden«. ²⁵ Pleners Jonglieren mit hölzernen Begrifflichkeiten und alles andere als neuen Einsichten ist eben darum so ärgerlich, weil sich im Katalog sonst kaum Überlegungen zur Logik des kolonialen Blicks finden. Die im Katalog abgedruckten Ausstellungstexte halten sich in dieser Hinsicht nicht nur allzu sehr zurück, sondern verharmlosen die kolonialistische Repräsentationsarbeit beispielsweise mit den Hinweisen, der damalige »Zeitgeist« sei »von exotischen Imaginationen und oberflächlichen Stereotypen [geprägt]« ²⁶ gewesen und die Weltausstellungen seien »inzwischen auch zu Begegnungsorten von Herkunft und Geschichte geworden«. ²⁷ Ein solcher »Zeitgeist« hat durchaus strukturelle Gründe, und »Begegnung« impliziert einen Kontakt auf gleicher Augenhöhe, der insbesondere im Verhältnis Europas zu Afrika und Asien im ausgehenden 19. Jahrhundert wohl kaum gegeben war. Schade also, dass das Lektorat in Peter Pleners Text nicht ein-

23 Peter Plener: Sehnsüchte einer Weltausstellung. Wien 1873. In: Kos, Gleis (wie Anm. 2), S. 126–133.

24 Vgl. den Hinweis bei Alexander Honold: Der Exot und sein Publikum. Völkerschau in der Kolonialzeit. In: Frank Becker (Hg.): Rassenmischehen – Mischlinge – Rassentrennung. Zur Politik der Rasse im deutschen Kolonialreich (Beiträge zur Europäischen Überseegeschichte, 90). Stuttgart 2004, S. 357–375, hier S. 361. Siehe auch Kos, Gleis (wie Anm. 2), S. 474.

25 Plener (wie Anm. 23), S. 129.

26 Kos, Gleis (wie Anm. 2), Katalogteil, S. 492.

27 Ebd., S. 474.

gegriffen hat, um wenigstens einige wichtige Überlegungen zu retten und dabei die schwer verdaulichen Satzkonstruktionen zu vermeiden, mit denen der Autor dann auch seinen Beitrag schließt: »Repräsentation« erscheint als formale Indienstnahme einer Vorlage, ethnische Differenzierung unterstützt die Eindeutigkeit und Eigenwertigkeit der die Konfiguration betonenden Identifikation, die mit im funktionalen Sinne peripheren Merkmalen arbeitet. Identität erweist sich somit als Resultat einer Technik des Abstandhaltens, die Übernahme von sozial vorgegebenen Identitätsmustern dient zumeist nicht nur zur Orientierung, sondern auch zur Selektivitätsverstärkung«. ²⁸

Dass Österreich keine Kolonialmacht im eigentlichen Sinne war, ändert nur wenig am impliziten wie expliziten kolonialen Blick, der von hier aus in die Welt geworfen wurde. Patricia Purtschert, Barbara Lüthi und Francesca Falk haben vor einiger Zeit in einem aufschlussreichen Sammelband die »Formen und Folgen eines Kolonialismus ohne Kolonien« am Beispiel der Schweiz vermessen. ²⁹ Sie machen deutlich, dass es einer weiten, globalgeschichtlichen Perspektive bedarf, um die »koloniale Komplizenschaft« ³⁰ zu entschlüsseln, in der sich europäische und viele nicht-europäische Länder gegenüberstanden und in der sie miteinander verflochten waren. Nur mit den Mitteln einer solchen *entangled history* ist der komplexe Prozess zu begreifen, durch den die spätere Dritte Welt zu einem Produkt Europas, Europa aber auch – wie Frantz Fanon gesagt hat – zu einem Produkt der Dritten Welt wurde. Von einer solchen weiten Perspektive finden sich in der Ausstellung leider nur Spurenelemente. Die Weltausstellung von 1873 wird hier relativ bruchlos in das Narrativ eines bürgerlichen Wien integriert, das in den 1870er Jahren wieder in die erste Reihe der europäischen Metropolen aufzurücken begann und seine »Feste des Fortschritts« feierte. ³¹ An dieser Stelle wäre es notwendig gewesen, auf das starke Konzept der »Zivilisierungsmission« zu verweisen, das die Präsentationen des Eigenen und

28 Plener (wie Anm. 23), S. 132–133.

29 Patricia Purtschert, Barbara Lüthi, Francesca Falk (Hg.): Postkoloniale Schweiz. Formen und Folgen eines Postkolonialismus ohne Kolonien. Bielefeld 2012.

30 Shalini Randeria: Verflochtene Schweiz. Herausforderung eines Postkolonialismus ohne Kolonien. In: Purtschert, Lüthi, Falk (wie Anm. 29), S. 7–12, hier S. 7.

31 Kos, Gleis (wie Anm. 2), Katalogteil, S. 358.

des Fremden im Kern strukturierte und zusammenhielt. Es kennzeichnet eine Zeit, in der »ältere militärische, wirtschaftliche und kulturelle Gleichgewichte zwischen Europa und den anderen Kontinenten, insbesondere Asien, aus dem Lot geraten waren«.³² Um die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts – als ein symptomatisches Datum kann hier der erste Opiumkrieg 1839–42 zwischen dem britischen Empire und China gelten – begann ein Zeitalter europäischer Präsenz und Dominanz mit globalem Anspruch und missionarischer Energie. »Einerseits war die globale Zivilisierungsmission der Europäer ein ideologisches Werkzeug imperialer Welteroberung. Andererseits ließ sie sich nicht allein durch Kanonenboote und Expeditionstruppen verbreiten«.³³ Dazu waren auch private Agenten der ökonomischen Durchdringung außereuropäischer Territorien sowie unterstützende lokale Akteure nötig, darüber hinaus aber auch ein legitimierender Diskurs, der den europäischen Partikularismus wirkungsvoll als Universalismus in Szene setzte. Auch die Wiener Weltausstellung war Teil dieses legitimierenden Diskurses, der die neue globale Ordnung im Sinne einer Stufenleiter des Fortschritts – von den »unzivilisierten« bis zu den »zivilisierten« Nationen – darstellte. Das »europäische Drehbuch«³⁴ herauszuarbeiten, dem nicht nur die Großveranstaltungen in London und Paris, sondern auch die Wiener Ausstellung folgte, wäre eine der zentralen Aufgaben der kritischen historischen Analyse.

Bei alledem hätte hier auch eine grundlegende Reflexion darüber einsetzen müssen, welche Herausforderung eigentlich darin liegt, eine Ausstellung über eine Ausstellung zu machen. Die Lösung dieses zugegebenermaßen vertrackten Problems kann hier nicht darin liegen, im Jahr 2014 eine extrem verknappte und leidlich kommentierte Version der Ausstellung von 1873 zu liefern – als gefällige Zusammenstellung einiger ihrer Highlights mit Akzent auf den dort präsentierten Wiener Produkten. Sondern es wäre dringend notwendig gewesen, die Repräsentationsarbeit und die Wissensordnungen der historischen Schau zu thematisieren: Was wird hier gezeigt, was weggelassen? Wie ist die hier

32 Osterhammel 2009 (wie Anm. 14), S. 1174.

33 Ebd.

34 Friedrich Lenger: Metropolen der Moderne. Eine europäische Stadtgeschichte seit 1850. München 2013, S. 46.

hochselektiv ausgestellte »Welt« strukturiert und welche Botschaften gehen von ihr aus? Wie inszeniert die Ausstellung die globale Beziehung zwischen Zentrum und Peripherie und wie inszeniert sie ihr Wissen über die außereuropäische Welt? Sowohl für die Kultur- und Sozialanthropologie als auch die Europäische Ethnologie ist eine solche Perspektive auch ein Stück Selbstreflexion der eigenen historischen Wissensbestände und der eigenen Modi der Wissensproduktion. Denn ebenso wie Völkerkundemuseen und »Völkerschauen« lieferten auch die Weltausstellungen im ausgehenden 19. Jahrhundert äußerst wirkmächtige Repräsentationen des »rassisch« wie »kulturell« Anderen. Dabei wird deutlich, »wie der Kolonialismus ethnologisches Wissen zwischen Ausstellung, Forschung und Politik zirkulieren ließ und dass die wissenschaftliche Expertise gerade im breitenwirksamen Raum einer Ausstellung zur Normalisierung kolonialer Machtbeziehungen beigetragen hat.«³⁵

Die Ausstellung »Experiment Metropole« macht einen Bogen um dieses Thema. Sie zeigt das, worauf sich die KuratorInnen des Wien Museums am besten verstehen: eine panoramatisch breite und sehenswerte Momentaufnahme der Wiener Stadtgeschichte in den 1870er Jahren. Die Weltausstellung aber nutzt sie in diesem Zusammenhang als hochdekorative Dreingabe, anstatt sie als ideologischen Komplex zu durchleuchten, der die kolonialen, exotistischen, rassistischen und zivilisationsmissionarischen »Selbstverständlichkeiten« der Zeit abbildet und eben darin mit der gesamten »Fortschrittsgeschichte« der europäischen Metropolen zusammenhängt. Sie lässt mithin die spannendsten Fragen einer ideologiekritischen und postkolonialen Auseinandersetzung mit der Weltausstellung 1873 unbeantwortet, beziehungsweise sie stellt sie erst gar nicht. Dass sich das Wien Museum dieser wichtigen, für eine kritische Geschichts- und Kulturwissenschaft unerlässlichen Perspektive diesmal weitgehend verschlossen hat, ist bedauerlich und wohl nur damit zu erklären, dass das Haus als großes Publikumsmuseum letztlich doch vor allem auf glatte und leicht konsumierbare Präsentationen setzt, die auf das gefällige Staunen über die reiche Wiener Stadtgeschichte zielen. Dass ein Stadtmuseum die eigene Stadt in den Mittelpunkt stellt, versteht sich freilich von selbst. Wenn aber »Wien und die Weltausstellung« zur Debatte stehen, dann wäre das eine Chance, *einmal* etwas

35 Färber 2003 (wie Anm. 3), S. 33.

weniger Wien und etwas mehr die Welt – oder anders gesagt: einmal Wien im Weltkontext – zumal im spannenden und explosiven Weltkontext der 1870er Jahre – zu untersuchen. Wer dagegen die 1873 rund um die Rotunde ausgebreiteten Wunderwerke der Technik, der Kunst, des Luxuskonsums und des Exotismus als bequeme Basis für eine opulente Schau über das Wiener Bürgertum der Gründerzeit nutzt, ohne die dahinter liegenden globalen Herrschaftsverhältnisse und Ordnungen des Wissens zu thematisieren, läuft nicht nur Gefahr, provinziell zu denken, sondern auch den eurozentrischen und kolonialen Blick zu reproduzieren, dem sich auch die Weltausstellung 1873 verdankt.

Jens Wietschorke

Literatur der Volkskunde





Ute Frietsch, Jörg Rogge (Hg.): Über die Praxis des kulturwissenschaftlichen Arbeitens.

Ein Handwörterbuch (= Mainzer Historische Kulturwissenschaften, Band 15). Bielefeld: transcript 2013, 512 Seiten

Das hier angezeigte Handwörterbuch ist im Kontext des Forschungsschwerpunkts Historische Kulturwissenschaften an der Universität Mainz entstanden und versteht sich als grundlegender Beitrag zur Selbstreflexion kulturwissenschaftlicher Praxis. Die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter des Bandes kommen aus einem weiten Spektrum kulturwissenschaftlicher Fachdisziplinen von der Ägyptologie bis zur Wissenschaftsgeschichte, und auch die Europäische Ethnologie ist mit Texten von Michael Simon, Markus Tauschek und Thomas Thiemeyer vertreten. 84 alphabetisch angeordnete Artikel stecken das weite Feld kulturwissenschaftlichen Arbeitens ab: Dabei finden sich vor allem Beiträge zu Medien wissenschaftlicher Kommunikation (etwa zu *Abbildung*, *Abstract*, *Ausstellung*, *Diagramm*, *Gutachten*, *Lehrbuch*, *Museum* oder *Twitter*) sowie zu zentralen Kulturtechniken (wie *Beschreiben*, *Dekonstruieren*, *Experimentieren*, *Notieren*, *Periodisieren*, *Sammeln*, *Vortragen* oder *Zitieren*). Die Auswahl der Stichwörter ist innovativ und stimmig; sie umfasst nicht nur die materiellen Bedingungen kulturwissenschaftlicher Praxis – angefangen beim *Hörsaal* und der *Café/teria* –, sondern eben auch die methodologischen und epistemologischen Aspekte, die umfassend deutlich machen, »wie Kulturwissenschaften praktiziert und gemacht werden« (S. 1).

Tatsächlich finden sich in diesem Band zahlreiche Texte, die gute und originelle Einsichten in die Prozesse und Logiken des Wissenschaftsbetriebs wie der kulturwissenschaftlichen Wissensproduktion bieten. Hannu Salmis Artikel zur Interpretation oder zum Kanon sind nicht nur Meisterstücke stilistischer Klarheit (die Texte sind aus dem Englischen übersetzt), sondern vor allem präzise und anregende Skizzen zum Thema. Das Gleiche kann beispielsweise über die Beiträge *Beschreiben* / *Beschreibung* (Andrea Albrecht), *historisches Erzählen* (Christof Dejung) oder *Historisches Material* (Achim Landwehr) gesagt werden, die wichtige Momente des kulturwissenschaftlichen Erkenntnisprozesses thematisieren. Verständlich und informativ führt auch Thomas Thiemeyer in die Formate *Ausstellung* und *Museum* ein; Julia Herzberg liefert hochinteressante Überlegungen zum Umgang mit dem For-

schungsstand im Hinblick auf die Idee des »Erkenntnisfortschritts« in den Wissenschaften. Absolut lesenswert ist Philipp Sarasins Kompilation zur Routine, ebenso wie Markus Tauscheks Text zur heuristischen Funktion des Notierens und der Notizen. In diesem Sinne bietet sich das Buch als ein solides Nachschlagewerk zu Themen und Begriffen an, die andernorts kaum oder zumindest nicht in so übersichtlicher Form abgehandelt werden. Es bietet eine transdisziplinär angelegte Fundgrube zu abseitigen und weniger abseitigen Aspekten wissenschaftlicher Tätigkeit und trägt zu einer konsequent praxeologisch gedachten Reflexion dieser Tätigkeit bei.

Allerdings ist dieser Band nicht an allen Stellen dagegen abgesichert, in den gehobenen Nonsens einer hermetischen Theoriesprache abzu kippen. Ein vergleichender Blick bietet sich an in den 2010 ebenfalls bei transcript erschienenen Band »Von der Arbeit des Historikers« von Anne Kwaschik und Mario Wimmer, der eine ähnliche Fragestellung verfolgt. Dort finden sich überaus anregende Miniaturen von »Archivar« bis »Wahrheit«, die – bis auf wenige gravierende Ausnahmen – um eine klare und verständliche Sprache bemüht sind. Wohltuend ist außerdem, dass bei Kwaschik/Wimmer ein guter Schuss Humor und Selbstironie das gesamte Unternehmen begleitet. Die knappen Abrisse zu einzelnen Themen werden nicht nur mit einem augenzwinkernden Seitenblick auf die Absurditäten des Wissenschaftsbetriebs, sondern auch mit persönlichen Eindrücken und Erfahrungen verbunden, die oft instruktiver sind als die theoretischen Ausführungen (siehe dazu auch die Rezension von Klara Löffler, ÖZV 66/115, 2012). Davon findet sich in der »Praxis des kulturwissenschaftlichen Arbeitens« leider herzlich wenig. Hier fehlt die leichte Selbstironie, die manche Fälle von Selbstbespiegelung wissenschaftlicher Praxis erst erträglich macht, und stellenweise werden in gestelztem Wissenschaftsdeutsch Überlegungen ausgebreitet, deren Relevanz sich auch beim zweiten Hinsehen nicht so recht erschließen will. Braucht man wirklich die von Falko Schnicke vorge tragenen hochgekochten Spekulationen über den *Körper des Wissenschaftlers/der Wissenschaftlerin*, in denen zum Beispiel aus der in der Biologie und Chipforschung üblichen Schutzkleidung eine »Wahrnehmung des Körpers als Störgröße und Bedrohung« abgeleitet wird (S. 214)? Oder muss man unbedingt ausführlich darlegen, dass das *wissenschaftliche Lesen* »intentional auf Informationsergebnisse ausgerichtet« ist, »die das Erkenntnisinteresse einer Disziplin betreffend von besonderer

Bedeutung sind« (S. 263)? Einige Autorinnen und Autoren dieses Bandes betreiben unter Hinzuziehung des einschlägigen Theoriearsenals von Foucault bis Latour »interpretatorisches Lifting« (B.-J. Warneken) im großen Stil; vor der kulturtheoretischen Wundermaschine ist kaum etwas sicher. So wird die universitäre Cafeteria von Christine Hikel mit allen möglichen raumtheoretischen Konzepten der letzten 30 Jahre belästigt: Mal soll sie ein Beispiel für das – hier gründlich missverständene – Konzept des sozialen Raums bei Bourdieu sein, dann wird sie zur Foucaultschen Heterotopie erhoben, in der »ganz eigene Regeln herrschen«, dann sogar zum »Nicht-Ort« nach Marc Augé; schließlich wird auch noch der »Coffee to Go« mit Hilfe von De Certeaus Theorie der Raumpraktiken zum Element subversiven Handelns stilisiert. Denn, so die erstaunliche Pointe dieses ziemlich unlogisch zusammengesetzten Theorieabschnitts: Durch die Vermeidung des Kaffeekonsums vor Ort in der Cafeteria »umgeht [der Konsument des *Coffee to Go*] universitäre Hierarchien und Konventionen und entgeht ihnen so« (S. 82).

Mit dem Beitrag *Weißes Blatt* von Oliver Ruf ist schließlich die Grenze zur unfreiwilligen Selbstparodie akademischer Prosa überschritten. Hier erfahren wir zunächst, dass das weiße Blatt »diskurshistorisch das schreibpraktische Anfangen wie das schreibprozessuale Wiederanfangen als – ästhetisches/literarisches – Produktionsprinzip [problematisiert]« (S. 463). Über den derzeitigen Stand der »Weißes Blatt-Forschung« (sic!) heißt es weiter: »Die theoretische Forschung mit ihren textgenetischen und schreibgenealogischen Blickwinkeln hat neben neuen Phänomenologien, Begriffsbildungen und Kontextuntersuchungen praktische Perspektiven innoviert. Hier werden insbesondere die Schwierigkeiten und Hindernisse thematisch, die das Weiße Blatt als produktive Bedrohung und mithin als Kollektivsymbol für das »Nicht-anfangen-Können-zu-schreiben« bedeutet« (S. 465). Abgesehen von den inhaltlichen Schieflagen: Gutes Deutsch ist etwas anderes, und wenn man dann nachlesen muss, dass der Autor dieser verkrampften Exegesen nicht nur als Professor für Textgestaltung, sondern auch als Schreibtrainer und -didaktiker arbeitet, kann man sich nur noch wundern. In einer Hinsicht allerdings präsentiert der Artikel sein Thema im besten Licht: Angesichts solcher überambitionierten Bleiwüsten lernt man das weiße Blatt wieder so richtig zu schätzen.

Insgesamt stellt das Handwörterbuch aus Mainzer Produktion den durchaus gelungenen Versuch dar, die Selbstreflexion kulturwissen-

schaftlichen Arbeitens bei einer Analyse von dessen Rahmenbedingungen zu beginnen, um dann auch zu zentralen epistemologischen Begriffen vorzustoßen. Dieses Konzept ist einleuchtend und im Buch gut umgesetzt worden. Zahlreiche Einzeldarstellungen sind nicht nur bestens gelungen, sondern bieten auch originelle und innovative Einsichten in die Theorie und Praxis des kulturwissenschaftlichen Betriebs. Elegante und flüssig lesbare Darstellungen sind hier allerdings weniger zu erwarten; vereinzelte Nicht-Fachleute, die sich hier möglicherweise über das kulturwissenschaftliche Arbeiten informieren wollen, dürften sich hier eher mit Grausen abwenden. Denn, wie uns der Handbuchartikel über *Wissenspopularisierung* belehrt, setzt diese »eine asymmetrische Kommunikationsstruktur voraus, die einen Prozess und eine Dynamik einer Wissensverbreitung und -verarbeitung in Gang setzt. In der Forschung« – so heißt es weiter – »wird dieser Vorgang der Popularisierung nicht mehr nur als linearer Transfer von oben nach unten, von den Experten zu den Laien verstanden, sondern als komplexe, alle Teilnehmer und Institutionen erfassende Transformation angesehen« (S. 473). Ob hier irgend etwas über die engen Zirkel esoterischer Expertensprache hinaus transferiert oder transformiert wird, darüber muss sich der Leser/die Leserin selbst ein Bild machen.

Jens Wietschorke

Moritz Ege: »Ein Proll mit Klasse«.
Mode, Popkultur und soziale Ungleichheiten
unter jungen Männern in Berlin.
Campus: Frankfurt/Main 2013, 531 Seiten

Ausgehend von einem Stück Stoff, der karottenförmigen Picaldi-Jeans, widmet sich Moritz Eges voluminöse Kulturanalyse, zugleich Dissertation an der Humboldt-Universität zu Berlin, einer komplexen jugend(sub)kulturellen Szene junger Männer in Berlin. Der Autor beleuchtet dieses Figurierungsfeld aus einer Vielzahl unterschiedlicher Perspektiven. »Ein Proll mit Klasse« ist nicht nur ethnografische Forschung, die akteurszentriert-emisch Lebenswelten erkunden will, son-

dern diese mit sozio-kulturellen Aspekten und gesellschaftstheoretischen Motiven kontextualisiert.

Ein umfassender Problemaufriss führt in den Nexus aus Mode, Popkultur und Sozialmilieu ein. Nicht nur in methodischer Hinsicht ist dieser Problemaufriss gelungen, auch die historische Darstellung einiger »Stationen einer Figurierungsgeschichte«, von Eckenstein über Straßenjungen bis zu Halbstarken, besitzt lexikalischen Charakter. Ausgehend von theoretischen Paradigmen der Cultural Studies untersucht der Autor das janusköpfige Verhältnis zwischen ästhetischer Differenzierung, sozialer Ungleichheit und deren Reproduktionen in alltäglichen Praxen. Die Untersuchung orientiert sich mit der zentralen Begrifflichkeit der (kulturellen) Figur an älteren Begriffen wie Sozialtypen und Sozialfiguren, die aus der soziologischen Forschung, wie der Chicago School, wohlbekannt sind. Allerdings zielt sie nicht lediglich auf das Arsenal kultureller Figuren, sondern erweitert die Forschungsperspektive durch die Untersuchung akteurszentrierter Figurierungsprozesse, der »personale[n] Verkörperung in der Praxis« (S. 40). Ege führt das von Rolf Lindner formulierte Paradigma einer Kulturanalyse der Konstellationen und Relationen fort, in deren erkenntnistheoretischem Zentrum der einzelne Mensch steht. Auf diese Weise erweitert der Autor Ansätze herkömmlicher Stereotypenforschung und untersucht nicht ausschließlich Etikettierung und Stigmatisierung sowie deren sozialen Funktionen und Kontexte, sondern widmet sich umfassend auch der Innenperspektive einzelner Akteure. In Anlehnung an John Hartigan will auch er »alles auf einmal« (S. 47) – eine Repräsentationskritik und ethnografische Forschung zugleich. In diesem Zusammenhang führt er den Begriff der Figurierung ein, der eben nicht auf die Ebene der Repräsentation beschränkt ist. Hierbei spielen eine Reihe unterschiedlicher Arenen eine Rolle: »Imaginationen und Reflexionen, Fremd- und Selbstbezeichnungen, Benennungen und Körperpraxen, performative und ethische Dimensionen« (s. 73).

In einem ersten ethnografischen Durchgang untersucht Ege die Kombination unterschiedlicher Stilelemente zur kulturellen Figur des Prolls. Immer wieder verhandelt er hier die Frage des Verhältnisses von subkulturellen Formen, Herkunftsmilieu und sozialer Anerkennung. Dieses Kapitel kombiniert einerseits eine »Firmen- oder Marken-Ethnografie« (S. 144) von Picaldi sowie eine Ethnografie jugend(sub)kultureller Alltagspraxen anhand geführter Gespräche. Beide Ansätze zielen auf

das vielgestaltige Wechselverhältnis von Fremd- und Selbstfigurierung. Durch die Forschung bei Picaldi und in informellen Zusammenhängen erlangt Ege auf Basis von Interviews, Stadtwahrnehmungsspaziergängen, Gruppendiskussionen, gemeinsamem Medienkonsum und unstrukturiertem Zeitverbringen interessante Einblicke in emische Klassifikationspraxen und Stilisierungspraktiken, die »vielfach [einen] spielerischen Umgang mit Selbst- und Fremdbenennungen« (S. 248) darstellen. Als Ausdruck besonderer Authentizität fungiert für die untersuchten Akteure allerdings »gerade derjenige Typus, der mit Delinquenz assoziiert ist« (S. 252). Hier liefert Ege auch plausible Gründe, warum seine Kulturanalyse ausschließlich die Figurierung junger Männer behandelt: Erstens ist die Problematik bedingt durch seine eigene Geschlechtszugehörigkeit im Kontext der Feldforschung, zweitens durch die männliche Dominanz in den beforschten jugend(sub)kulturellen Szenen sowie drittens durch die Tatsache, dass die zirkulierenden (kulturellen) Figuren bereits geschlechtlich markiert sind. Mit dem sog. Picaldi-Style sind spezifische Vorstellungen und Idealbilder von Maskulinität verbunden, eine »kraftvolle, muskuläre männliche Körperlichkeit« (S. 176), die gemeinhin auch als »prollig« wahrgenommen wird.

Um die Bedeutung des kulturellen Zeichens des Picaldi-Styles zu bestimmen, beleuchtet Ege in profunder Kenntnis deren Relationen zu anderen kulturellen Figuren wie Skatern oder Hip-Hop-Hörern, Gangstern, dem sog. Kanaken-Style, Playern und Playboys oder dem Atzen-Style. Hier weist er darauf hin, dass der Picaldi-Style für viele ethnisch markiert ist, als Identitätszeichen in migrantischen Milieus fungiert oder auch mit bestimmten Territorien (Berliner Stadtbezirke) verbunden ist. An die verschiedenen subkulturellen Stil-Figuren heftet sich urbanes Orientierungswissen, das in der Feldforschung wiederkehrend in Form von binären Codierungen (Ost–West, Deutsche–Ausländer etc.) auftaucht. Je näher allerdings die soziale Distanz zwischen Akteuren ist, desto »feinere Unterscheidungen« (S. 214) treten in Erscheinung.

Viele der befragten jungen Männer negieren explizit, Teil einer Subkultur zu sein. Hieraus schließt Ege, dass viele Akteure die »subkulturellen Zusammenhänge [...] als diejenige soziale Welt erleb[en], in die man nun einmal hineinwächst« (S. 250). Trotz gemeinsamer ästhetischer Stil-Praxen und Erfahrungen der (Fremd-) Klassifizierung kann er keine stabilen Wir-Vorstellungen konstatieren. Während dieser Befund der These der Figurierung als intentionalem Code widerspricht, verschweigt

Ege in diesem Zusammenhang nicht erhebliche methodische Probleme. Diese bestehen darin, dass wissenschaftliches Interesse »auf Kategorisierungen ab[zielt]« und »Schubladendenken zum Ausdruck« (S. 259) bringt, das eigentlich als sozial unerwünscht gilt.

Der Abschnitt über Proll-Figuren in gesellschaftlichen Diskursen bricht mit den »Konventionen der ethnografischen Darstellung« (S. 269) und zielt auf die Verknüpfung alltagsästhetischer Praxis mit der soziokulturellen Ordnung. Anhand von Zeitungsartikeln über Prolls, Prolos und Proleten aus der bundesdeutschen Nachkriegszeit zeigt Ege auf, wie der Proll als negative Klassifikation, als Gegenbild des Bürgers, »des Besitzenden, Wissenden, Gewandten, Eleganten, Feinsinnigen und Empfindsamen« (S. 290) imaginiert wird. Im Gegensatz zu seinen Vorgängerbegriffen (wie Proletarier oder Prolet) hat sich der des Prolls zunehmend zu einer Lebensstil-Figur entwickelt, die dennoch als defizitär gezeichnet wird.

Durch die Verknüpfung von Ängsten mit unterschiedlichen Metanarrationen werden Prolls praktikable und funktionable Feindbilder. Der Proll figuriert hier als bürgerlicher Index und Sinnbild des Verfalls bürgerlicher Werte und Normen. Anhand einer Diskursanalyse des Deutsch-Rap-Komplexes zeigt Ege, dass dort »in stärkerem Maße als in anderen Bereichen eine affirmative, *reflexive* Bezugnahme auf Unterschichtenfiguren« (S. 319) stattfindet, die in Form von »Anerkennungsforderungen« (S. 324) formuliert oder in Versuchen der Entschärfung von Fremdzuschreibungen ausgedrückt werden können. Rapper werden hier als Figurierungsunternehmer analysiert, die sich an lokaler Folklore abarbeiten und sich diese symbolisch aneignen. Daher bezeichnet er, trotz aller Ambivalenzen, Deutsch-Rap als »Speicher von Reflexivität« (S. 328).

In einem zweiten und letzten ethnografischen Durchgang verlegt Ege die Perspektive wiederum auf die Mikroebene der Akteure. Diese ethnografische Beschreibung narrativer »Selbst-Figurierung«, die nicht mit der »innere[n] Welt der Akteure« (S. 339) zu verwechseln ist, erreicht eine enorme empirische Dichte und bietet vielfältige Einblicke in reflexiv-performative Strategien des Umgangs mit dem Etikett »prollig« oder »Proll«. Das Repertoire an möglichen Reaktionsweisen auf die Etikettierung von außen reicht hier von Schweigen, Ignorieren, Verletzt-Sein, (Dis-)Identifikation bis selbstbewusster Resignifizierung, dem Umdeuten und Neuschaffen kultureller Figuren. Eine solche Resigni-

fizierung artikuliert sich symptomatisch in dem im Buchtitel aufgegriffenen Interviewfragment aus einem Gespräch mit Yusuf, der von einem »Proll mit Klasse« (S. 491) berichtet.

Während alle hier zu Wort kommenden Akteure bereits Diskriminierungserfahrungen gemacht haben, zeigen sich doch erhebliche Differenzen hinsichtlich ihrer sozialen Position. Versuchen einer Resignifizierung kultureller Figuren durch nicht-hegemoniale Gruppen und Akteure sind Ege zu Folge Grenzen gesetzt: »Die resignifizierte Figur kann in vielen Kontexten [...] nicht ohne weiteres umgedeutet und »bewohnbar« (Haraway) gemacht werden« (S. 492). Vielfach stoßen Versuche einer Resignifizierung und Selbst-Anerkennung auf Widerstände und bleiben prekär. »Während die Privilegierten ihre Aneignungspraxis als eine Form von Mobilität erleben, die neue Welten aufschließt, bleibt den Unterprivilegierten die Gegenrichtung verschlossen« (S. 477 f.). Sie stoßen auf materielle und habituelle Grenzen, wodurch ihnen kontrolliertes »switchen« zwischen verschiedenen Figuren und Milieus versagt bleibt.

Neben einem ungemein interessanten Einblick in ein jugend(sub)kulturelles Figurierungsfeldes in Berlin stellt Eges Kulturanalyse einen Falsifikationsfall für die oft formulierte Entkoppelungsthese von ästhetischer Praxis und sozialer Position dar. Dies wird durch seine idealtypische Unterscheidung zwischen Figurierung durch Habitus (prä-reflexiv) und Stilisierung (intentional und reflexiv) besonders deutlich. Dieses Spannungsverhältnis korreliert mit sozialen Orten, milieuspezifischer Herkunft und Verfügung über Ressourcen und Kapitalien. Es ist verknüpft mit binären Logiken von Oben und Unten, Deutsche und Ausländer oder (post-)proletarischen und (spät-)bürgerlichen Milieus. Ege kann so überzeugend darstellen, dass die Entkoppelungsthese in diesem Feld nicht haltbar ist. Es besteht eine »reale Spannung zwischen Stilisierung und nicht frei verfügbaren Habitus« (S. 486). So vollzieht sich gleichzeitig »kulturelle Heterogenisierung« und »soziale Polarisierung« (S. 488). Als Etikett, das von Außen angewandt wird, übernimmt die Proll-Figur vielfach die Funktion eines »Klassenrassismus« (S. 488) und evoziert »soziale Verachtung« (S. 489).

Die Figurierung als Proll, obwohl sie auch als Ausdruck von »Protest-Männlichkeiten« (S. 482) gelesen werden kann, ist nicht nur Fluchtpunkt im Sinne einer Ermächtigung und Anerkennungsforderung, »sondern vielfach auch Sackgasse« (S. 482). Während sozial Höherste-

hende die Proll-Figur häufig beim (pejorativen) Reden über das soziale Unten verwenden, wird die Figur von oben auch häufig angeeignet und umgedeutet. Die erfolgreiche Umdeutung bleibt zwar immer prekär, doch Akteure mit erheblichen Ressourcen und Kapitalien vermögen sich (im Sinne eines intentionalen Umgangs mit Figurierungen) in unterschiedlichen Kontexten auch entsprechend zu stilisieren. Daher resümiert Ege, dass das gesellschaftliche Netz der Machtverhältnisse zwar erschüttert und die Machtbalancen in Bewegung geraten, aber weder aufgelöst noch gekippt sind. Eges gekonnte Kulturanalyse von Proll-Figuren des sozialen Unten eröffnet somit ein weites Feld für weitere Forschung. Denn mit deren Untersuchung ist der Proll-Figuren-Komplex, zu dem der Autor auch »Figuren von neureichem Glamour (von fehlendem oder »falschen« kulturellen Kapital)« (S. 489) zählt, nicht erschöpft.

Die methodologischen Herausforderungen einer Untersuchung sich vermittelnder Standpunkte, vielfältiger Verschränkungen und Interaktionen zwischen »Erfahrungsebenen unterschiedlicher Akteure, gesellschaftliche[n] Strukturen, Entwicklungstendenzen und Repräsentationsverhältnisse[n]« (S. 26) löst Ege auf überzeugende Weise. Ethnografie und Diskursanalyse gehen, gerade vor dem Hintergrund methodologischer Problematiken einer Untersuchung von Figurierungspraktiken, eine fruchtbare Symbiose ein. Denn hierbei stellt sich stets die Frage, »welche Praktiken unter »Figurierung als X« aufgefasst werden sollten: Nur diejenigen, die die jeweiligen Akteure selbst so klassifizieren [...]? Oder auch diejenigen, die von anderen [...] als indexikalisch klassifiziert und mit (Fremd-)Benennungen versehen werden?« (S. 498) Durch die kulturanalytische Verbindung ethnografischer Ansätze mit kontextualisierenden Fragestellungen überwindet Ege zudem die Grenzen einer ethnografischen Forschung, ohne deren besonderen Stärken über Bord gehen zu lassen.

Tobias Neuburger

Antje Senarclens de Grancy (Hg.): Identität, Politik, Architektur.

Der »Verein für Heimatschutz in Steiermark« (= architektur
+ analyse, Band 4). Berlin: Jovis Verlag 2013, 270 Seiten.

Der ehemalige »Verein für Heimatschutz in Steiermark« nennt sich heute »BauKultur Steiermark« und verfolgt laut aktuellem Statut drei Ziele, nämlich die Förderung qualitätvoller Baukultur, die Würdigung besonderer Bauleistungen und die Vernetzung von an der Baukultur Interessierten. Das Attribut »qualitätvoll« verweist auf eine Konstante der Heimatschutzbewegungen, nämlich auf normativer Ebene das vermeintlich Gute vom Schlechten bzw. das Richtige vom Falschen zu trennen und damit richtungsweisend bewusstseins- und geschmacksbildend zu wirken. Welche Kriterien bestimmen jeweils die Qualität (normativ) und wie haben sich die kulturellen und architektonischen Leitbilder in der über 100-jährigen Geschichte dieses Vereines geändert?

Das ist laut Antje Senarclens de Grancy die Ausgangsfrage des Sammelbandes »Identität, Politik, Architektur«, wobei die Reihenfolge der im Titel verwendeten Begriffe nur auf den ersten Blick zusammenhangslos erscheint. Die Logik dahinter: Die ersten zwei Drittel des Bandes sind vordringlich dem Thema einer Identitätspolitik via Heimatschutz-idee gewidmet und umfassen den Zeitraum von der Gründung des Vereins für Heimatschutz im Jahr 1909 bis etwa 1960. Erst im letzten Teil der Anthologie geht es fast ausschließlich um architektonische und baupolitische Fragen, die die letzten 50 Jahre des Vereins bestimmten. Der damit einhergehende Transformationsprozess ist vielschichtig, aber vor allem in zwei Punkten bemerkenswert. Erstens: Der Diskurs über den Heimatschutz verengt sich auf das Bauen und wird Sache des Wissenschaftszweiges Architektur. Zweitens: Die Rolle einer aktiv durch Beratungen, Vorträge, Ausstellungen oder über Baufibeln und Leitfäden volksbildnerisch agierenden Institution wird aufgegeben und in die einer Prädikatisierungs- und Wettbewerbsinstanz gewandelt. Gegenwärtig vergibt man nur noch Auszeichnungen und verleiht Preise für vorbildliches Bauen, die durch ein ExpertInnengremium zugeteilt werden.

Dieser Rückzug des Vereines aus der Praxis der angewandten Heimat- und Baupflege wurde in den letzten Jahren von einem Prozess der Selbstreflexion und Neuverortung begleitet. Ein internationales, fächerübergreifendes Symposium unter dem Titel: »Transformationen. Vom

»Heimatschutz« zur »Baukultur«, am 30. Oktober 2009 an der TU Graz veranstaltet, und ein Forschungsprojekt, das in den Jahren 2010 bis 2012 in Kooperation mit dem Institut für Architektur, Kunst- und Kulturwissenschaften durchgeführt wurde, sind Ausdruck dieser Aufarbeitung und gleichzeitig eine Grundlage für den 13 Beiträge umfassenden Band, die von HistorikerInnen, Kulturwissenschaftlern, SoziologInnen und Kunsthistorikern verfasst wurden. Mitentscheidend für diese Aufarbeitung war aber auch, dass der Verein seinen Archivbestand 2009 dem Steiermärkischen Landesarchiv übergab und damit einer öffentlichen Bearbeitung zugänglich machte.

Im ersten Beitrag von Bernhard Tschofen zur Frage: »Heimat/Schutz: Bloß eine andere Moderne?« wird die Heimatschutzbewegung in ihren »größeren kulturellen und gesellschaftspolitischen Kontext« gestellt, um das »augenscheinliche Paradox antimoderner Modernität« (S. 18 f.) auszuleuchten. Tschofens zentrale These besagt, dass die lange fehlende politische Einheit der deutschsprachigen Länder und die sich nur schleppend entwickelten politischen Partizipationsmöglichkeiten des Bürgertums den Nährboden für die auf einem normativen Kulturbegriff aufbauende Heimatschutzarbeit bereiteten. Demnach entwickelte die steirische Heimatschutzbewegung ihren besonderen Charakter aus dem Umstand, dass sie, ihrem deutschnational orientierten Grenzmark-Bewusstsein folgend, »Heimat« als einen umfassenden Lebensstil definierte (S. 26). Darin unterschied sie sich von den heimatschützerischen Unternehmungen in vielen anderen Bundesländern, die ihre Schutzarbeit auf die Bau-, Denkmal- und Landschaftspflege reduzierten. Konservative Volkstumspflege und Volksbildungsarbeit in all ihren eigentümlichen Ausprägungen sind hier von Beginn an prominent präsent, ergänzt durch die Förderung des ländlichen Hausgewerbes. Als entscheidend sieht Tschofen aber vor allem die engen Beziehungen des steirischen Heimatschutzvereines mit der Landespolitik an. Dadurch gelang es den Akteuren, ihre Vorstellungen in einem Wechselspiel von Beauftragung und Selbstbeauftragung in Politik und Verwaltung zu integrieren. Etwas überraschend, aber überaus anregend, beendet Tschofen seinen Beitrag mit einem kurzen kritischen Verweis darauf, dass der neu gewählte Vereinsnamen »Baukultur« einen homogenisierenden, weil vereinheitlichenden Beigeschmack aufweist und einen nach wie vor fragwürdig normativen Anspruch erhebt, der an den Diskurs der überkommenen Gut/Schlecht-Bewertungen der Frühzeit der Bewegung anknüpft.

Mit den historischen Daten und gesellschaftlich-politischen Hintergründen der Anfänge des Vereins für Heimatschutz in Steiermark befasst sich Antje Senarclens de Grancy im nächsten Beitrag. Sie unterstreicht die ungemein steile Karriere und hohe Bedeutung des Vereins in seinem Gründungsjahr 1909 bis hin zum Ausbruch des 1. Weltkrieges. Mit dem k. k. Statthalter der Steiermark Manfred Graf Clary und Aldringen an der Spitze entwickelte sich die Heimatschutzbewegung zu einer gesellschaftlich angesehenen Plattform, deren Mitgliederverzeichnis sich wie das »Who is Who« der bürgerlichen und aristokratischen Eliten der Steiermark liest. 1911 übernahm der Thronfolger Erzherzog Franz Ferdinand die Schirmherrschaft über den Verein und 1913 erreichte man den Höchststand mit 903 Mitgliedern. Dem Vereinsziel, »die natürliche und kulturelle Eigenart des Landes zu erhalten und zu pflegen«, folgte man zwar auch in der Steiermark primär in der Frage des Schutzes der gebauten Umwelt, aber in den Flugschriften und Heimatbüchern des Vereines fanden die Volkslieder und -dichtungen, ja selbst die Frage »Was ziehe ich nach dem Krieg an?« Platz.

Werner Suppanz setzt sich mit den Kriegsflugblättern des Vereines, die ab Februar 1915 bis zum Dezember 1919 in 52. Heften mit dem Titel »Heimatgrüße« erscheinen, auseinander. Sie waren an die steirischen Soldaten im Feld gerichtet und sollten mit Nachrichten, Erzählungen, Gedichten, Witzen, weiters mit Zeichnungen von historischen Bauwerken und Bauernhäusern die »Heimatgefühle« stärken und die Stimmung heben. Laut Suppanz dienten sie aber auch dem Chefredakteur der Heimatgrüße Viktor Geramb als Instrument für volkskundliche Forschungen (S. 63). Und sie sollten die potentiellen Kriegsheimkehrer für den Heimatschutz gewinnen. Man wünschte sich Verteidiger des charakteristisch »Steirischen« und versorgte die Leser mit deutschnationalem Gedankengut.

Mit Viktor Geramb stellt Helmut Eberhart eine Persönlichkeit in den Mittelpunkt seines Beitrages, die wie keine zweite den Heimatschutzgedanken in der Zwischenkriegszeit prägte und durch ein ganzes Netzwerk an Aktivitäten »die Gesundung und Homogenisierung der Gesellschaft« (S. 72) herzustellen suchte. Eberhart betont, dass vor allem aus der Verbindung einer »angewandten Volkskunde« als wissenschaftlicher Disziplin mit Volksbildung und Heimatschutz eine Kraft entstand, die als tatsächlich »kulturprägend« für diese Zeit zu bezeichnen ist. Gleichzeitig geht er auf das Dilemma ein, dass die handelnden

Personen sich gegen den »Sturm« der Moderne zu stellen suchten und unweigerlich an den Rand gedrängt wurden, da sie sich zu sehr auf die Bewahrung einer »unrettbar überholten und dennoch als Leitbild konstruierten Volkskultur« versteiften (S. 80).

Auf den offenbar reichhaltigen Fundus des Archives des Heimatschutzvereines im Steirischen Landesarchiv greift Roman Urbaner zurück, um die Heimatschutzagenden vom Beginn der Zwischenkriegszeit an bis 1950 kritisch aufzuarbeiten. Unter dem Titel »Verstrickung, Brüche, Kontinuitäten« beschreibt er die Konsolidierung des Vereines in den wirtschaftlich schwierigen 1920er Jahren ebenso wie sein nochmaliges »Aufblühen« in der ständestaatlichen Ära Mitte der 1930er Jahre, symbolisiert in einer äußerst publikumswirksamen Bundestagung des Heimatpflegerverbandes unter Beteiligung des Bundespräsidenten Wilhelm Miklas. Urbaner spart auch die Umgestaltung durch die nationalsozialistische Machtübernahme nicht aus, die zunächst in den Verlust der Eigenständigkeit und dann in eine regimetreue Neubelebung in Form einer Landesgruppe mündete. Vor allem in den leitenden Positionen gab es zwar viele neue Gesichter, aber im Kern wirkten die personellen Netzwerke und Freundschaften der Vorkriegszeit weiter. Ein Umgestaltungsvorgang, der sich auch nach dem Ende des Weltkrieges fast spiegelgleich abspielte. Viktor Geramb durfte den Verein Anfang 1946 reaktivieren. Wieder wurden die leitenden Personen ausgetauscht, aber in der »zweiten Reihe [...] fanden sich zahlreiche der bereits in der nationalsozialistischen Landesgruppe involvierten Persönlichkeiten« (S. 114). Und mit der Veröffentlichung der »Steirischen Landbaufibel« (1948) vollendete der Nachfolgeverein ein Hauptprojekt der nationalsozialistischen Zeit, ein Vorgang, den Antje Senarclens de Grancy in ihrem zweiten Artikel unter dem Titel »Normative Didaktik – Die steirische Landbaufibel und ihre NS-Vorbilder« detailliert nachzeichnet.

Das kulturelle Klima in der Steiermark nach 1945 beleuchtet Dieter A. Binder unter dem Titel »Die Heimatmacher«. Diese übernahmen nach Binder in der Nachkriegszeit die Rolle der Erziehung der Kinder und Jugendlichen zur steirischen Heimat. Der Erziehungsstil bestand vor allem im Erinnern an bäuerliche und »hammerherrliche« Abstammungen von zu Vorbildern stilisierten Persönlichkeiten wie Peter Rosegger oder Hans Kloepfer, die zusätzlich dem Idealprofil einer deutsch-christlichen Haltung entsprachen.

Mit dem Wiederaufbau des Heimatschutzes befasst sich Monika Stromberger in ihrem kritischen und sehr quellenreichen Beitrag »Heimatschutz Reloaded«. Demnach stand am Neubeginn ein Bekenntnis zu einer unpolitischen Professionalisierung und Selbstpositionierung des Heimatschutzvereines. Stromberger beschreibt diesen Neustart zwar als holprig, weil die Mitgliederakquise schleppend verlief, aber auch als erfolgreich, weil es gelang, dem Verein in der Wiederaufbautätigkeit durch die enge personelle Verbindung mit der Landesbaudirektion eine immens machtvolle Position einzuräumen. Die Autorin beschreibt die Betätigungsfelder als »Kampfgebiete« gegen den vermeintlich »fehlgeleiteten« Geschmack der steirischen Bauernschaft, gegen »verkitschte« Schulbauten, »Ortszerstörer« und würdelose Kriegerdenkmäler.

Die Beteiligung an den zahlreichen Hochhausdebatten in Graz bildete in den 1950er und 1960er Jahren eine weitere Episode der Vereinsgeschichte. In den jahrelang sich hinziehenden Diskussionen nahmen die meisten Vereinsvertreter eine hochhausfeindliche Haltung ein, die auf einem biedermeierlichen Blick aufbaute, wie Ulrich Tragatschnig überzeugend darstellt (S. 188). Die Idylle der grünen, lieblichen Gartenstadt Graz wurde den modernen Plänen einer Großstadtarchitektur entgegengestellt. Und man griff erfolgreich auf das demokratische Mittel einer Anrainerbefragung zurück, um Hochhausbauten im innerstädtischen Bereich zu verhindern.

In zwei einander sehr ähnlichen Beiträgen befassen sich Johannes Ebner und Barbara Colette Zitturi mit den Vereinszielen und Aktivitäten, den schwierigen Neupositionierungen und den Umbenennungsdiskussionen des Vereines von den 1970er Jahren bis in die Gegenwart. Wie sie überzeugend darstellen, war diese Zeit geprägt von einem Nebeneinander verschiedenster Positionen, die »von außen häufig als Profillosigkeit wahrgenommen« wurde (S. 231). Und man erfährt – als ein für die Volkskunde nicht überraschendes Detail –, dass 1976 die Trachten- und Volksliedpflege nebst der Grabpflege aus den Statuten gestrichen wurden. Die Autoren stellen auch dar, wie sich der schrittweise Wandel vom Mitgliederverein zum ExpertInnengremium und von einer intervenierenden Beratungsinstitution zu einem Preisverleihungskomitee abgespielt hat. Den Abschluss bildet ein von Barbara Feller verfasster Artikel über die Entstehung und Bedeutung des Begriffsfeldes »Baukultur«, der etwas aus dem Rahmen des Gesamtbandes herausfällt, weil er eher wie für eine Festschrift pro »Baukultur« formuliert klingt, aber

auch – was ihm positiv anzurechnen ist – über die steirische Regionalisierung hinausführt.

Insgesamt hat mit dieser Veröffentlichung der beabsichtigte Prozess einer wissenschaftlichen und kritischen Reflexion des ehemaligen Heimatschutzvereines in Steiermark einen würdigen (vorläufigen?) Abschluss gefunden. Die hundertjährige Geschichte wurde dabei nicht nur chronologisch detailreich aufgearbeitet und umfassend beleuchtet, sondern auch in ihren zentralen Entwicklungsschritten und Zielen hinterfragt. Die Autorinnen und Autoren haben durch die zahlreichen Quellenangaben viele Hinweise geliefert, die für weitere Untersuchungen in diesem Feld nutzbringend verwendet werden können. So ist nicht nur der Informationsgehalt des Bandes als sehr wertvoll einzustufen, sondern auch seine Transparenz als anregend für Folgeprojekte zu bezeichnen. Und für die Landesgeschichte der Steiermark bildet diese Neuerscheinung sicher einen wertvollen Baustein. Die Frage, wie weit die steirischen Heimatschutzaktivitäten in Einklang mit ähnlichen Organisationen in anderen Bundesländern abliefen, welche Netzwerke, welche Verbindungen es gab, bleibt aber ein Desiderat für künftige Untersuchungen.

Für die Geschichte des Faches Volkskunde bietet sich ebenfalls eine Vielzahl an Anknüpfungspunkten. Vor allem die bisher selten so eindrücklich dargestellte enge Verbindung zwischen Volkskunde und Architektur wird so manchen Leser überraschen. Auch für Forschungen zur Volkskunde als intervenierende, politische Wissenschaft liefert der Band eine Fülle an Hinweisen und Informationsmaterial. Aber auch hier gilt es noch einige Lücken zu füllen, etwa die Frage zum Agieren, zum Rückzug oder Verdrängen des Faches aus der Heimatschutzbewegung in der Nach-Geramb-Zeit.

Johann Verhovek

Akira Iriye, Jürgen Osterhammel (Hg.): Geschichte der Welt 1945 bis heute.

Die globalisierte Welt (= Geschichte der Welt, Band 6).

München: C.H. Beck 2013, 955 Seiten.

Schon im 5. Band (1870–1945) der »Geschichte der Welt« heißt es: »Noch vor zwei oder drei Jahrzehnten hätte eine neuzeitliche Weltgeschichte Europas unbesorgt unter dem Motiv des »europäischen Sonderwegs« daherkommen können. Heute versucht man, diese Frage jenseits europäischer (oder »westlicher«) Selbstgefälligkeit zu studieren und nimmt dem Sonderweggedanken durch Verallgemeinerung und Relativierung seine Schärfe.« (5, 21) Dass in anderen Teilen der Welt vielfach ähnliche Prozesse wie in Europa abliefen, ergibt sich aus diesem globalen Blick. Und erkennbar wird die wechselseitige Beeinflussung nicht nur dieser parallelen Prozesse, sondern auch die aktive Beteiligung aller Milieus am Gesamtprozess, auch denen der »Unterdrückten« und »Subalternen«, und deswegen ist der Begriff auch nicht gut anwendbar: In der Dialektik von Herr und Knecht sind beide miteinander verschweißt. Die Betonung der wechselseitigen Verflechtungen der Kulturprozesse in komplexen Gesellschaften durch die Europäische Ethnologie kann sich dadurch bestätigt sehen. Umgekehrt kann sie für die Geschichte interessant sein, weil sie die Motive der Akteure in den jeweiligen Milieus nachvollziehen hilft.

Vermieden wird, »von einer wie auch immer gearteten einzigen »Triebkraft« der Geschichte auszugehen«: Weder Geographie, Staaten, Gemeinschaften noch Ökonomie werden als allein strukturierende Elemente angesehen (ebenfalls in Band 5, S. 11).

Wegen solcher Bezüge, aber auch wegen der konsequenten Orientierung an Prozessualität wird diese »Geschichte der Welt« mit ihrem fast tausendseitigen 6. Band hier rezensiert. Die Autoren gehen davon aus, dass die Geschichte der vergangenen Jahrzehnte sich nur »im globalen Kontext und nicht im Rahmen eigenständiger National- oder Regionalgeschichten begreifen lässt.« (S. 9)

Es beginnt mit einem Überblick über die internationale Politik nach dem Zweiten Weltkrieg mit dem Ende der Dominanz des europäischen Staatensystems. Bei der globalen wirtschaftlichen Vernetzung wird das Bild von der allmählichen Öffnung der Türen veranschaulicht. Dass mit

der Erfindung des modernen Staates weltweit auch die Vernichtung der Gemeinnutzen (»Commons«) und der gemeindlichen Selbstorganisation verbunden war, wird in der vergleichenden Perspektive immer wieder erkennbar.

In den Blick gerät in einem eigenen Kapitel das Verhältnis zwischen der Erde und ihren Bewohnern: Das Anthropozän ist gekennzeichnet durch Bevölkerungswachstum, beeinflusst durch Makrostrukturen wie reichlich vorhandene Energie – mit allen nur allzu bekannten Folgen, eingeschlossen das Wachstum der Konsumwelten.

Diese werden Thema im Kapitel »Globale Kulturen« von Petra Gödde (Temple University, USA). Der organisierte Einfluss der USA auf die Konsumwelten und die Gegenreaktionen der Sowjetunion werden behandelt. Wichtig ist die »zentrale Rolle des Konsums für die Entstehung einer globalen Kultur«. Aber es gilt auch: Es »transportieren Waren und Kulturprodukte wie Musik und Film keine ihnen innewohnende feste, normative Bedeutung, die eng mit ihrem Herkunftsort verknüpft ist. Der Verzehr eines Hamburgers bei McDonald's hat für einen Taiwaner oder Holländer nicht die gleiche kulturelle Bedeutung wie für einen Amerikaner. Der kulturelle Sinngehalt von Konsumgütern fällt je nach kulturellem Umfeld unterschiedlich aus.« (S. 573). Das ist für viele Ethnologen inzwischen eine Selbstverständlichkeit; neue Akzente für diese Interpretation würden sich ergeben, wenn man dies als »imperiale Lebensweise« (Ulrich Brand in Demirović u.a.: Vielfachkrise im finanzmarktdominierten Kapitalismus. Hamburg 2011) in nur Teilen der Welt akzentuieren würde.

Konsum und Kalter Krieg bzw. Systemkonkurrenz hängen zusammen. »Vor allem Deutschland und Japan wurden nach dem Krieg zu Laboratorien für die amerikanische Version der Konsumentendemokratie« (S. 577) und für den unterstellten Zusammenhang von Prosperität und Demokratie (zur bewussten antikommunistischen Instrumentalisierung von Coca Cola auch durch das Unternehmen s.S. 578). Die »Küchendebatte« zwischen US-Präsident Nixon und Nikita Chruschtschow von 1959 steht symbolhaft dafür und lässt das Dilemma der ressourcenverschlingenden Wachstumsgesellschaft erkennen.

Besonders behandelt werden die Lebenswelt der Frauen, die internationalen Frauenbewegungen (auch in den »Kolonien«), Menschenrechte und Frauenrechte eingeschlossen. Frauen sind Akteure der »Konsumentenrepublik« (S. 605). Hier wird ebenfalls wieder die aktive Rolle jener

deutlich, die sonst nur passiv als Opfer erscheinen: Binärer Schematismus verbietet sich, wie an der Ambivalenz des Schleiers (S. 623) und den Problemen der Mädchenbeschneidung erkennbar wird.

Chancen und Mängel des Projektes sind zu erkennen. Breite Überblicke und damit die Einbeziehung der Anderen sind Vorteile, aber die wenig intensive Kontextualisierung bei nur aufzählender Vorgehensweise ist oft unbefriedigend. Dies hängt wohl auch mit einem eher positivistischen Ansatz zusammen. Mehr »Begriffsarbeit« mit Strukturbegriffen und Einordnung in exemplarische oder/und tentative Meta-Interpretationen hätte man sich gewünscht. Begriffspaare wie Partikularismus/Universalismus, Homogenisierung/Heterogenisierung, Konformität/Dissidenz für gleichzeitige Trends sind nur unzureichender Ersatz für prägnantere begriffliche Durchdringungen. Auch das Internet wird nicht bezüglich seiner umwälzenden kulturellen Wirkung diskutiert. Ähnliches gilt für die Analyse der Freihandelsabkommen, ihre sozialkulturellen Folgen und ihre Verantwortung für das Auseinanderdriften der Welt und der Lebenswelten in Zonen der Ungleichheit. Wie und warum es zum Wiedererstarken des Religiösen kommt, lässt sich mit einer aufzählenden Darstellung wenig begreifen. Die jeglicher Kritik an ihren Grundüberzeugungen enthobenen Offenbarungsreligionen lassen sich vielleicht auch mit den blickdichten und argumentationsresistenten Parallelwelten von politischen, völkischen, marktfundamentalistischen Bestrebungen vergleichen (während der Aufklärungs-/Vernunft-Fundamentalismus wenigstens potentiell argumentationsfähig ist). Warum Einzelstaaten angesichts globaler Netzwerke noch gebraucht werden und sich mit Mythen historischer Kontinuität neu formieren und warum Differenz gerade wegen der Globalisierung und Hybridisierung auf »lokaler Ebene reproduziert« wird, hängt wohl auch nicht nur damit zusammen, dass die »transnationalen Impulse«, wie sie mit Migration, Kultur, Konsum usw. zustande kommen, immer wieder neu verarbeitet werden müssen, sondern auch mit der Ökonomie der Globalisierung. Simultan entstehen transnationale Regionen wie Europa und ein konfliktreicher transnationaler Nationalismus.

Es gibt nach 1945 ein »bis dahin nicht gekanntes Maß an grenzüberschreitenden Interaktionen«. »Länder und Völker in nichtwestlichen Teilen der Welt haben aktiv Geschichte geschrieben und sich nicht einfach nur in eine westlich geprägte Welt eingefügt.« (S. 11) Das Ende des Kalten Krieges war unvermeidlich, weil in die Räume der Nationen

immer mehr transnationale Kräfte eindringen: NGOs, Geschäftsbeziehungen, Umweltfragen, KSZE Schlussakte von 1975, atomare Katastrophen wie Tschernobyl 1986. Rüstung und Militarisierung werden zu wenig behandelt. Dass McNamara (er wird nur einmal in anderem Zusammenhang erwähnt) die exzessive atomare Rüstung später als Sackgasse bezeichnet hat, wird ebenso wenig thematisiert wie die auch für Politiker bewegende Warnung der Wissenschaftlerkonferenz von Erice in Sizilien vor dem »atomaren Winter«.

Das 21. Jahrhundert beginnt angesichts der Terrorakte 2001 mit wenig Zuversicht. Huntington steht gegen Kofi Annan im »Dialog der Kulturen«: Die Vokabel ist nicht auszurotten, obwohl sie zu Essentialisierung verführt und es eigentlich – mit allen Kontingenzen – immer nur unterschiedlich kulturell, religiös, historisch geprägte Individuen sind, die auf (die Art der Kommunikation beeinflussenden) verschiedenen Ebenen miteinander in Kontakt treten. »Allzu simple Vorstellungen vom Konflikt und der Unvereinbarkeit von Kulturen, Religionen oder Ethnien« müssen überwunden werden. »Was man brauchte, war eine Sichtweise, die Welt und Menschheit als divergierend *und* vereint, lokal *und* global zugleich betrachtete.« (Iriye S. 806)

Dieter Kramer

Gilles Reckinger: Lampedusa.

Begegnungen am Rande Europas

Wuppertal: Peter Hammer Verlag 2013, 228 Seiten, zahlreiche Abb.

»Es gibt in der Tat drei parallele Inseln: die der Migration und die der Touristen, und dazwischen leben die Einheimischen« (S. 185). Lampedusa, Italiens südlichste Insel, knapp 140 km vor der tunesischen Küste und auf vielen Italienkarten nicht eingezeichnet, ist der europäischen Öffentlichkeit vor allem aus Medienberichten bekannt. Schlaglichtartig fällt der Blick der Medien auf sie vor allem dann, wenn große humanitäre Katastrophen passieren. Bilder von überfüllten oder sinkenden Booten und hunderten halb verhungerten und verdursteten Schiffbrüchigen haben sich in das kollektive Bewusstsein Europas ein-

gebrannt. Mit diesen medialen Bildern wird Politik gemacht, mit ihnen wird Angst geschürt in Brüssel, Rom, Berlin und Graz.

Innerhalb Italiens ist Lampedusa darüber hinaus als Destination des Massentourismus bekannt: Für die tausenden, mehrheitlich in den Sommermonaten aus Norditalien anreisenden TouristInnen ist die Insel ein Nicht-Ort wie jede andere All-inclusive-Destination mit blauem Himmel und touristischer Infrastruktur. Von diesem Lampedusa berichten Reiseprospekte und Werbebroschüren. Sie zeigen Lampedusas blaue Buchten und weiße Strände und versprechen eine sorgenlose Zeit.

Gilles Reckinger hat seine Ethnographie den BewohnerInnen der Insel, den »Lampedusani«, gewidmet, die ihren Alltag auf dieser Insel bestreiten, die als die ärmste Region Italiens gilt und geographisch wie kulturell südlich des südlichen Endes Südeuropas liegt. Reckingers Anspruch war es dabei, eben jenem kurzfristigen, sensationellen Blick der Medien einen »langsamen«, ethnographischen Blick entgegenzusetzen: einem Blick, der sich Zeit nimmt sich, einzulassen, »Zeit, Dinge auseinander zu nehmen, Zeit, genau hinzusehen« (S. 10). Das Ergebnis ist eine sehr reflexive und lesenswerte Ethnographie, die bewusst auf einen elaboriert-wissenschaftlichen Sprachstil ebenso wie auf Literaturverweise weitgehend verzichtet. Im sehr dichten Einleitungsteil »Annäherungen an eine Insel« verortet der Autor in angenehm unaufgeregter Sprache Lampedusa geographisch, historisch und symbolisch und zeichnet die maßgeblichen Themen des Buches heraus: Die Lampedusani als BewohnerInnen einer strukturschwachen, peripheren Region im Spannungsfeld zwischen geopolitischen Diskursen und migrationsbedingten Wirklichkeiten, mit denen man sich auf die eine oder andere Weise auseinandersetzen muss – sei es durch Empathie, Skepsis, Verdrängung oder Protest. Reckinger beschreibt die Insel dabei als »*terre de migrations* – Migrationsland« (S. 27), bei der sich alles um Bewegung dreht, selbst wenn das Leben auf der Insel stillzustehen scheint. Den Hauptteil des empirielastigen Textes bildet die Dokumentation von Reckingers Besuchen auf der Insel (2008–2011), welche literarisch zwischen Reisebericht und dichter Beschreibung im Geertz'schen Sinne oszilliert. Dabei ist Reckinger ganz Ethnograph und hat einen bemerkenswerten Blick für kulturelle Details und aussagekräftige Feinheiten. In die Sammlung der Begegnungen und Beobachtungen auf Lampedusa werden unvermittelt, Interpretationsvorschläge, Selbstreflexionen, Gedanken und Konnekte auf die Metaebene eingewoben, wobei der Autor auch vor persönlichen

Wertungen und der Schilderung von Gefühlen nicht zurückschreckt. Durch einen reflexiven Zugang ergibt sich ein sehr unmittelbarer und selbstbewusst-subjektiver Eindruck von den Alltagswelten auf der Insel, wobei sich Reckingers Nähe zur Ethnopsychoanalyse und Florence Weiss bemerkbar macht.

Anhand der zahlreichen Gespräche, die der Autor mit LehrerInnen, Fischern, AktivistInnen, Carabinieri, mit AussteigerInnen, alten Damen oder etwa einem Frontex-Sprecher führt, werden die Lesenden mit den unterschiedlichsten Themen, Problemlagen und Diskursen auf der Insel konfrontiert. Es ergibt sich ein vielstimmiges Bild der kulturellen Wirklichkeiten, die in all ihren Widersprüchlichkeiten stets in Zusammenhang mit Lampedusas Lage als abgelegene Randregion zwischen Europa und Afrika gesetzt werden können. So lernt man etwa Silvio kennen (S. 127–129), Feuerwehrmann und Hotelbesitzer, der den Diskurs bestärkt, die »Illegalen« würden den Tourismus ruinieren – wobei sich dieses Gerücht nicht nur nicht nachweisen lässt, sondern ganz im Gegenteil zur Folge hat, dass er in der dürftigen Winterzeit Einnahmen durch das auf der Insel stationierte Polizeiaufgebot zu verzeichnen hat und somit eigentlich Nutznießer dieser Entwicklungen ist. In einem Fastfood-Restaurant trifft man die aus dem Kongo stammende Gynäkologin Jeanne (S. 162–166), der die Konfrontation mit der sexuellen Gewalt schwer zu schaffen macht, die den meisten Migrantinnen widerfährt und die Europa dafür pauschal verantwortlich macht – obwohl sie mittlerweile selbst den Habitus einer Europäerin angenommen hat. Bei dem verarmten Tomaso (S. 49 f.) wiederum, Ein-Mann-Taxiunternehmer und Lega-Nord-Anhänger, äußert sich seine existenzielle Verunsicherung paradoxer Weise in einer Idealisierung jener Politik, die für seine Lage mitverantwortlich ist. Diese Widersprüche und Ambivalenzen interessieren Reckinger und hierin liegen auch die Stärken seiner Beobachtung und Interpretation.

Die strukturellen Probleme einer vernachlässigten Randregion ziehen sich dabei wie ein roter Faden durch die Erzählungen der Menschen. Zu nennen sind hohe Arbeitslosigkeit und Korruption; eine prekäre gesundheitliche Versorgung und Infrastruktur; ein schlechtes höheres Bildungsangebot verbunden mit dem Phänomen der Abwanderung von jungen Menschen; die Abhängigkeit von externer Versorgung; die Überfischung der Meere und damit verbunden eine Alternativenlosigkeit zum Tourismus, der die Insel in einen seltsamen zyklischen Rhythmus zwi-

schen Sommer und Winter drängt. Reckinger schildert Langeweile und Lethargie im Winter, wo die Mehrheit der Lampedusani keine Arbeit hat – »Warten ist eine zentrale Aktivität in Lampedusa« (S. 41) –, und eine überfordernde Hektik im Sommer, denn in dieser Jahreszeit müssen viele ihr Jahreseinkommen erwirtschaften.

Erwähnenswert ist auch die filmreife Schilderung eines Audienz-Szenarios mit dem bonzenartigen Bürgermeister Bernardino De Rubeis (S. 172–176), der den Ethnologen seine symbolische Macht spüren lässt. Besonders hier hält sich Reckinger mit Werturteilen nicht zurück – »Die Person ist so unsympathisch wie seine Erscheinung« (S. 175) –, findet aber treffende Metaphern, wodurch seine Beschreibungen nachvollziehbar werden und der Text zu einer sehr lebendigen, dichten Beschreibung wird – wenngleich auch mit dem leichten Beigeschmack einer Abrechnung.

Auch mit Flüchtlingen spricht Reckinger, wobei dies bezeichnenderweise erst sehr spät im Buch passiert (S. 193). Die paradoxe Unsichtbarkeit der Migration auf der Insel ist nämlich eine der spannendsten Leitthemen des Buches. Lampedusa gilt, wie Reckinger eine Stimme aus Stephano Libertis »A Sud di Lampedusa« zitiert, als »die einzige Gemeinde Italiens, in der es keine Ausländer gibt«. Denn die MigrantInnen bleiben nicht hier, für sie ist die Insel nur ein Übergangsort, ähnlich dem oft »Lampa« genannten Boot. Ein interessanter Moment ist jener, als – ausgelöst durch den arabischen Frühling – derart viele Flüchtlinge auf der Insel landen, dass die Türen der ansonsten abgeriegelten Flüchtlingslager geöffnet werden. Anschaulich schildert Reckinger, wie unsicher sich die jungen und für ihn überraschend gut gepflegten und »normalen« Männer, verfolgt von einer außerordentlichen medialen Präsenz, über die Insel bewegen und wie die lampedusanische Gesellschaft teils skeptisch, teils solidarisch auf sie reagiert.

Das zweieinhalbseitige Resümee (»Eine Gesellschaft unter dem Brennglas«) kommt nach fast 200 Seiten Empirie sicherlich etwas zu kurz, und zentrale Argumentationslinien, wie etwa die Ambivalenz zwischen Bewegung und Stillstand, werden so nicht mehr aufgegriffen. Bei aller Bekenntnis, auch ein fachfremdes Publikum anzusprechen, ist es dennoch schade, dass den Lesenden nicht einmal ein Verzeichnis mit weiterführender Literatur zur Verfügung gestellt wird.

Das Bild, das der Autor von den Lampedusani zusammenfassend zeichnet, ist ein positives, in dem er die Hilfsbereitschaft und Solidarität,

die die Inselbewohner den Migranten entgegenbringen, in den Vordergrund rückt: »Ihre wenigen Ressourcen teilen die *lampedusani* [sic] bereitwillig mit denen, die noch weniger haben« (S. 225). Dabei verkürzt das Resümee die im Buch herausgearbeiteten ambivalenten Einstellungen der InselbewohnerInnen den Flüchtlingen gegenüber, die ja ebenfalls den migrationsfeindlichen Diskursen ausgesetzt sind und diese mitunter reproduzieren; einige agieren mehr oder weniger offen rassistisch, etwa in Form eines Cafébesitzers, der den Migranten aus »hygienischen« Bedenken nur aus Wegwerfbechern zu trinken gibt.

Trotz seiner leichten literarischen Form bleibt das Buch nicht an der Oberfläche und vermittelt ein fundiertes, eben vielstimmiges Bild der Insel und wird somit Reckingers eigenem Anspruch gerecht, »ein möglichst breites Gespür (noch vor dem Verständnis) für die Komplexität, Vielschichtigkeit und Widersprüchlichkeit unserer Gesellschaft« (S. 10) zu ermöglichen. Auf dieser Basis scheut sich der Autor auch nicht, die europäische Abschottungspolitik zu kritisieren und als Ideologie zu entlarven. Als strukturschwache Region am Rande Europas wurde das symbolisch aufgeladene Lampedusa allzu oft zum Spielball geopolitischer Interessen. Umso wichtiger ist es, dass KulturanthropologInnen argumentatives Unterfutter liefern und sich trauen, politisch Stellung zu nehmen – gerade bei derart brisanten Themen wie der europäischen Migrationspolitik.

Robin Klengel

Neuerscheinung

Brigitta Schmidt-Lauber (Hg.):
Sommer_frische. Orte – Praktiken – Bilder



Wenn der Sommer Einzug hält, verändert sich das gesellschaftliche Leben: Ausgehend von der *Sommerfrische* als bürgerlichem Landaufenthalt betrachten 19 Kulturwissenschaftlerinnen und Kulturwissenschaftler sommerliche Lebenswelten in Gegenwart und Vergangenheit. Sie vergegenwärtigen den Lesenden jenen besonderen Zustand und Rhythmus des Sommerlebens, der von Spannungsmomenten zwischen Arbeit/ Freizeit, Stadt/Land und Alltag/Gegenwelt geprägt ist. Das Resultat ist eine Auffächerung verschiedener Bedeutungsdimensionen von Sommer_frische sowie unterschiedlicher Routinen der Sommergestaltung, die vom Gänsehäufel bis ins Salzkammergut führen und von multilokalen Alltagen, der Hochsaison in der Gastronomie oder dem Arbeitstag auf der Alm erzählen.

Wien: Verlag des Instituts für Europäische Ethnologie 2014
408 Seiten, s/w. und Farabbildungen
ISBN 978-3-902029-22-5
(= Veröffentlichungen des Instituts für Europäische Ethnologie, Band 37)
€ 25,70 (exkl. Versand) / Direktverkauf
u. Kommission: € 18,-

Bestellungen

Institut für Europäische Ethnologie
Hanuschgasse 3, 1010 Wien
Tel: 43 1 4277-41801
Fax +43 1 4277-9418
office@volkskundemuseum.at
<http://euroethnologie.univie.ac.at>

Eingelangte Literatur

- Alber, Erdmute: Soziale Elternschaft im Wandel. Kindspflegschaft, Verwandtschaft und Zugehörigkeit in Westafrika. – 1. Aufl. – Berlin: Reimer, Dietrich, 2013. – 340 S.
- Alpenglühnen und Dattelpalmen: die Hallersche Papierkrippe aus Tirol / [Katalog Redaktion: Christoph Kürzeder ...; Grafische Gestaltung: Martina Baldauf ...]. – 1. Aufl. – Freising: Diözesanmuseum Freising, 2013. – 175 S. + 1 Faltbl.
- Althuber, Alexander u.a. [Red.]: Forschung in den nördlichen Kalkalpen. – Haus i. E: ANISA – Verein für Alpine Forschung, 2014. – 144 S. – (Forschungsberichte der ANISA; 5). – Zsfassungen in dt. und engl. Sprache. – Literaturangaben
- Angerer, Birgit u.a. [Hrsg.]: Gutes Wetter – schlechtes Wetter. Deses Buch erscheint zur gleichnamigen Ausstellung, die in folgenden Museen zu sehen sein wird: Fränkisches Freilandmuseum Bad Windsheim (Mittelfranken), Freilichtmuseum Finsterau (Niederbayern), Fränkisches Freilandmuseum Fladungen (Unterfranken), u.a. – Finsterau: Zweckverband Niederbayerische Freilandmuseen, 2013. – 254 S. – (Schriften süd-deutscher Freilichtmuseen; 5)
- Antoietti, Thomas [Hrsg.]: Nahe Ferne. Ein Jahrhundert Ethnologie im Wallis. Begleitpublikation zur gleichnamigen Ausstellung 2013/14 im Ausstellungszentrum Ancien Pénitencier in Sitten. – Baden: Verl. für Kultur und Geschichte, 2013. – 223 S. – (Reihe des Geschichtsmuseums Wallis; 12)
- Arbeitskreis Bild Druck Papier: Tagungsband Berlin 2012. Hrsg. von Konrad Vanja u.a. – Münster [u.a.]: Waxmann, 2013. – 232 S. – (Arbeitskreis Bild Druck Papier; 17) – Literaturangaben
- Bober-Tubaj, Anna u.a. [Hrsg.]: Katalog Wystawy: Bolesławiecka Ceramika na Drodze do Nowoczesności. Wybrane Aspekty Działalności Zawodowej Szkoły Ceramicznej w Latrach 1897–1945, Muzeum Ceramiki w Bolesławcu 18.05.2013–30.06.2013; Schlesisches Museum zu Görlitz 13.07.2013–31.10.2013 = Bunzlauer Keramik auf dem Weg zur Moderne. Ausgewählte Aspekte der Tätigkeit der Bunzlauer Keramischen Fachschule in den Jahren 1897–1945. – Jelenia Góra: Moniatowicz-Foto-Studio, 2013. – 351 S. – Text dt. und poln.
- Bozsa, Isabella: Eugen Mattiat (1901–1976). Vom »Deutschen Christen« zum Volkskundeforschungsdirektor und wieder zurück ins Pastorat. Fallstudie einer Karriere im Nationalsozialismus. – Göttingen: Schmerse Media, 2014. – 167 S. – (Göttinger kulturwissenschaftliche Studien; 10) – Zugl.: Göttingen, Univ., Masterarbeit, 2011
- Caduff Anrig, Nadia und Violanta Spina Bonifazi: Die Fototeca dal Dicziunari Rumantsch Grischun. Von der Archivschachtel zur digitalen Fototeca. – Bern: Schweizerische Akademie der Geistes- und Sozialwissenschaften, 2013. – 80 S. – (Sprachen und Kulturen; 6)
- Die Habsburgermonarchie 1848–1918. 11. Band: Die Habsburgermonarchie und der Erste Weltkrieg. Teilbd. 2: Weltkriegsstatistik Österreich-Ungarn 1914–1918. Bevölkerungsbewegung, Kriegstote, Kriegswirtschaft. Bearb. von Helmut Rumppler und Anatol Schmied-Kowarzik. – Wien: Verl. der Österr. Akad. der Wiss., 2014. – 425 S. – Literaturverz. S. 421–424
- Douglas, Norman: Selected correspondence. Band 6: Dear Sir (or Madam). Letters of

- Norman Douglas to Bryher and two letters from Bryher to Douglas. With annotations, elucidations and commentary by Michael Allan. – Graz; Feldkirch: Neugebauer, 2013. – IX, 526 S. – (Schriften der Vorarlberger Landesbibliothek; 18,6) (Schriften des Vorarlberger Landesmuseums: Sonderband) – Literaturangaben
- Eberhart, Helmut, Karl Berger u. Regina Wilding [Hrsg.]: Volkskunde aus der Mitte. Festschrift für Olaf Bockhorn zum siebzigsten Geburtstag. – Wien: Verein für Volkskunde, 2013. – 299 S. – (Sonderschriften des Vereins für Volkskunde in Wien; 6) – Bibliogr. O. Bockhorn S. 285–299. – Literaturangaben. – (Inhalt: Franz Grieshofer, Volkskunde aus der Mitte. Zum siebzigsten Geburtstag von Univ. Prof. Dr. Olaf Bockhorn. 13–24; Ursula Brustmann, Schmoll Revisited. Eine Kultur-Geschichte transponiert von Wien nach New York. 27–35; Konrad Köstlin, Essen als Lifestyle-Inventar und die Bekennergesellschaft: Fundamentalismus? 37–45; Nikola Langreiter, Zur Geschichte des Lustenauer Entbindungsheims. Interessen – Konflikte – Argumente. 47–68; Gertraud Liesenfeld, »Vogelbisgotten«, »Chlorkali zum gurgeln«, »Soda und Waschl« ... eine archivalische Spurensuche. 69–81; Martin Scharfe, Die Welt wird lauter mit jedem Tag. Lärm – eine vernachlässigte Dimension in Kultur und Kulturwissenschaft. 83–103; James R. Dow, Ethnographisches in den sprachwissenschaftlichen Erhebungen Bruno Schweizers. 107–116; Ulrike Kammerhofer-Aggermann, »Stoff der Träume« und Alpträume. Neue Akten zum Salzburger Trachtenverbot 1938–1940. 117–137; Herbert Nikitsch, Stadiongasse 9. Vom »Eichendorff-Haus«, der »Deutschen Bildung« und der »Deutschen Gemeinschaft für alkoholfreie Kultur«. 139–157; Burkhard Pöttler, Soziotop und Wissensproduktion. Zur frühen Phase der österreichischen Hausforschung im Rahmen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien. 159–171; Hermann Steininger und Hermann Zucker, Volkskultur und Volkskunde im Verwaltungsbezirk Hollabrunn, NÖ. Ein wissenschaftsgeschichtlicher Beitrag mit Beispielen von den Dreißigerjahren des 19. Jahrhunderts bis in die Zeit knapp nach dem 1. Weltkrieg. 173–197; Andrea Euler, In Linz beginnt's ... Die »Linzer Krippe« von Maximilian Kosmata. 201–214; Herlinde Menardi, Frauen in der Fasnacht. 215–228; Roswitha Orač-Stipperger, Silvester: ein bewegliches Fest? Übergangsriten und was daraus werden kann. 229–243; Sepp Gmasz, Der Saliterhof in Neusiedl am See. Eine Industriearbeitersiedlung aus dem frühen 18. Jahrhundert? 247–260; Wolfgang Gürtler: Zur Geschichte des Wagnerhandwerks im heutigen Burgenland vom 17. bis ins 19. Jahrhundert. 261–269; Elisabeth Bockhorn, Betreute Dissertationen und Diplomarbeiten (1986–2012) und Schriftenverzeichnis Olaf Bockhorn. 273–299)
- Fischer Norbert u. Ortwin Pelc [Hrsg.]: Flüsse in Norddeutschland. Zu ihrer Geschichte vom Mittelalter bis in die Gegenwart. – Neumünster: Wachholtz, 2013. – 528 S. – (Studien zur Wirtschafts- und Sozialgeschichte Schleswig-Holsteins; 50) (Schriftenreihe des Landschaftsverbandes der Ehemaligen Herzogtümer Bremen und Verden e.V.; 41)
- Fischer, Kathrin und Margarethe Jochimsen [Hrsg.]: Kastenbilder zum Gedenken an Hochzeit und Tod. Faszination eines alten Brauchs. Sammlung Margarethe Jochimsen. – Münster [u.a.]: Waxmann, 2013. – 260 S. – Literaturangaben
- Fritz, Peter [Red.]: Jubel & Elend. Leben mit dem Großen Krieg 1914–1918. Katalog der Ausstellung in der Schallaburg vom 29. März bis 9. November 2014. – 1. Aufl. –

- Schallaburg: Schallaburg Kulturbetriebsges., 2014. – 403 S.
- Grießmair, Hans: Bewahrte Volkskultur. Führer durch das Südtiroler Landesmuseum für Volkskunde in Dietenheim. Hrsg.: Südtiroler Landesmuseum für Volkskunde. – 2., bearb. und erw. Aufl. – Dietenheim (Bruneck): Südtiroler Landesmuseum für Volkskunde, 2013. – 374 S.
- Hauch, Gabriella: Frauen.Leben.Linz. Eine Frauen- und Geschlechtergeschichte im 19. und 20. Jahrhundert. – Linz: Archiv der Stadt Linz, 2013. – 800 S. – (Historisches Jahrbuch der Stadt Linz; 2013) – Literaturverz. S. 693–764
- Hessenberger, Edith: Auf der Geißenhut. – Schruns: Heimatschutzverein Montafon [u.a.], 2013. – [18] Bl. – (Historische Kinderlebenswelten; 1)
- Hirvi, Laura: Identities in practice. A Trans-Atlantic ethnography of Sikh immigrants in Finland and in California. – Helsinki: Finnish Literature Soc., 2013. – 185 S. – (Studia Fennica: Ethnologica; 15) – Literaturverz. S. 172–180
- Hoffmann, Ingrid-Sibyller u.a. [Red.]: Jenseits der Ansichtskarte – die Alpen in der Fotografie. Diese Publikation erscheint anlässlich der gleichnamigen Ausstellung in der Galerie Stihl Waiblingen, 12. Oktober 2013 bis 6. Januar 2014 und im Vorarlberg Museum, Bregenz, 8. Februar bis 25. Mai 2014. Mit Beitr. von Mathias Arnold u.a. – München: Hirmer, 2013. – 142 S. – (Schriften / Vorarlberg-Museum; 4)
- Hofmann, Jochen u. Christian Wolkersdorfer: Der historische Bergbau im Montafon. – Schruns: Heimatschutzverein Montafon, 2013. – 150 S. – (Montafoner Schriftenreihe; 24) – Literaturverz. S. 123–136
- Hoins, Katharina, Thomas Kühn u. Johannes Müske [Hrsg.]: Schnittstellen. Die Gegenwart des Abwesenden. – 1. Aufl. – Berlin: Reimer, 2014. – 280 S. – (Schriftenreihe der Isa Lohmann-Siems Stiftung; 7)
- Hottenroth, Hans-Hagen: Zwei Scheibbs in New York. – Scheibbs: Museumsverein Scheibbs, 2013. – 63 S.
- Jahrbuch der Steirischen Volkskultur 2013. – Graz: Volkskultur Steiermark, 2014. 495 S. Zahlr. III.
- Jeggle, Utz: Das Fremde im Eigenen. Beiträge zur Anthropologie des Alltags. Hrsg. von Bernhard Tschofen. Mit Beitr. von Katharina Eisch-Angus. – Tübingen: Tübinger Vereinigung für Volkskunde, 2014. – 348 S. – (Untersuchungen des Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen; 115). – Literaturangaben
- Kasper, Michael [Hrsg.]: Silvretta historica. Zeitreise durch die Silvretta. – Schruns: Marktgemeinde Schruns, 2013. – 256 S. – (Sonderband zur Montafoner Schriftenreihe; 20) – Literaturverz. S. 244–245
- Klein, Almuth und Anna Pawlik: Köpfe, Masken, Charaktere. 77 ½ Bildnisse. – Nürnberg: Verl. des Germanischen Nationalmuseums, 2014. – 126 S. – (Kulturgeschichtliche Spaziergänge im Germanischen Nationalmuseum; 14) (Jahresgabe für die Mitglieder und Förderer des Germanischen Nationalmuseums; 2013)
- Kłodnicki, Zygmunt u.a.: Tradiční agrární kultura v kontextu společenského vývoje střední Evropy a Balkánu. – Brno: Masarykova Univerzita [u.a.], 2012. – 252 S. – (Etnologické studie; 12). – Engl. Zussf. S. 249–252
- Küster, Bernd [Hrsg.]: Linnen und Seide. Traditionen der Textilverarbeitung in Hessen und in der türkischen Region Bursa. Diese Buch erscheint anlässlich der gleichnamigen Sonderausstellung im Westpavillon der Orangerie, 30. November 2012 bis

3. März 2013 = Ipek ve keten. – Petersberg: Imhof, 2013. – 92 S. – (Kataloge der Museumslandschaft Hessen Kassel; 51) – Text dt. und türk. – Literaturverz. S. 90
- Lackner, Franz [Hrsg.]: Pinzgauer Volkslieder gesammelt von Franz Lackner (1814–1890). Hrsg. vom Salzburger Volksliedwerk in Zusammenarbeit mit d. Salzburg Museum. [Konzeption: Wolfgang Dreier, Roswitha Meikl und Josef Radauer. Notentranskription u. -satz: Josef Radauer. Text-Transkription: Christiane Egger. Red.: Wolfgang Dreier]. – Salzburg: Salzburger VolksLiedWerk, 2014. – (Volkslied und Volksmusik im Lande Salzburg; 58)
- Band 1: Erste kommentierte und bearbeitete Ausgabe im vierstimmigen Satz mit einem Beitr. von Wolfgang Dreier. – 319 S. – Quellen- u. Literaturverz. S. 310–317
- Band 2. Faksimile der Noten und Worterklärungen. – [90] S.
- Laub, Peter [Red.]: Das Salzburger Glockenspiel in der Neuen Residenz. – Salzburg: Salzburg-Museum, 2013. – 239 S. + CD-ROM. – (Jahresschrift des Salzburg-Museum; 55)
- Lehnert, Gertrud: Mode. Theorie, Geschichte und Ästhetik einer kulturellen Praxis. – Bielefeld: Transcript-Verl., 2013. – 193 S. – (Fashion studies). – Literaturverz. Linksammlung S. [171]–193
- Lethen, Helmut: Der Schatten des Fotografen. Bilder und ihre Wirklichkeit. – 1. Aufl. – Berlin: Rowohlt, 2014. – 264 S. – Literaturverz. S. 257–265
- Licht und Schatten. Vierte Internationale Bludescher Mund-Art-Literatur-Werkstatt, 21.–23. Oktober 2011. Hrsg.: Rheticus-Gesellschaft und Internationale Bludescher Mund Art Literatur Werkstatt. Projektleitung und Organisation: Anni Mathes. – Feldkirch: Rheticus-Ges., 2013. – 188 S. – (Schriftenreihe der Rheticus-Gesellschaft; 59). – Literaturangaben
- Magnus, Naama G.: Auf verwehten Spuren. Das jüdische Erbe im Burgenland. 1. Band: Nord- und Mittelburgenland. – Wien: Verein zur Erhaltung und kulturellen Nutzung der Synagoge Kobersdorf, 2013. – 256 S. – Literaturverz. S. 240–246
- May, Herbert und Markus Rodenberg [Hrsg.]: Der Reichswald. Holz für Nürnberg und seine Dörfer. Ein Projekt des Fränkischen Freilandmuseums des Bezirks Mittelfranken in Bad Windsheim. Anlässlich der gleichnamigen Ausstellung im Fränkischen Freilandmuseum des Bezirks Mittelfranken in Bad Windsheim vom 30. März 2013 bis zum 11. August 2013. – Bad Windsheim: Verl. Fränkisches Freilandmuseum, 2013. – 217 S. – (Schriften und Kataloge des Fränkischen Freilandmuseums in Bad Windsheim; 66) (Schriftenreihe der Altnürnberger Landschaft; 52) – Literaturangaben
- May, Herbert: Grundzüge des bäuerlichen Hausbaus um Nürnberg vom 16. Jahrhundert bis zum Ende des 18. Jahrhunderts. – Bad Windsheim: Verl. Fränkisches Freilandmuseum, 2013. – 397 S. – (Schriften und Kataloge des Fränkischen Freilandmuseums Bad Windsheim; 69) (Quellen und Materialien zur Hausforschung in Bayern; 17) – Zugl.: Berlin, Techn. Univ., Diss., 2011
- Meusburger, Wilhelm: John Sholto Douglass, 1838–1874, 175. Geburtstag. Eine Ausstellung in der Villa Falkenhorst, Thüringen (Vorarlbarg) vom 28. Nov. 2013 bis 2. März 2014. – Thüringen, 2013. – 52 S. Bibliogr. J. S. Douglass S. 35. – Literaturverz. S. 36–42.
- Mohn, Martin [Red.]: Windstärken. Sonderausstellung im Deutschen Technikmuseum, Oktober 2011 bis Februar 2013. Das Magazin zur Sonderausstellung im Deutschen

- Technikmuseum. – Berlin: Stiftung Dt. Technikmuseum, 2012. – 135 S.
- Moritz Marina: Alles Tracht? Ländliche Kleidung im 19. und beginnenden 20. Jahrhundert. – Erfurt: Museum für Thüringer Volkskunde, 2013. – 39 S. – (Schriften des Museums für Thüringer Volkskunde Erfurt; 36) (Ausstellungen & Sammlungen) – Literaturverz. S. [40–41]
- Mückler, Hermann, Gabriele Weichart u. Friedrich Edelmayer [Hrsg.]: Australien. 18. bis 21. Jahrhundert. Geschichte und Gesellschaft. – Wien: Promedia-Verl., 2013. – 280 S. – (Edition Weltregionen; 22) – Literaturangaben
- Müller, Juliane: Migration, Geschlecht und Fußball zwischen Bolivien und Spanien. Netzwerke – Räume – Körper. – Berlin: Reimer, Dietrich, 2013. – 224 S.
- Orač-Stipberger, Roswitha [Red.]: Gewandgeschichten. Gesammelt – erforscht – ausgestellt. Texte von Eva Kreissl u.a. unter Verwendung der Dauerausstellungstexte aus dem Jahr 2003. – Graz: Universalmuseum Joanneum, 2013. – 111 S.
- Pfoser, Alfred und Andreas Weigl [Hrsg.]: Im Epizentrum des Zusammenbruchs. Wien im Ersten Weltkrieg. – Wien: Metroverl., 2013. – 692 S. – (Eine Veröffentlichung des Wiener Stadt- und Landesarchivs) – Literaturangaben
- Pfundner, Michaela und Margot Werner [Hrsg.]: Kinder, wie die Zeit vergeht! Kleine Prinzen und große Mädchen in historischen Fotografien. Diese Publikation erscheint anlässlich der gleichnamigen Ausstellung im Prunksaal der Österreichischen Nationalbibliothek vom 22.11.2013–23.2.2014. – St. Pölten; Salzburg; Wien: Residenz-Verl., 2013. – 207 S.
- Pichler, Meinrad: Aus dem Montafon an den Mississippi. Amerika-AuswandererInnen aus dem Montafon. – Schruns: Marktgemeinde Schruns, 2013. – 112 S. – (Sonderband zur Montafoner Schriftenreihe; 19) – Literaturverz. S. 83–84
- Prickler, Harald: Eisenstädter bildende Künstler und Handwerker der Barockzeit. Biographische Daten und Werke. – Eisenstadt: Amt der Burgenländischen Landesregierung, Abt. 7 – Kultur, Wiss. und Archiv, Hauptreferat Landesarchiv und Landesbibliothek, 2013. – 288 S. – (Burgenländische Forschungen; 105)
- Rapp, Christian [Hrsg.]: Österreichische Riviera. Wien entdeckt das Meer. Ausstellung im Wien Museum Karlsplatz, 14. November 2013 bis 30. März 2014. – [Wien]: Czernin, 2013. – 303 S. – (Sonderausstellung des Wien-Museums; 393) – Literaturangaben
- Reichel, Michaela: Herrlichkeiten. Das Magazin zur Ausstellung. Diese Publikation erscheint anlässlich der Ausstellung »Herrlichkeiten – Textile Kirchenschätze aus St. Gallen« vom 9. März bis zum 30. Dezember 2012. – St. Gallen, 2012. – 34 S.
- Rudigier, Andreas und Gerhard Grabher [Hrsg.]: Buchstäblich Vorarlberg. Diese Publikation erscheint anlässlich der Eröffnung der Ausstellung »buchstäblich vorarlberg« am 21. Juni 2013 im vorarlberg museum, Bregenz. Mit Beitr. von Theresia Anwander u.a., sowie literarischen Texten von Max Lang. – 1. Aufl. – Hohenems; Wien [u.a.]: Bucher, 2013. – 345 S. – (Schriften / vorarlberg museum; 2) – Literaturangaben
- Rydving, Håkan: Words and varieties. Lexical variation in Saami. – Helsinki: Société Finno-Ougrienne, 2013. – 218 S. – (Suomalais-Ugrilaisen Seuran toimituksia; 269) – Literaturverz. S. [195] – 212
- Schäfer, Marika: »Unsers Herren Barmherzigkeit«. Hans Multscher und der Kasseler Schmerzensmann. – Berlin; München: Dt. Kunstverl. [u.a.], 2011. –

- 107 S. – (Wissenschaftliche Reihe / Museumslandschaft Hessen <Kassel>; 1) – Literaturverz. S. 100–106
- Scheer, Monique [Hrsg.]: Bindestrich-Deutsche? Mehrfachzugehörigkeit und Beheimatungspraktiken im Alltag. – 1. Aufl. – Tübingen: Tübinger Vereinig. f. Volkskunde, 2014. – 338 S. – Literaturverz. S. 317–338
- Schwering, Burkhard, Martin Lersch, Helge Drafz [Hrsg.]: Die Wallfahrt nach Kevlaar von Heinrich Heine. Begleitpublikation zur Ausstellung »Dynamische Momente – Martin Lersch«, 19. Februar–10. April 2011. – Kevelaer: Niederrheinisches Museum, 2011. – [ca. 35] Bl. – (Schriften des Niederrheinischen Museums für Volkskunde und Kulturgeschichte, Kevelaer; 7)
- Siebenmorgen, Harald [Hrsg.]: Blick nach Westen. Keramik in Baden und im Elsass. 45. Internationales Symposium Keramikforschung, Badisches Landesmuseum Karlsruhe 24.–28.9.2012. – Karlsruhe: Badisches Landesmuseum, 2013. – 360 S.
- Stejskal, Aleš u.a. [Hrsg.]: Ryby a lidé. Rožmberkové a rybníkářství na jihu Čech a ve Waldviertlu = Fische und Menschen. Die Rosenberger und die Teichwirtschaft in Südböhmen und im Waldviertel. – České Budějovice: Jihočeské Muzeum, 2012. – 256 S. – Text dt. und tschech.
- Tarkka, Lotte: Songs of the border people. Genre, reflexivity, and performance in Karelian oral poetry. – Helsinki: Suomalainen Tiedekatemia, 2013. – 631 S. – (FF communications; 305 = vol. 152) – Literaturverz. S. 583–609
- Textile Architektur. Sonderausstellung im TIM. Begleitheft zur Ausstellung Textile Architektur vom 20.04.2013–06.10.2013 im Staatlichen Textil- und Industriemuseum Augsburg. – Augsburg, 2013. – 33 S.
- Toth, Gisela: Strudl & Sterz. Waldviertler Schmankerl. Nach Rezepten von Gisela Toth & Gschichtln von Isolde Kerndl. – Atzenbrugg: Kultur.Region.Niederösterreich GmbH, 2013. – 164 S.
- Urbanity. The discreet symptoms of privatization and the loss of urbanity. Hrsg. von content.associates. – Wien: content.associates, 2013. – 135 S. – Text dt. und engl. – Literaturangaben
- Valter, Claudia: Kunstwerke im Kleinformat. Deutsche Exlibris vom Ende des 15. bis 18. Jahrhunderts. Der Band erscheint zur Ausstellung »Kunstwerke im Kleinformat« 27. Februar 2014 bis 25. Januar 2015 im Germanischen Nationalmuseum. – Nürnberg: Verl. des Germanischen Nationalmuseums, 2014. – 95 S. – (Kulturgeschichtliche Spaziergänge im Germanischen Nationalmuseum; 15) – Literaturverz. S. 88–93
- Weese, Michael und Elke Ferderbar [Red.]: Feuer, Erde, Wasser, Luft. Das Burgenland im Spiel der Elemente. Katalog zur Ausstellung. – Eisenstadt: Amt der Burgenländischen Landesregierung, Abt. 7 – Landesmuseum Burgenland, 2013. – 118 S. – (Katalog Landesmuseum Burgenland; N.F., 44)
- Werner, Richard: Natur und Umwelt. – Feldkirch: Rheticus-Ges., 2013. – 109 S. – (Schriftenreihe der Rheticus-Gesellschaft; 60) – Literaturangaben
- Ziehe, Irene [Hrsg.]: I'm not afraid of anything. Porträts junger Europäer. Fotogr. von Edgar Zippel. – Heidelberg: Kehrer, 2013. – 181 S. – (Schriftenreihe des Museums Europäischer Kulturen; 13) – Text dt. und engl.
- Zwenger, Klaus: Yoroppa bunka to karamatsu = The larch in European culture. – Karuizawa: Wakita Museum of Art, 2013. – 187 S.

Neuerscheinung

**Kathrin Pallestrang (Hg.): Stick- und Knüpfmuster
ruthenischer Flüchtlinge im Ersten Weltkrieg.**

Aus der Sammlung des Volkskundemuseums Wien.

Katalog zur Ausstellung »Arbeiten ruthenischer Flüchtlinge im
Ersten Weltkrieg: Stick- und Knüpfmusterstücke« im Österreichischen
Museum für Volkskunde, 30. April bis 2. November 2014



Im Jahr 1921 wurden rund 500 bestickte und einige mit Glasperlen geknüpfte Streifen mit geometrischen und floralen Mustern in die Sammlung des Volkskundemuseums aufgenommen. Ruthenische Flüchtlinge aus Galizien und der Bukowina hatten sie zu Beginn des Ersten Weltkriegs in niederösterreichischen Flüchtlingslagern hergestellt. Als „Ruthenen“ wurden in der Habsburgermonarchie alle Bevölkerungsgruppen bezeichnet, die eine ostslawische Sprache verwendeten. Auf Kartons aufgeklebt waren die Stickereien und Knüpfmuster 1915, also mitten im Ersten Weltkrieg, in der Propagandaschau „Die Kriegshilfe“ zu sehen, mit der das k. k. Innenministerium der Öffentlichkeit beweisen wollte, wie gut und umfassend die große Zahl an Flüchtlingen durch den Staat betreut werde. Knapp 100 Jahre später wer-

fen die Objekte Fragen nach dem Umgang mit Flüchtlingen, nach Nationsbildungsprozessen und nach der Bedeutung von Volkskunst auf, die im vorliegenden Band verhandelt werden.

Inhalt

Kathrin Pallestrang: Musterungen – Textile Volkskunst der »Ruthenen« Galiziens bis zum Ersten Weltkrieg im Spiegel von Volkskunsthochforschung und Nationalismus; *Julie Thorpe:* Der rote Faden der Vertreibung: Österreich-Ungarns Flüchtlinge im Ersten Weltkrieg und ihre Darstellung in der Kriegshilfe-Ausstellung von 1915; *Nina Harm:* Über den Bestand »Sammlung ruthenischer Frauenarbeiten« im Volkskundemuseum; Bildteil

Wien, Selbstverlag des Österreichischen
Museums für Volkskunde, 2014
96 Seiten, 45 Farb- und 3 s/w-Abbildungen,
22 × 13, brosch.
(= Objekte im Fokus, Band 4)
ISBN 978-3-902381-50-7
€ 19,- (exkl. Versand), 33 % Rabatt für
Mitglieder des Vereins für Volkskunde

Bestellungen

Verein für Volkskunde/Österreichisches
Museum für Volkskunde
Laudongasse 15-19, A-1080 Wien
Tel. +432/4068905, Fax +431/408 53 42
E-mail: office@volkskundemuseum.at

Internationale Zeitschriftenschau

- Augsburger volkskundliche Nachrichten.** 19. Jahrgang, 2013, Heft 2 [Nr. 37]: Was uns anzieht. Kleidung aus volkskundlicher Perspektive. Beiträge: Marion Einsiedler: Kleidung und Mode im Frauengefängnis. Funktionen und Bedeutungen am Beispiel der JVA Aichach. 6–41; Denise Ruisinger: Bubikopf und kurzer Rock. Mode und *Neue Frau* in der Werbeästhetik der 1920er Jahre. 42–69; Johanna Hofmann: Die bekleidete Hand. Gesellschaftliche Funktionen des Handschuhs im Spiegel deutscher Anstandsliteratur zwischen Kaiserreich und Nachkriegszeit. 70–98; Christa Bayer: Die Macht der Kleidung. Kleidung als Bedeutungsträger am Hofe von Elisabeth I. von England. 99–127.
- Volkskunde in Rheinland-Pfalz.** 28. Jahrgang, 2013: Symbolische Repräsentationen des Regionalen (dazu Aufsätze von Christina Niem, Brigitte Heck, Susanne Hose und Thomas Schneider.) Ebenfalls anzuzeigen: Ein Nachruf zum Gedenken an Rainer Alsheimer von Michael Simon und ein lebensgeschichtliches Interview mit Rainer Alsheimer von Jill Franzmann.
- Historische Anthropologie.** 21. Jahrgang, 2013, Heft 3 zum Thema Okkultismus in der Moderne.
- Schweizerisches Archiv für Volkskunde.** 109. Jahrgang, 2013, Heft 2: Michaela Fenske: Wenn aus Tieren Personen werden. Ein Einblick in die deutschsprachigen »Human Animal Studies«. 115–132; Walter Haas: Die »französischen Jasskarten«. Über den Wandel von Objekten der Alltagskultur. 133–148; Jens Wietschorke: Bourdieu und der Raum der Geschichte. Zur Historizität der Gegenwart in der kulturanthropologischen Forschung. 149–166; Harm-Peer Zimmermann: »je älter ich werde, desto demokratischer gesinnt bin ich«. Über Jacob Grimm, die Kulturwissenschaft und das Alter. 167–183; Martina Maria Röthli: »... das hat mich ausgehoben«. Ekel, Wissensordnungen und touristische Beherrschung. 184–202; Ueli Gyr und Tobias Scheidegger: Heinrich Brockmann-Jerosch (1879–1939): Spurensuche zwischen Botanik, Brauch und Bauernhaus. 203–231.
- Schweizer Volkskunde.** 103. Jahrgang, 2013, Heft 3: Second@s. Als Secondas und Secondos werden in der Schweiz die Kinder von Immigrantinnen und Immigranten bezeichnet. Dieses Heft gibt diesen Menschen nun das Wort und ermöglicht so interessante Einblicke in interkulturelle Erfahrungen und Prozesse.
- Rheinisch-westfälische Zeitschrift für Volkskunde.** 58. Jahrgang, 2013. Aufsätze: Marcel Dreckmann: Die Sonnenfinsternis von 1654. 9–28; Marten Pelzer: Landwirtschaftliche Vereine als Wissensagenturen. Ökonomische Aufklärung und Agrarmodernisierung am Beispiel der »Höferegulierung« im ehemaligen Fürstentum Lüneburg. 29–58; Maria Perrefort: »So sind wir völlig an den Bettelstab gebracht«. Über den sozialen Protest von Köttern, Kirchhöfern und Brinksitzern gegen die Gemeinheitsteilungen im Kreis Hamm. 59–89; Wolfgang Schmid: Eselshochzeiten. Wie im Spannungsfeld zwischen dörflichen Konflikten, Rechtsprechung und Medienrummel »Brauchtum« entsteht. 91–138; Ernst Helmut Segsneider: Muzen, Krabben, Struwen und Hedeweggen. Gebäcke der Fastnacht und der Osterfastenzeit in Nordwestdeutschland. Eine Untersuchung auf der Grundlage des Atlas der deutschen

- Volkskunde. 139–192; Jan Carstensen: Johann Wolfgang und die Flip-Flops. Von Schatzhütern der Geschichte. 193–207; Diana Burgmann, Michael Geuenich, Marie Heidenreich, Urs Ruben Kersten, Nora Langensiepen: Familienfilme – Filmfamilien. Private Bilder des Sozialen in kulturalanthropologischer Perspektive. 209–234; Helmut Fischer: Die Sieg als gestaltende Kraft der Kulturlandschaft »Untere Sieg«. 235–252.
- Zeitschrift für Kulturwissenschaften. Jahrgang 2013, Band 2[Buchrückentext]: Gemeinsinn ist und bleibt aktuell: Sowohl der westliche Zusammenhang von Bürgersinn und sozialem, politischem oder kulturellem Engagement als auch immer komplexer werdende Relationen zwischen Lokalem und Globalem sorgen für ein anhaltendes Interesse. Darüber hinaus stellt sich die Frage, wie Migrations- und Flüchtlingsbewegungen bzw. kulturelle Diaspora auf Gemeinsinn rekurrieren. Und inwiefern fordern jene Solidaritätshandlungen, die sich auf in prekären Verhältnissen von Migration oder Illegalität lebende Gruppen beziehen, den Gemeinsinn der Mehrheitsgesellschaft heraus?
- Jahrbuch für Deutsche und Osteuropäische Volkskunde. Band 54 (2013) mit dem Schwerpunkt: Auf nach Übersee! Deutsche Auswanderung aus dem östlichen Europa. Darin u.a. folgender Aufsatz: Konrad Köstlin, Geübte Migranten? Deutsche aus Russland in den Dakotas. 48–65.
- Etnolog. Bulletin of the Slovene Ethnographic Museum. Band 23 (2013). Darin u.a. folgende Beiträge: Klaus Beitzl, Srečanja/Encounters. 338–340; Margot Schindler: Ljubljana-Dunaj in nazaj/Vienna-Ljubljana and retour. 341–342.
- Kieler Blätter zur Volkskunde. Band 45 (2013). Aufsätze: Silke Götsch-Elten: Kriegslandschaften und touristische Eroberungen: Düppel 1864. Zur Konstituierung eines deutschen Erinnerungsortes um 1900. 7–27; Maria Grewe: Scheidung als kulturelles Phänomen: Wie Frauen eine Scheidung erinnern. 29–48; Maxi Heyenbruch: »Containern« – ethnografische Überlegungen zum Umgang mit Lebensmitteln zwischen Protest und Alltagsstrategie. 49–67; Sabine Kienitz: Von Akten, Akteuren und Archiven. Eine kleine Polemik. 69–82; Juliane Kühne: »Die verlorenen Dinge« – zum Umgang mit dem kriegsbedingten Verlust biografischer Objekte. 83–104; Sven Reiß: Fotografie im Wandervogel. Ein Beitrag zur privaten Praxis bürgerlicher Fotografie im Kaiserreich. 105–140.
- Geschichte und Region/Storia e regione. 21. Jahrgang 2012, Heft 1/2. Hier sind Beiträge aus den beiden Workshops in Bozen »Bewegte Geschichte. Amateurfilm als historische Quelle«, 21. Oktober 2011 und »Mikrogeschichte – Regionalgeschichte – Globalgeschichte«, 5. Oktober 2012 versammelt.
- Schweizer Volkskunde. 104. Jahrgang 2014, Heft 1 zum Thema jüdische Kulturen.
- Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien. 143. Band 2013. Aus dem Inhalt: Annette Paetz gen. Schieck: Eine universell einsetzbare Erfindung und ihre Wickelmöglichkeiten – das Dreieckstuch des Professor von Esmarch im Deutschen Textilmuseum Krefeld. 203–210; Hermann Steininger: Leidvoller Alltag – hilfreiche Praxis. Krankheiten und deren Heilung durch Heilerinnen und Heiler. 211–230; Toni Distelberger: Die Fielhauers im Erlaufstal und dessen Volksmedizin. 231–260.
- Historische Sozialkunde. 43. Jahrgang 2013, Heft 4 zum Thema Computer – Spiele – Geschichte.

Verzeichnis der Autorinnen und Autoren

Mag. Matthias Beitzl
Österreichisches Museum
für Volkskunde
1080 Wien, Laudongasse 15–19
matthias.beitzl@volkskundemuseum.at

Anna Eckert, MA
Institut für Europäische Ethnologie
Universität Wien
1010 Wien, Hanuschgasse 3
anna.eckert@univie.ac.at

Mag.ª Birgit Johler
Österreichisches Museum
für Volkskunde
1080 Wien, Laudongasse 15–19
birgit.johler@volkskundemuseum.at

Robin Klengel
Institut für Volkskunde
und Kulturanthropologie
8010 Graz, Attemsgasse 25/1
robin.klengel@uni-graz.at

Dr. Elisabeth Kosnik
8045 Graz, Inge Morath Str. 76c
elisabeth.kosnik@alumni.uni-graz.at

Univ.-Prof. Dr. Konrad Köstlin, em.
Institut für Europäische Ethnologie
Universität Wien
1010 Wien, Hanuschgasse 3
konrad.koestlin@univie.ac.at

tit. Univ.-Prof. Dr. Dieter Kramer
56348 Dörscheid, Unterstraße 8
kramer.doerscheid@web.de

Prof. i. R. Kaspar Maase
72070 Tübingen, Deichelweg 10
kaspar.maase@uni-tuebingen.de

Patric Moreno, BA
753 29 Uppsala, S:t Persgatan 23 C
capamo@me.com

Mag. Tobias Neuburger
Leopold-Franzens-Universität Innsbruck
Forschungsschwerpunkt »Kulturelle
Begegnungen – Kulturelle Konflikte«
6020 Innsbruck, Innrain 52d
tobias.neuburger@student.uibk.ac.at

Dr. Herbert Nikitsch
Institut für Europäische Ethnologie
Universität Wien
1010 Wien, Hanuschgasse 3
herbert.nikitsch@univie.ac.at

Mag.ª Ana Rogojanu, vormalig Ionescu
Institut für Europäische Ethnologie
Universität Wien
1010 Wien, Hanuschgasse 3
ana.rogojanu@univie.ac.at

Prof. em. Dr. Martin Scharfe
35043 Marburg, Eulenkopfstraße 23

Univ.-Prof. Dr. Brigitta Schmidt-Lauber
Institut für Europäische Ethnologie
Universität Wien
1010 Wien, Hanuschgasse 3
brigitta.schmidt-lauber@univie.ac.at

Dr. Johann Verhovsek
Institut für Volkskunde
und Kulturanthropologie
Karl-Franzens-Universität Graz
8010 Graz, Attemsgasse 25/I
johann.verhovsek@uni-graz.at

Univ.-Ass. Dr. Jens Wietschorke
Institut für Europäische Ethnologie
Universität Wien
1010 Wien, Hanuschgasse 3
jens.wietschorke@univie.ac.at

Mag. Georg Wolfmayr
Institut für Europäische Ethnologie
Universität Wien
1010 Wien, Hanuschgasse 3
georg.wolfmayr@univie.ac.at

Impressum

Österreichische Zeitschrift für Volkskunde

Gegründet 1895

Im Auftrag des Vereins herausgegeben von Timo Heimerdinger, Konrad Köstlin,
Johanna Rolshoven, Margot Schindler, Brigitta Schmidt-Lauber

Anschriften der Redaktionen

Aufsätze, Mitteilungen und Chronik:

Birgit Johler, Verein für Volkskunde,
c/o Österreichisches Museum für Volkskunde,
Laudongasse 15–19, 1080 Wien

Rezensionen:

Herbert Nikitsch, Institut für Europäische Ethnologie,
Universität Wien, Hanuschgasse 3, 1010 Wien

Johann Verhovsek, Institut für Volkskunde und Kulturanthropologie,
Karl-Franzens-Universität Graz, Attemsgasse 25/I, 8010 Graz

Bezug

Verein für Volkskunde, Österreichisches Museum für Volkskunde,
Laudongasse 15–19, 1080 Wien

AU ISSN 0029-9668

Jahresbezugspreis € 38,–

für Mitglieder des Vereins für Volkskunde € 26,– (plus Versandspesen)

Bankverbindung: Erste Bank, IBAN AT212011128810111600, BIC GIBAATWW

Eigentümer, Herausgeber und Verleger

Verein für Volkskunde, Laudongasse 15–19, 1080 Wien

www.volkskundemuseum.at, verein@volkskundemuseum.at

Layout und Satz: Lisa Ifsits, Druck: Novographic, Wien

Abhandlung





Jenseits des Alarmismus. Lampedusa und die Notwendigkeit eingreifender Wissenschaft¹

Gilles Reckinger

Der andauernde humanitäre Notstand der Bootsflüchtlinge wird – in der medialen Aufmerksamkeitsökonomie – als Katastrophe kommuniziert. Die Maßnahmen im Namen des Flüchtlingsschutzes verschleiern die Verstärkung der Grenzsicherung. Doch bleiben die Perspektiven der Betroffenen und die Auswirkungen der Politiken auf die Realitäten vor Ort ausgeblendet – eine Aufgabe für eingreifende Wissenschaft.

Lampedusa, das europäische Grenzregime und die Ökonomie

Der Name Lampedusa ruft seit einigen Jahren bei den meisten Europäern und Europäerinnen unmittelbar Bilder wach. Es sind Bilder von kaum seetüchtigen, wackligen Kähnen, Schlauchbooten oder ausrangierten Fischerbooten, vollbesetzt mit Menschen mit meist dunkler Hautfarbe, die zusammengekauert einem besseren Leben entgegenfahren und allzu oft ihr Ziel nicht erreichen.² Diese Medienfotos bebildern oft sehr deutlich die Tragik der Überfahrt der BootsmigrantInnen von Afrika nach Europa über das Mittelmeer.

Dabei ist festzuhalten, dass viele dieser medialen Bilder gar nicht aus Lampedusa kommen. Ein bekanntes Foto zeigt etwa ein Flüchtlingsboot auf dem Weg zur Weihnachtsinsel in Australien. Bei anderen Bildern handelt es sich um Fotos von Presseagenturen, die immer wieder gezeigt – zitiert – werden, so dass es leicht ist, uns in die Irre führen zu lassen. Wir können diesen Bilder nicht trauen.

- 1 Beim vorliegenden Text handelt es sich um das nur geringfügig angepasste Vortragsmanuskript meiner Antrittsvorlesung vom 16.1.2014 an der Universität Innsbruck.
- 2 Aus urheberrechtlichen Gründen können nicht alle Fotos der Bildschirmpräsentation, die beim Vortrag gezeigt wurden, hier wiedergegeben werden.

Weithin bekannt ist ein weiteres Foto, von dem wir allerdings sicher sein dürfen, dass es auf Lampedusa aufgenommen wurde. Es sind Hunderte in einem Flughafenhanger aufgereihe Särge, vor denen die Bürgermeisterin der Insel, Giusi Nicolini, EU-Kommissionspräsident José Manuel Barroso und Italiens Ministerpräsident Enrico Letta stehen. Das Foto entstand wenige Tage nach der medial sehr präsenten Katastrophe vom 3. Oktober 2013 mit 400 Toten, die unmittelbar vor der Küste der Insel ertranken.

Abbildung 1 und 2 sind auch Bilder aus Lampedusa. Es sind die Bilder, die die *lampedusani*, die Einwohner Lampedusas, lieber nach außen tragen. Ein Felsen von karger Schönheit, immer sonnenverwöhnt und mit spektakulärem Meerblick rundum, der im Sommer von tausenden Touristen und Touristinnen vor allem aus den italienischen Ballungsräumen besucht wird, die die afrikanische Sonne genießen wollen.

Das Luftbild der Insel aus dem Flugzeug (Abb. 3) steht als Sinnbild dafür, einen Schritt zurück zu treten, als Sinnbild für das Oszillieren zwischen Nähe und Distanz, zwischen Empathie und Analyse, das die ethnographische Arbeit erfordert.

Denn tatsächlich ist Lampedusa schon lange zu einem Etikett geworden: Das, was in Lampedusa fotografiert werden kann, entspricht nämlich eben nicht den Erwartungen – volle Boote, Flüchtlingselend überall – bzw. es widerspricht ihnen sogar in den meisten Fällen. Die Fotos von den Flüchtlingsbooten stehen aber für Lampedusa, oder umgekehrt: Lampedusa steht für das, was an den Außengrenzen der Europäischen Union passiert. Dabei gerät unmittelbar und bleibend in Vergessenheit, dass die Situation an den Außengrenzen politisch und medial erzeugt ist.

Denn erst Anfang der 1990er Jahre begannen, zunächst sehr sporadisch, die ersten Bootslandungen in Lampedusa. Diese Landungen erfolgten spontan, meistens mit wenigen Menschen an Bord der Boote. Damals gab es keinerlei Infrastruktur, um die MigrantInnen erstzuversorgen oder unterzubringen. Die Einwohner Lampedusas taten das, was wahrscheinlich jede andere Inselbevölkerung auch getan hätte: Diejenigen, die sie an der Küste auffanden, boten den Schiffbrüchigen Hilfe an, nahmen die Menschen mit zu sich nach Hause, gaben ihnen zu essen, trockene Kleider und ein Bett und brachten sie am nächsten Tag zur lokalen Carabinieri-Station, weil es außer der Amtsstube keine Infrastruktur gab, um diesem Phänomen zu begegnen. In den 1990er Jahren nahm als Konsequenz des Inkrafttretens des Schengener Abkommens



Abb. 1: Foto: Gilles Reckinger, März 2010

Abb. 2: Foto: Carole Reckinger, Juli 2013



Abb. 3: Foto: Gilles Reckinger, Juli 2013

und der damit einhergehenden Erschaffung eines gemeinsam zu regierenden Raumes der Freizügigkeit für BürgerInnen im Innern Europas, der zugleich eine neue supranationale Außengrenzpolitik hervorbrachte, dieses Phänomen der Bootsmigration langsam zu. Davon war bei Weitem nicht nur Lampedusa betroffen. Betrachtet man nur Italien, gibt es andere Inseln, die aufgrund ihrer Lage ebenso angesteuert werden können: Pantelleria, Linosa, aber auch Sizilien oder sogar das Festland in Kalabrien. In den 1990er Jahren kam nun der italienische Staat auf den Plan, mit dem Interesse, die Bewegungen an den Grenzen zu kontrollieren. Es war eine politische Entscheidung, genau in Lampedusa die Flüchtlingsinfrastruktur aufzubauen. Einerseits wurde ein Erstaufnahmelager auf der Insel installiert, andererseits wurden verschiedene Polizeiverbände auf der Insel stationiert, die nunmehr den Booten entgegenfuhren, um den Menschen zu helfen, wenn sie in Seenot geraten waren, und die Boote in den Hafen von Lampedusa zu schleppen. Das Argument war also primär ein humanitäres, doch die Konsequenz war, dass damit verstärkte Kontrolle über die Seegrenze gewonnen wurde. Vor allem aber entstanden nun die Bilder, die wir heute kennen. Denn wenn in jedem Ort, der an der südlichen Grenze Europas liegt, in unregelmäßigen Abständen gelegentlich ein Flüchtlingsboot landet, dann kann man damit nicht die Bilder über Massenimmigration und Flüchtlings»wellen« erzeugen, die uns heute medial vermittelt werden und die wir als MedienkonsumentInnen so sehr verinnerlicht haben, dass wir an Lampedusa gar nicht mehr anders denken als in diesen Kategorien. Fast immer, wenn über Lampedusa gesprochen wird, wird gleichzeitig ein Krisendiskurs geführt.

Es geht also um eine Ökonomie der Aufmerksamkeit. Die europäischen Politiken sind weitgehend über diese medialen Konjunkturen gesteuert. Auch wenn wir im Moment nichts davon erfahren, ist es nicht so, dass keine Boote in Lampedusa ankommen, und es ist auch nicht so, dass jetzt gerade keine Menschen auf dem Weg nach Europa ertrinken.³

Wenn europäische Medien und hochrangige Politiker die kontinuierliche Folge der Bootskatastrophen mit vermutlich hunderttausenden Toten mit alarmistischer Betroffenheit als schicksalhafte Einzelfälle

3 Auch eine gute Woche vor dem 3.10.2013 verweigerte Malta während drei Tagen einem Flüchtlingsboot die Einfahrt in den Hafen, weil sich das Boot nicht in Seenot befand.

präsentieren, zeugt dies von einer zu kurzen Aufmerksamkeitsspanne und oberflächlichem Aktionismus.

Die politische Lösung, die seit Oktober 2013 europaweit angestrengt wird, sieht eine Verstärkung des Grenzschutzes vor, und zwar »zum Schutz der Flüchtlinge«, wie es heißt. Dazu werden die Missionen der Grenzschutzagentur Frontex verstärkt – Frontex ist mithin die einzige Institution, deren Budget im »Krisenjahr« 2011, als die Bankenkrise radikale Sparpolitiken einleitete, sogar innerhalb eines laufenden Budgetjahres vom Straßburger Parlament verdoppelt wurde. Außerdem wird seit 2013 das Überwachungssystem Eurosur forciert. Die damalige EU-Innenkommissarin Cecilia Malmström resümierte die Anstrengungen der EU-Kommission wie folgt: »Eurosur will help and detect criminal networks' activities and will be a crucial tool for saving migrants who put their lives at risk trying to reach EU shores.«⁴

Es ist aufschlussreich zu sehen, wie hier zwei Dinge zugleich verhandelt werden: Flüchtlingssicherheit im Gegensatz zu Grenzsicherheit. Deutlich wird, dass die Repression im Mittelpunkt steht, also eine militärische Lösung intendiert ist – es wird von Schleppernetzen und Kriminalität gesprochen – und nicht, wie man in Bezug auf Flüchtlingsschutz erwarten würde, eine humanitäre Lösung. Der Sicherheitsdiskurs, der seit den frühesten Bemühungen der Europäischen Gemeinschaft um eine gemeinsame Regierung der Grenzen nachgewiesen werden kann⁵, legitimiert neue Grenzschutzinstitutionen und -dispositive.⁶

Und die Maßnahmen zeigten schnell Wirkung: In den ersten Jännertagen 2014 berichtete die Nachrichtensendung »Zeit im Bild«, es

4 European Commission, Press Release: EUROSUR: »Connecting the dots« in border surveillance, 2013, http://europa.eu/rapid/press-release_IP-11-1528_en.htm (Zugriff: 6.12.2014).

5 Silja Klepp: Europa zwischen Grenzkontrolle und Flüchtlingsschutz: Eine Ethnographie der Seegrenze auf dem Mittelmeer. Bielefeld 2011.

6 Das bedeutet in der Praxis für die betroffenen MigrantInnen, die oft vor Kriegen und aus Militärdiktaturen geflüchtet sind und zum Teil schwere Traumata erlitten haben, dass ihr erster Kontakt mit dem demokratischen Europa ein Kontakt mit der Polizei oder dem Militär ist. Budgets für Sozialassistenten oder psychologische Betreuung gibt es kaum. Die italienischen, maltesischen, griechischen und spanischen Behörden werden von Menschenrechtsorganisationen scharf kritisiert, weil oft versäumt werde, die Migranten und Migrantinnen über ihre Rechte aufzuklären, insbesondere über das Recht, Asyl zu beantragen.

seien in den ersten zwei Tagen des Jahres 2014 bereits 1 000 Menschen im südlichen Mittelmeer vor Italien gerettet worden. Der Sprecher betonte die rettende Effizienz der neuen Maßnahmen. Wir müssen uns aber auch die umgekehrte Frage stellen: Wenn jetzt 1 000 Menschen in zwei Tagen gerettet werden, wie hoch ist dann die Dunkelziffer derer, die in den Jahren zuvor ertrunken sind? Die Aussicht, dass es jeden Tag 500 Tote sein könnten, ist beklemmend.

Doch lassen Sie uns noch einmal einen Schritt zurück treten.

Das bisher Formulierte kann aus ethnologischer Sicht als Ausdruck der vielfältigen Regierungspraktiken an und um Europas Außengrenze gelesen werden.⁷ Mit dem Alltag der Menschen auf Lampedusa hat es aber wenig zu tun. Denn die ethnographische Erforschung dieser Insel und ihrer Bedingungen bringt Erstaunliches zu Tage. So zitiert Stefano Liberti einen einheimischen Restaurantbesitzer, der behauptet, Lampedusa sei die einzige Gemeinde Italiens, in der es keine Ausländer gebe.⁸

Im Zuge unserer mehrjährigen Forschung in Lampedusa⁹ lernten wir viele Menschen kennen, lernten die spezifischen Mechanismen der Inselgesellschaft zu verstehen: die Armut – im Winter sind 80% der *lampedusani* arbeitslos –, die Versorgungsengpässe – die Lebensmittel und das Trinkwasser kommen mit der Fähre, die im Winter auch wochenlang ungeplant ausbleiben kann –, die fehlende Infrastruktur, die völlig unzureichende medizinische Versorgung. Wir erforschten das Zusammenspiel der unterschiedlichen lokalen, nationalen, europäischen und diskursiven Ebenen. Aber es dauerte drei Jahre, bis wir das erste Mal mit einem Flüchtling sprechen konnten, und glauben Sie mir: Wir haben uns bemüht.

7 Klepp 2011 (wie Anm. 5); Transit Migration (Hg.): Turbulente Ränder. Neue Perspektiven auf Migration an den Grenzen Europas. Bielefeld 2007; Sabine Hess, Bernd Kasperek (Hg.): Grenzregime. Diskurse, Praktiken, Institutionen in Europa. Berlin, Hamburg 2010; Gilles Reckinger: Lampedusa. Begegnungen am Rande Europas, Wuppertal 2013.

8 Stefano Liberti: A Sud di Lampedusa. Cinque anni di viaggi sulle rotte dei migranti. Roma 2008.

9 Die Forschung in Zusammenarbeit mit Dr. Diana Reiners fand zwischen 2008 und 2012 statt und wurde vom Fonds Culturel National (Luxembourg) sowie vom Theodor-Körner-Fonds gefördert und 2013 mit dem Bruno-Kreisky-Anerkennungspreis für das politische Buch ausgezeichnet.

Aber wieso gelang es uns nicht?

Die Unsichtbarmachung der MigrantInnen beginnt im Moment ihrer Ankunft in Europa: Das Flüchtlingslager liegt versteckt in der Mitte der Insel, in der einzigen Talsenke. Ohne Ortskenntnisse ist es nicht zu finden. Obwohl die Insel sehr klein ist – das Luftbild hat fast die Hälfte der Insel im Blick – werden die Flüchtlinge also sehr gut versteckt. Hinzu kommt, dass die MigrantInnen *de facto* eingesperrt sind (obwohl dies *de jure* menschenrechtswidrig ist) und dass sie relativ bald¹⁰ nach ihrer Ankunft weitertransportiert werden, nach Sizilien oder aufs Festland, wo das Asylverfahren aufgenommen wird.¹¹

Dass die Flüchtlinge aus dem Alltag der *lampedusani* ausgeblendet bleiben, ist also *ein* Ergebnis der Grenzpolitik.

Erst seit dem Arabischen Frühling 2011 sah man die Flüchtlinge auch in den Straßen Lampedusas. Nicht etwa, weil der »Ansturm« auf Lampedusa diesmal so groß gewesen wäre, dass die Insel mit der Zahl der MigrantInnen überfordert gewesen wäre. Denn tatsächlich flüchtete nur ein Bruchteil der Menschen, die vor den Bombardements aus Libyen flohen, nach Europa. 53 000 kamen 2011 nach Lampedusa, aber im gleichen Zeitraum flohen ca. 800 000 Menschen nach Tunesien, das sich zu diesem Zeitpunkt in einer großen politischen Umbruchphase befand und trotzdem in der Lage war, diese Menschen aufzunehmen.¹² Nein, man sah die MigrantInnen jetzt, weil 2009 im Zuge des so genannten »Freundschaftsabkommens« zwischen Italien und Libyen und in Folge der von der Lega Nord bestimmten italienischen Innenpolitik auch das Flüchtlingsaufnahmelager in Lampedusa kurzerhand geschlossen worden war. In diesem »Freundschaftsabkommen« mit Muammar al Gaddafi, um das sich Silvio Berlusconi persönlich bemüht hatte, ging es um verschiedene Verhandlungspunkte, unter anderem um die Grenzpolitik. Libyen gestattete Italien, Grenzkontrollen in libyschen Gewässern durchzuführen, was das Ablegen von Booten aus Libyen stark einschränkte. Zugleich führte die libysche Polizei auch Razzien in den

10 Das Gesetz sieht 72 Stunden vor, meistens dauert es etwas länger, in selteneren Fällen auch Monate.

11 Direkt aus Lampedusa werden nur MigrantInnen abgeschoben, die aus Ländern kommen, mit denen Italien Rücknahmeabkommen abgeschlossen hat, z.B. TunesierInnen.

12 Reckinger 2013 (wie Anm.7).

Hafenstädten durch, bei denen Menschen mit dunkler Hautfarbe aufgegriffen, inhaftiert oder sogar in der Wüste ausgesetzt wurden. Diese Maßnahme betraf viele GastarbeiterInnen aus subsaharischen Ländern, die gar nicht die Absicht hatten, Libyen verlassen zu wollen.

In den ersten Monaten des Arabischen Frühlings 2011 blieb also in Ermangelung einer geeigneten Unterbringung nichts anderes übrig, als die vielen Ankommenden am Hafen von Lampedusa und auf dem angrenzenden Fußballplatz unter freiem Himmel erstzuversorgen. Und auf einmal gab es sie, die Bilder der »übervölkerten« Insel, auf der nun fast so viele Flüchtlinge waren wie Einheimische, und die durch die Flüchtlinge an den Rand ihrer Kapazitäten kam.

Wieder war ein neuer Krisendiskurs geschaffen, und der Ausnahmezustand, der dann ausgerufen wurde, hatte für Lampedusa – wie alle Notstandsregime zuvor – überwiegend negative, aber kurzfristig auch einige positive Folgen:

1. Endlich wurde der jahrelange Ruf von NGOs gehört, dass die MigrantInnen entgegen der gesetzlichen Vorschriften, statt 72 Stunden oft monatelang festgehalten worden waren und zudem das Lager nicht verlassen durften, anstatt zur Identifikation und der Aufnahme des Asylverfahrens in Zentren auf dem Festland verlegt zu werden.

2. Die anwesenden und anreisenden JournalistInnen und PolizistInnen belegten im Winter die Hotelbetten, was für die vollständig vom Sommertourismus abhängige lokale Ökonomie wichtige Zusatzeinnahmen möglich machte.

3. Erstmals seit Jahren war es den Einheimischen möglich, mit den MigrantInnen in Kontakt zu kommen und damit der Entfremdung von den streng abgeriegelten Bootsanlandungen, die das öffentliche Bild ihrer Insel prägen, entgegenzuwirken.

Denn sowohl die jahrelange Unsichtbarmachung der Flüchtlinge auf Lampedusa als auch ihre plötzliche Präsenz sind letztlich Ergebnisse europäischer und nationaler Grenzpolitik, auf die die lokale Bevölkerung kaum Einfluss hat.

Die Aussage des oben erwähnten Restaurantbesitzers, es gebe keine MigrantInnen auf Lampedusa, stimmt heute zwar nur mehr zum Teil, aber im Kern behält er Recht: Die MigrantInnen dürfen zwar während der Erstaufnahme heute durch die Straßen gehen, aber sie bleiben nicht auf der Insel. Lampedusa ist keine Aufnahmegesellschaft, sondern ein Transitort.

Die viel zitierte Überforderung und die vor den Kameras geäußerte Wut mancher BürgerInnen über die Ereignisse im Frühjahr 2011 richtete sich demnach auch nicht gegen die MigrantInnen *per se*, sondern gegen die nationale und europäische Politik, von der sich die lokale Inselbevölkerung in Fragen der Unterbringung der Bootsflüchtlinge ebenso wie in Fragen des Bildungssystems, der Arbeitslosigkeit oder des Gesundheitswesens im Stich gelassen fühlt.

Der Krisendiskurs ist aber ebenso wie der Sicherheitsdiskurs Teil eines vielschichtigen Verschleiерungsmechanismus, der unter Berufung auf Handlungszwänge institutionelle Kontrolle und Dispositive legitimiert.

Ein Blick in die Zahlen reicht aus, um ins Bewusstsein zu holen, dass der konstruierte Flüchtlingsstrom« oder die Flüchtlings»welle« eher ein europäisches Schreckgespenst denn Realität ist: 80% der MigrantInnen, die ohne legale Aufenthaltspapiere in Europa leben, sind *visa overstayers*, d.h. Menschen, die legal mit temporären Visa eingereist sind und den Schengener Raum nach Ablauf der Gültigkeit nicht wieder verlassen haben. In Lampedusa kamen in den letzten Jahren vor dem arabischen Frühling jährlich ungefähr 30 000 Flüchtlinge an. Wenn man dies in Verhältnis zu den 507 000 000 EinwohnerInnen der Europäischen Union setzt, muss man den Begriff der *Welle* relativieren.

Noch deutlicher wirkt diese Verschleiерung im Falle des positiv besetzten Rettungsdiskurses, der sich in Begriffen wie des »sicheren« Festlandes oder der Bezeichnung *Centro di accoglienza* spiegelt. Neben der Bedeutung der Erstaufnahme schwingt in dem italienischen Begriff eine weitere Konnotation mit: Gastfreundschaft. Diese euphemisiert, dass es sich um eine Internierung in einem Flüchtlingslager handelt.

Wieder möchte ich das Beispiel einer Schlagzeile in den Nachrichten der letzten Wochen anführen.¹³ Im Aufnahmelager in Italien wurden Bilder gedreht, die zeigten, wie Flüchtlinge im Hof des *Centro di*

13 Lampedusa ist tatsächlich dermaßen medialisiert, dass man zeitlich nie weit zurückgreifen muss, um in den Archiven der Medien oder der politischen Chronik Beispiele zu finden. Dies stellt zugleich die größte Gefahr des Arbeitens in und über Lampedusa dar, weil darüber wiederum leicht in Vergessenheit geraten kann, dass es sich um Prozesse handelt, die langfristig wirksam sind und nicht mit dem bloßen Unterlassen oder Verändern kurzfristiger Entscheidungen beeinflusst werden können, und man damit auch als Forschende/r leicht in die Falle der Kurzlebigkeit und Aufgeregtheit tappen kann.

accoglienza in Lampedusa nackt mit einem Schlauch desinfiziert wurden. Im Anschluss an die Veröffentlichung dieser Bilder wurden menschenunwürdige Bedingungen medial breit kritisiert. Wieder ist es eine Momentaufnahme: Schon seit vielen Jahren gibt es Mahnungen von Beobachtern über die desolaten hygienischen Zustände im Flüchtlingslager und die häufige Überbelegung. Aber einmal mehr ist es der »umgekehrte Moment«, an dem sich der Skandal entzündet. Nicht die jahrelangen desolaten Zustände sind es, sondern die industrielle Desinfektion, die den Internierungslagercharakter als totale Institution und die Entindividualisierung und Entmenschlichung der MigrantInnen sichtbar machen. Es ist nicht das Versagen der Dispositive zur Migrationskontrolle, sondern gerade ihr kafkaeskes Funktionieren, das vor Augen führt, welche Folgen die Sicherheitsregime und Bedrohungsdiskurse für die Insassen der Lager haben.

Dabei stellen sich für die Betroffenen sogar die Identifikations- und Abschiebelager als bessere Alternative dar gegenüber der Prekarität, in die sie entlassen werden.

Abbildung 4 zeigt eine Behausung, die ein paar Männer aus Afghanistan sich unter einer Autobahnbrücke gebaut haben. Als wir in die sizilianische Stadt Caltanissetta kamen, waren wir tatsächlich erstaunt, wie viele MigrantInnen sich dort *vor* den Toren des Lagers aufhielten. Wir fragten sie, warum sie nicht im Lager seien, oder nicht an einem anderen Ort, denn wir stellten uns vor, dass sie vielleicht schon mit Papieren entlassen worden seien, und dann hätte es aus unserer Sicht keinen Sinn ergeben, noch hier zu bleiben. Ebenso konnten wir uns nicht vorstellen, wieso man noch hierbleiben sollte, wenn man abgewiesen worden war.

Es stellte sich heraus, dass diese Menschen nicht über Lampedusa, sondern auf anderen Wegen nach Italien gekommen waren. Sie mussten vor dem überfüllten Lager warten, bis man sie einließ, um ihr Verfahren zu beginnen bzw. ihre temporären Papiere zu verlängern.

Die meisten der Männer hatten Hautausschläge und andere Erkrankungen vom Leben an diesem Ort, sie litten Hunger und ernährten sich von abgelaufenen und weggeworfenen Mahlzeiten aus dem Flüchtlingslager. Diese Menschen tauchen in keiner Statistik auf. Offiziell gibt es sie nicht. Sie haben demnach keinerlei Möglichkeit, eine Form der Assistenz zu erhalten, keine NGO kümmert sich um ihr Schicksal.

Solange die MigrantInnen sich im Dazwischen befinden, noch nicht in das Identifikationslager (und damit in die Statistik) aufgenommen



Abb.4: Foto: Carole Reckinger, Dezember 2012



Abb. 5 und 6: beide Fotos: Carole Reckinger, Dezember 2016

und noch nicht abgeschoben sind, im Niemandsland zwischen den Staaten, nicht mehr BürgerInnen ihres Herkunftslandes – oder dort verfolgt – und noch nicht nach europäischem und internationalem Recht anerkannt sind, befinden sie sich in einem rechtsfreien Raum, in dem ihre (Menschen-)Rechte *de facto* außer Kraft gesetzt sind.

Doch was passiert nun, wenn ihnen ein Aufenthaltstitel zuerkannt wurde?

Für die meisten Flüchtlinge stehen keine Unterkunft und keine finanzielle Unterstützung zur Verfügung, weil es an Plätzen mangelt. Um zu überleben, müssen sich viele der Männer in der Landwirtschaft in Süditalien, auf den Orangenplantagen in der Zone um die kalabrische Stadt Rosarno als Tagelöhner verdingen, in Lebens- und Arbeitsverhältnissen, die an Sklaverei erinnern.¹⁴ Dabei handelt es sich um die andere Seite der gleichen Medaille, und es ist wichtig, diesen Zusammenhang zu unterstreichen. Die neue Sklaverei, die sich nicht nur in Italien ausbreitet, ist die andere Seite der Abschottung an den Grenzen. Denn sie impliziert, dass wir die Menschen, die doch hereinkommen nach Europa, weil die Grenze nicht hermetisch abgeriegelt ist, im untersten, am stärksten von Ausbeutung gekennzeichneten Segment des europäischen Arbeitsmarktes wiederfinden, zu Bedingungen, zu denen die Einheimischen nicht zu arbeiten bereit sind. Das wiederum erinnert an die jahrhundertealte europäische Praxis, ein Dienstleistungsreservoir aus extrem prekarierten Arbeitskräften zu schaffen.¹⁵

Doch warum schaut *hier* niemand hin? Warum sehen wir über diese Zustände nichts im Fernsehen oder in den Zeitungen?

Der eklatante Zustand, die Verhältnisse der »Dritten Welt« mitten unter uns, wird ohne »katastrophales Ereignis« nicht als Krise mediatisiert – im Gegensatz zu Lampedusa. Es scheint ein unterschwelliges Einverständnis zu geben, dass die ungebetenen Flüchtlinge keine sozialen Rechte bekommen. Weil sie in Italien keine Unterstützung erhalten, haben sie keine Wahl als die untersten Positionen des Arbeitsmarktes

14 Gilles Reckinger, Diana Reiners: Der Preis der Orangen. Vom Flüchtling aus Afrika zum Sklaven in Europa, In: Manfred Omahna, Johanna Rolshoven (Hg.): Ver-Arbeiten. Aufsätze und Skizzen zu gesellschaftlichen Umbrüchen in städtischen und ländlichen Räumen. Ein Buch für Elisabeth Katschnig-Fasch (=Grazer Beiträge zur Europäischen Ethnologie, 18). Marburg 2014, S. 67–74.

15 Noam Chomsky: Profit over people. Neoliberalismus und globale Weltordnung. Hamburg, Wien 2001.

einzunehmen. Dabei entsprechen sie dem Geist der ausbeutbaren, extrem flexibilisierten und mobilen Arbeitskraft, die – der neoliberalen Logik entsprechend – austauschbar und in großer Zahl zur Verfügung steht, keine Ansprüche in Bezug auf Arbeitsinhalte, Arbeitszeiten, Verdienst, soziale und medizinische Absicherung stellen kann und sich selbst um ihr Auskommen kümmern muss.

Sie haben keine Bürgerrechte und ihnen fehlt jene gewerkschaftliche Vertretung, die seit dem ausgehenden 19. Jahrhundert das Elend des frühen Industriekapitalismus eingedämmt hatte, und die in Europa zu einer weitreichenden sozialen Integration und Absicherung geführt hatte¹⁶, die an zwei Bedingungen gebunden war: Lohnarbeit (und die damit verbundenen Ansprüche an das Sozialsystem) und, vorrangiger noch, die Staatsbürgerschaft bzw. einen legalen Aufenthaltsstatus.¹⁷ Beide Bedingungen haben sich seit den 1980er Jahren stark verändert. Die neoliberale Erosion gesicherter Arbeitsverhältnisse führte zu einer neuen Ausbreitung von Prekarität und Armut, die die nie verschwundenen, aber zumindest materiell gedämpften Klassengegensätze wieder stärker hervortreten lässt.¹⁸ Die Frage der Staatsbürgerschaft zeigt eine ebenso ambivalente Rhetorik: Während im Inneren der EU die Freizügigkeit der EU-BürgerInnen erweitert wird, schotten sich die Mitgliedsstaaten zunehmend nach außen ab. So wie sich am Rande der Arbeitsgesellschaft eine Zone der Prekären ausbildet, denen die Teilhabe an existenzsichernder Erwerbsarbeit versagt bleibt, wird auch in der Frage des Zugangs zu den Bürgerrechten eine Zone geschaffen, in der sich die Illegalisierten ebenso wiederfinden wie die »aus humanitären Gründen« Geduldeten: Beide Gruppen bleiben ohne Recht auf Arbeit und Existenzsicherung.¹⁹

Die andere Seite der gleichen Medaille also: So wie Grenzsicherheit – das ist gegenwärtig gleichbedeutend mit Militarisierung und dem poli-

16 Robert Castel: *Die Metamorphosen der sozialen Frage. Eine Chronik der Lohnarbeit*. Konstanz 2000.

17 Diana Reiners: *Verinnerlichte Prekarität. Jugendliche MigrantInnen am Rande der Arbeitsgesellschaft*. Konstanz 2010.

18 Ebd.

19 Reckinger, Reiners 2014 (wie Anm. 14). Die Menschen in den Slums von Rosarno haben in der Tat ganz unterschiedliche rechtliche Status: Es gibt unter ihnen sowohl Abgewiesene, als solche, die noch im Verfahren sind, als auch aus humanitären Gründen Geduldete oder anerkannte Flüchtlinge.

tischen, technologischen und rechtlichen Zugriff auf Sicherheitsaspekte²⁰ – verstärkt wird, um Seenot zu »bekämpfen«, so wird auch im Inneren Sicherheitspolitik betrieben, um angeblich soziale Not zu bekämpfen: Es ist das Innenministerium, das die Zeltstadt in Rosarno gebaut hat, und die Polizei kontrolliert regelmäßig im Slum²¹. Es geht dabei nicht darum, die Armen vor Hunger, Krankheit und Verelendung zu bewahren, sondern den Arbeitsmarkt vor den unerwünschten Zuwanderern zu schützen, bzw. die neue Reservearmee, die sich herausbildet, dort einzusetzen und zu konzentrieren, wo sie gebraucht wird.²²

Doch die Arbeitenden können ihre Rechte nicht einfordern und sind auf Gedeih und Verderb der Willkür der ArbeitgeberInnen ausgesetzt. Es geht hier um nichts weniger als die Sklaverei unserer Zeit. Es gibt jedoch einen Unterschied zu früheren Ausprägungen von Sklaverei: Diese Menschen besitzen sich selbst, aber sie haben nichts mehr zu verlieren. Angesichts ihrer strukturellen Unsichtbarmachung brauchen die herrschenden Klassen im marxischen Sinne aber noch nicht zu erzittern, denn auch wenn die neuen Sklaven nichts zu verlieren haben als ihre Ketten, haben sie mit Sicherheit keine Welt zu gewinnen.

Es geht dabei um die gesellschaftliche Vorstellung des unberechtigten Zutritts, so als sei die Europäische Union (und die Nationalstaaten) ein Privatraum. Obwohl Migration diskursiv abgelehnt wird, wird das ökonomische Potential, das mit Migration verknüpft ist, genutzt.²³ Die systematische Abwertung der MigrantInnen macht die Beschäftigung zu menschenunwürdigen Löhnen erst möglich: Das oft ins Feld geführte Argument, die Menschen hätten im Heimatland doch noch weniger verdient, lässt sich aus den ethnographischen Gesprächen widerlegen. Einmal mehr halten die in Europa konstruierten Bilder den realen Ver-

20 Hess, Kasperek 2010 (wie Anm. 7), Klepp 2011 (wie Anm. 5).

21 Außer der Bereitstellung und dem Aufbau der Zelte gab es keine weitere Unterstützung seitens des Staates. Zur Realisierung des geplanten Anschlusses an das Elektrizitätsnetz kam es beispielsweise nie.

22 Siehe dazu unser aktuelles Forschungsprojekt www.bitter-oranges.com.

23 Deutlich wird dies auch an der Bewertung und Klassifizierung der Migration in »Fachkräfte« – der Wert wird hier an den ökonomischen Nutzen geknüpft – im Gegensatz zu den unerwünschten »Wirtschafts-« oder »Armutsflüchtlingen«, die keinen Nutzen zu bringen scheinen (abgesehen davon, dass diese Kategorie vor allem ein diskursives Konstrukt ist).

hältnissen nicht Stand: Zwei Cent für ein Kilo gepflückte Orangen sind auch außerhalb Europas kein guter Lohn.

Und das gleiche abwertende, koloniale Denken zieht sich, verschleiert, durch die gesamte Ökonomie. Die günstigen Preise für Südfrüchte, aber auch für Kleidung und andere Dinge werden möglich durch die Ausbeutung der entfernten, unsichtbaren Fremden.

Nun habe ich viel über Migration gesprochen, über Flüchtlinge und über das europäische Grenzregime und seine Ambivalenzen. Dass ich ausgerechnet in meiner Antrittsvorlesung den Fokus nicht so stark auf meine empirische Forschung lege – nämlich auf die Menschen in Lampedusa, die *lampedusani*, die Einheimischen und ihre Lebenslagen, Strategien, Praktiken und Geschichten, und die Geschichten und Erzählungen der MigrantInnen in Lampedusa und Kalabrien, ist ein Effekt – und zwar ein schwerwiegender – der Diskursivierung der europäischen Außengrenze und der gegenwärtigen, aufgeregten Bilderpolitik. Es ist eine wichtige Strategie, diesem Alarmismus – dem Terror der Notstandsdiskurse – entgegenzutreten und einen anderen, langsamen, sorgfältigen Blick auf die verschiedenen Ebenen der Realität zu werfen.

Jedoch wurde ich in den letzten Monaten kaum nach dieser Perspektive gefragt, nach den Kontinuitäten, der Langzeitlichkeit, danach, wie es Menschen geht, deren Leben von Warten, Abhängigkeit, Isolation und zu wenig Handlungsspielräumen geprägt ist.

Wissenschaft – Medien – Öffentlichkeit

Nach dem Bootsunglück am 3. Oktober 2013 wurde ich zunehmend von JournalistInnen, NGOs, Gewerkschaften, FachkollegInnen etc. kontaktiert, weil sie sich von mir Antworten auf viele Fragen erhofften.

Die drängenden Fragen um die Außengrenze und der Umgang mit Migration kristallisieren sich am Label Lampedusa, die gesellschaftlichen Phantasmen und Projektionen ebenso. Auch mir wurde dieses Etikett angeheftet, und seither klebt es fest an mir. In intensivem Austausch mit meinen KollegInnen des Forschungsschwerpunktes »Kulturelle Begegnungen – Kulturelle Konflikte« und des Instituts für Geschichtswissenschaften und Europäische Ethnologie an der Universität Innsbruck reflektierte ich diese plötzliche Aufmerksamkeit und Wahrnehmung meiner Person als Experte für dieses Thema. Ich entschied mich

nach intensiver Rücksprache dafür, mich den Fragen auszusetzen, und ein Engagement für eine Korrektur der Vorstellungen über Lampedusa zu versuchen – auch wenn mir von vorne herein bewusst war, dass ich dazu nicht immer nur ethnologisch würde argumentieren können.

Die mediale Kommunikation wissenschaftlicher Erkenntnisse über komplexe gesellschaftliche Prozesse stellt sich dabei als schwierig dar. Die Bilder zu entkräften, die wir seit Jahren gebetsmühlenartig vorge-setzt bekommen und Wahrnehmungsroutinen aufzubrechen, ist eine Herausforderung, der sich eine Person, ein einzelner Wissenschaftler oder eine einzelne Wissenschaftlerin, nicht allein stellen kann, genauso-wenig wie ein aufgeklärter Journalist oder eine aufgeklärte Journalistin.

Es ist mir nicht daran gelegen, in eine pauschalisierende Medienschele zu verfallen. Es geht vielmehr darum, sich zu vergegenwärtigen, dass das journalistische Feld – ebenso wie alle anderen sozialen Felder – bestimmten Regeln und Logiken unterworfen ist²⁴, die auf die Art und Weise zurückwirken, wie berichtet wird (und worüber berichtet wird). Die Ökonomisierung auch dieses Feldes, die Unterwerfung unter die Regeln des Marktes ist dabei der Kern des Problems: Die Jagd nach Scoops, der Kampf um Aufmerksamkeit, das Primat der Einschalt-quoten, aber auch die Konkurrenz innerhalb des Feldes und die extremen Gehalts- und Statusunterschiede zwischen etablierten und prekären, buchstäblich nach Zeichen bezahlten JournalistInnen haben dazu geführt, dass die Medien – oft aus Zeitmangel – eine aus disparaten Momentaufnahmen zusammengesetzte Repräsentation der Welt vermitteln²⁵, die zum Teil wie in einem geschlossenen System zirkulieren. Da kann es vorkommen, dass – wie einleitend erwähnt – unbemerkt ein australisches Bild unter die Fotos aus Lampedusa gerät. Damit gelingt es vielfach nicht, die Ereignisse, über die berichtet wird, in den Kontext zu stellen, aus dem sie erwachsen. Das wiederum trägt dazu bei, dass PolitikerInnen und andere EntscheidungsträgerInnen durch diese Vorgehensweise ebenfalls darin bestärkt werden, sich auf kurzfristige Unternehmungen mit dem entsprechenden »Ankündigungseffekt« zu konzentrieren, wie Pierre Bourdieu schreibt.²⁶ Man kann die Forcierung

24 Pierre Bourdieu: Gegenfeuer. Wortmeldungen im Dienste des Widerstands gegen die neoliberale Invasion. Konstanz 1998.

25 Ebd.

26 Ebd.

von Eurosur, Mare Nostrum und weiteren Missionen im Mittelmeer auf diese Art und Weise lesen.

Das Bild, das die Fernsehnachrichten von der Welt vermitteln, spiegelt eine enthistorisierte und enthistorisierende, atomisierte und atomisierende Sichtweise. Die strukturelle Aufmerksamkeit für das Spektakuläre führt zur Zeichnung einer Welt voller Gewalt und Notstände, denen man allenfalls begegnen, auf die man nur reagieren kann. Die einzelnen BürgerInnen erscheinen darin überhaupt nicht mehr handlungsfähig, allenfalls »Profis«, PolitikerInnen, wird Handlungsfähigkeit dann noch zugeschrieben. Der fatalistische Rückzug, der daraus resultiert, spielt wiederum den etablierten Mächten in die Hände.²⁷ Und gerade im Hinblick auf die europäische Außengrenze lässt sich deutlich nachvollziehen, dass wirkmächtige politische Entscheidungen weitgehend über Meinungen und Bilder getroffen werden, und selten aufgrund einer umfassenden Sachkenntnis oder eines tieferen Verständnisses.²⁸

Viele engagierte, seriöse JournalistInnen leiden unter diesen Mechanismen und arbeiten sich an deren Widersprüchen ab. Sie tun sich jedoch schwer, denn proportional sind die lauten Stimmen überrepräsentiert. Und sie werden besser gehört.

Das sind freilich Bedingungen, die uns WissenschaftlerInnen die Möglichkeit, über unsere Arbeit in Massenmedien zu sprechen, oftmals skeptisch sehen lässt. Doch ich sehe eine der Aufgaben der reflexiven Kulturwissenschaften und der Ethnologie darin, an diesem gesellschaftspolitisch höchst relevanten Punkt die ihnen eigenen Instrumente der Analyse zur Verfügung zu stellen, um der gegenwärtigen Politik scheinbarer Sachzwänge eine reflexive Perspektive entgegen zu setzen. Die Beschreibung des Alltags, des »Normalen« in vielen Kontexten, kann dazu beitragen, ein möglichst breites Verständnis für die Komplexität, Vielschichtigkeit und Widersprüchlichkeit unserer Gesellschaften zu schaffen. Durch differenziertes Wissen über die Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen und die ungleichen sozialen Lagen von Menschen unterschiedlicher Milieus, die allzu oft plakativ dargestellt werden – die Menschen in den Booten bleiben gesichts- und geschichtslos –, wird jenen zerstörerischen Kräften die Grundlage entzogen, die sich die Komplexität unserer Gegenwart zunutze machen, um mit einfachen,

27 Ebd.

28 Reckinger 2013 (wie Anm. 7).

schnellen Urteilen und Lösungen Ängste zu schüren. Es ist wünschenswert, dass künftig häufiger langsam geschaut wird – kein Plädoyer für Weltfremdheit, sondern für Aufmerksamkeit.²⁹

Das klingt einfacher als es ist, aber die Bemühung darum lohnt sich. Um den Preis manchmal verzerrender oder verkürzender Darstellungen besteht doch die Chance, in der Auseinandersetzung mit den Medien einen Perspektivwechsel zu beginnen oder an einem Perspektivwechsel mitzuarbeiten, der Kritik an den herrschenden Darstellungen übt.

Zur Notwendigkeit eingreifender Wissenschaft

Damit ist etwas angesprochen, das mir persönlich sehr am Herzen liegt und was im Titel meiner Antrittsvorlesung bereits benannt ist: die Notwendigkeit eingreifender Wissenschaft im Sinne Pierre Bourdieus, wie sie auch Elisabeth Katschnig-Fasch fasste.³⁰

Angesichts der problematischen Grenz- und Migrationspolitiken in Europa gilt es, empirische Ergebnisse und methodisch gewonnene Evidenz als Argumente entgegenzusetzen, also das zu tun, was wir gelernt haben: wissenschaftliche Arbeit leisten. Die Ideologie der Alternativlosigkeit und Unveränderlichkeit präsentiert sich bei genauerem Hinsehen als eine Kette von Autoritätseffekten, mit der »Widerständigkeit von Dingen«³¹: militärischem Wissen, rüstungsindustriellen Interessen³², populistischer Meinungspolitik³³ oder Laissez-Faire-Ideologie, medialer Konstruktion von Krisen etc.

29 Ebd.

30 Bourdieu 1998 (wie Anm. 24); Ders: *Gegenfeuer 2. Für eine europäische soziale Bewegung* (=Raisons d'agir, 7). Konstanz 2001; Elisabeth Katschnig-Fasch: *Das ganz alltägliche Elend. Begegnungen im Schatten des Neoliberalismus*. Wien 2003.

31 Pierre Bourdieu: *Familiensinn*. In: *Praktische Vernunft. Zur Theorie des Handelns*. Frankfurt a. M. 1998, S. 126–136.

32 Die ständig wachsenden Budgets für die Agentur Frontex werfen durchaus die Frage auf, wer denn eigentlich in der Lage ist, die geforderte Technologie zu liefern und zu betreiben.

33 Vor allem die Berlusconi-Regierung hat mit ihren schillernden Entscheidungen in Bezug auf die Südgrenze vieles von dem erzeugt, das bis heute problematisch nachwirkt.

Es ist die Aufgabe und das Potenzial der Sozial- und Geisteswissenschaften, diese Zusammenhänge zu dekonstruieren und, wie Bourdieu sagt, aufzuzeigen, dass dem Zirkulieren von Gedanken unterschwellig eine Zirkulation von Macht zugrundeliegt.³⁴

Um gerade den oft überhörten Geistes- und Sozialwissenschaften mehr Gewicht zu verleihen, sollten sich die Wissenschaften die Strukturen geben, interdisziplinäre und internationale Forschungskollektive zu entwickeln – und der Forschungsschwerpunkt »Kulturelle Begegnungen – Kulturelle Konflikte« in Innsbruck ist ein gewichtiger Schritt in diese Richtung –, die ForscherInnen, aber darüber hinaus auch politisch Handelnde, SozialarbeiterInnen, AktivistInnen, BürgerInnen und Nicht-BürgerInnen etc. versammeln³⁵. Im Sinne des *croisement des savoirs* (Groupe de recherche Quart-Monde-université 1999³⁶), der Kreuzung des Wissens, richtig übersetzt der Kreuzung *der Wissen* (in der Mehrzahl), also Fachwissen, Praxiswissen, Erfahrungswissen etc., können so neue Ausdrucksformen gefunden werden, dieses zusammengeführte Wissen als Handwerkszeug zur Verteidigung gegen die symbolische Herrschaft des dauerhaft ausgerufenen Notstandes zu verbreiten.³⁷

Es steht außer Frage, dass die WissenschaftlerInnen, die sich zu politischen Fragen äußern, damit noch lange nicht zu PolitikerInnen werden. Sie bringen vielmehr ihre fachliche Kompetenz und die mit ihrem Berufsethos verbundenen Werte der Wahrhaftigkeit und Uneigennützigkeit³⁸ in die Auseinandersetzung ein. Dabei liegt die Herausforderung, aber auch das Potenzial der WissenschaftlerInnen darin, Kritikfähigkeit und Reflexivität gerade in den Momenten anzuwenden und zu schärfen, in denen sie in der Öffentlichkeit stehen.

34 Bourdieu 1998 (wie Anm. 24).

35 Siehe ebd.

36 Groupe de recherche Quart monde-université (Hg.): *Le croisement des savoirs: Quand le Quart monde et l'université pensent ensemble*. Paris 1999.

37 Dabei ist die Kreuzung von wissenschaftlichen Methoden, Herangehensweisen und Wissen mit dem alltäglichen Praxiswissen der handelnden Akteure bereits eine politische Haltung: Sie entschärft die Hierarchiebeziehung zwischen der Definitionsmacht der Wissenschaften und dem empirischen Handlungswissen, Erfahrungsschatz und Interpretationsweisen der sozialen Welt aus der Perspektive der AkteurInnen und erweitert die Perspektive um ein partizipatives Element.

38 Bourdieu 2001 (wie Anm. 30).

Denn tatsächlich – und das ist sicherlich einer der Hauptgründe für die Skepsis vieler WissenschaftlerInnen, sich aktiv im öffentlichen Geschehen zu positionieren – ist die Liste des im Namen wissenschaftlicher Autorität begangenen Missbrauchs lang. Gerade die Geschichte unseres Faches in Österreich und Deutschland im 20. Jahrhundert, der Europäischen Ethnologie, die aus der Volkskunde entstanden ist, zeigt uns hier, wie schmal der Grad zwischen Forschung, Verführung, Naivität, Anbiederung und Täterschaft ist.

Der kollektive Intellektuelle als Zusammenschluss sach- und fachkundiger spezifischer Intellektueller im foucaultschen Sinne kann sein Denken und Handeln selbst bestimmen, kann sich also jene Autonomie erhalten, die sich die Wissenschaft über Jahrhunderte von den Herrschenden erkämpfen musste.³⁹ Kurz gesagt also geht es darum, verkürzten Autoritätsargumenten die Autorität wissenschaftlicher Rigorosität entgegenzusetzen – nicht mehr und nicht weniger.

Im Sinne postkolonialer Kritik ist spätestens an dieser Stelle die Frage zu stellen, ob diese Art des Eingreifens der Wissenschaft in gesellschaftliche Herrschafts- und Unterdrückungsprozesse (die sich im Falle der Illegalisierten in ihrer Unsichtbarmachung manifestiert), nicht doch wieder ein Sprechen über und *für* die Unterdrückten ist, das damit aber letztendlich doch wieder den AkteurInnen die eigene Handlungsmacht abspricht.

Ich plädiere dafür, die Öffentlichkeit, die der Wissenschaft gewährt wird, zu nutzen, um die AkteurInnen, die Subalternen, wie die postkoloniale Kritik sie in Anlehnung an Gramsci bezeichnet⁴⁰, darin zu unterstützen, ihre eigene Stimme hörbar zu machen. Autonom und emanzipiert – auch emanzipiert von uns und unseren Kommunikations- und Argumentationskanälen. Wir wissen, dass das leichter gesagt ist als getan und befinden uns darüber in intensiver interdisziplinärer Auseinandersetzung. So lange sie aber zum Schweigen gebracht werden, arbeiten wir daran, die Phänomene von Slums mitten in Europa, den Hunger

39 Ebd. Die Abschaffung des Wissenschaftsministeriums durch die aktuelle Bundesregierung und die Subsumierung seiner Aufgaben im Wirtschaftsressort ist in diesem Sinne ein durch und durch besorgniserregender Schritt, dessen Rücknahme wir als *Academia* weiterhin fordern sollten.

40 Gayatri Chakravorty Spivak: *Can the Subaltern Speak?* Postkolonialität und subalterne Artikulation. Wien 2008.

und den Kältetod am Rande europäischer Städte etc. offenzulegen, *mit* den Betroffenen und nicht über sie zu sprechen⁴¹ und sie aus ihrer eigenen Perspektive verstehen zu lernen⁴².

Unabhängig von der Frage, ob die TagelöhnerInnen in Rosarno, die TomatenpflückerInnen in Apulien, die SaisonarbeiterInnen auf den Gemüsefeldern in Tirol oder die Zimmermädchen in Vorarlberger Hotels mit ihren erzwungenen Lebensbedingungen zurecht kommen und unabhängig davon, ob nun 16 000, 20 000 oder 100 000 Menschen auf dem Grund des Mittelmeeres begraben liegen: Das europäische Migrationsregime, Migration als Gefährdung der Grenzsicherheit zu betrachten, und MigrantInnen deshalb den Zugang zu gleichen Bürgerrechten und angemessenen sozialen Positionen zu verwehren, ist menschenverachtend; es ist sogar tödlich – im Namen der Demokratie, der Freiheit, der Freizügigkeit und des Friedens, hehre Werte, für die Europa stehen will und für die wir alle, als Souverän der Europäischen Union, 2012 den Friedensnobelpreis bekommen haben.

Wir werden von künftigen Generationen daran gemessen werden, ob wir aufgestanden sind gegen dieses Regime, das, in Anlehnung an Jean Ziegler, nicht nur tödlich, sondern mörderisch ist, und *für* ein anderes, soziales Europa der Teilhabe und der Möglichkeiten.

41 Diana Reiners, Gerlinde Malli, Gilles Reckinger: Bürgerschreck Punk. Lebenswelten einer unerwünschten Randgruppe. Wien 2006.

42 Michi Knecht: Von der »Kultur der Armut« zu einer »Ethnologie der Ausgrenzung«. In: Dies. (Hg.): Die andere Seite der Stadt. Armut und Ausgrenzung in Berlin. Köln, Weimar, Wien 1999, S. 326–333.

Beyond Alarmism.

Lampedusa and the need for a politically-engaged academia.

The on-going humanitarian plight of the boat people is conveyed as a catastrophe in the media's attention economy. Measures taken in the name of protecting refugees obscure the strengthening of border controls. Yet the perspectives of those involved and the effects policy has on the realities on the ground are ignored – a task for politically-engaged academia.

Mitteilungen





Im Medium des Panoramas verliert sich der ›lange Blick‹ in Sehlust.

Symposium »Vom Zankapfel zum Publikumsmagnet?

Drei Jahre Tirol Panorama mit Kaiserjägermuseum«, am 11. März 2014,
Tirol Panorama, Innsbruck

Mit Michael Zemo Diemers 1896 gemaltem Riesenrundgemälde zur erfolgreichen Schlacht der von Andreas Hofer angeführten Tiroler Schützen gegen die napoleonischen Truppen im Jahr 1809 hat »eines der letzten existierenden Panoramabilder des 19. Jahrhunderts«¹ seit 2011 im »Tirol Panorama« auf dem Bergisel einen neuen und repräsentativen Ausstellungsort gefunden. Repräsentativ nicht nur insofern als das originale Ausstellungsgebäude, die in der Stadt am Inn gelegene Rotunde, aufgrund seiner Bauälligkeit dem Gemälde nicht mehr ausreichend Schutz bot. Der dem Bergiselplateau aufliegende, von Beton und Glas bestimmte Neubau gewährt diesen nun, und er strahlt außerdem ein hohes Maß an Modernität aus. Repräsentativ ist das Tirol Panorama zudem, weil sich das Gemälde nun an dem Ort befindet, den es darstellt und der heute einen mit der Gemäldedarstellung weitgehend identischen Ausblick auf Innsbruck, das umgebende Inntal und die gegenüberliegende Nordkette eröffnet. Repräsentativ ist der Ort aber nicht zuletzt auch, weil der Bergisel sowohl historisch als auch aktuell überdeterminiert ist, was seine Aufladung mit allgemein kulturellen, vor allem aber spezifisch mit Tirol konnotierten Bedeutungen anbelangt. Dies zeigt sich bereits an der Nachbarschaft der von Zaha Hadid neugestalteten Olympiaschanze mit dem seit 1880 bestehenden Tiroler Kaiserjägermuseum (hinzu kommen Mythen wie der Kampf der Riesen Haymon und Thyrsos, vorchristliche Grabstätten, das 1893 von Kaiser Franz Joseph eingeweihte Andreas-Hofer-Denkmal, die den Bergisel bedrängende Brenner-Autobahn etc.).

- 1 Diese Aussage stammt von der Kunsthistorikerin Silvia Eiblmayr, die die Galerie des Landes Tirol/Galerie im Taxispalais in Innsbruck von 1999 bis 2009 leitete und ist einem Text Eiblmayrs zu der von ihr im Taxispalais kuratierten Ausstellung der Münchner Künstlerin Michaela Melián aus dem Jahr 2003 entnommen. Die Ausstellung trug den Titel »Panorama« und zeigte eine panoramatische Annäherung an die Landschaft des zeitgenössischen Innsbruck, der Diemers Gemälde als Referenz diente. Vgl. Silvia Eiblmayr: Panorama. In: Michaela Melián: Triangel. New York, Berlin 2003, S. 59–64, hier S. 59.

Das Tirol Panorama umfasst neben dem Riesenrundgemälde auch eine Ausstellung mit dem Titel »Schauplatz Tirol«, die Objekte aus der Geschichte Tirols präsentiert (u.a. in Form einer Vitrine, die sich über die gesamte Länge des Raumes zieht und ein von A–Z geordnetes eklektisches Sammelsurium ausstellt, einschließlich des Präparates eines auf der Brennerautobahn überfahrenen Bibers) mit Schwerpunkt auf sakralen Gegenständen und Gegenständen mit Bezug zur Südtirolthematik und sich in einem unterirdischen Verbindungsstück zwischen Riesenrundgemälde und Kaiserjägermuseum befindet. Letzteres ist dem Tirol Panorama zwar räumlich, erstaunlicherweise jedoch nicht in kuratorischer Hinsicht angegliedert.

Das dreijährige Jubiläum des damals lokal umstrittenen Neubaus wurde von Timo Heimerdinger, Professor für Europäische Ethnologie an der Universität Innsbruck, Dirk Rupnow, ebenda Professor für Zeitgeschichte, und dem Direktor der Tiroler Landesmuseen, Wolfgang Meighörner, zum Anlass genommen, das Tirol Panorama im Rahmen eines eintägigen Symposiums zur Diskussion zu stellen.

Timo Heimerdinger warf einleitend die Frage auf, was eigentlich gezeigt werde, wenn ein 1896 gemaltes Gemälde, das eine historische Situation von 1809 in mehrfach inkorrekt Weise darstelle (Uniformen, die es damals dort nicht gab; schneebedeckte Berge im Sommer; die Anwesenheit Hofers am Kampfplatz etc.), weitgehend ohne historisch-kritische Situierung ausgestellt? Zumal, wenn es sich bei den Inkorrektheiten um eine »Neukonfigurierung unter patriotischen Vorzeichen« (Heimerdinger) handele? Dirk Rupnow präsentierte den Ansatz des Symposiums, in sieben Vorträgen und einer abschließenden Podiumsdiskussion mit lokalen Akteur_innen aus Verwaltung, Politik, Publizistik und Wissenschaft Blicke sowohl von »innen« wie auch von »außen« auf das Tirol Panorama zu werfen. Diese Kategorie aufgreifend, lassen sich als für die Innenperspektive zuständig verstehen: Wolfgang Meighörner als Direktor der Tiroler Landesmuseen, der Ausstellungsmacher HG Merz, dessen Architekturbüro die Präsentation des Riesenrundgemäldes wie auch den »Schauplatz Tirol« gestaltet hatte, die Leiterin der Museumspädagogik, Angelika Schafferer, Benedikt Erhard aus der Kulturabteilung der Tiroler Landesregierung. Außenperspektiven unterschiedlicher Art wurden eingenommen von Michael Brandl von der Tirol Werbung, Stephan Oettermann, Autor des kulturwissenschaftlichen Standardwerks zu Panoramen, *Das Panorama – Die Geschichte eines*

*Massenmediums*², Ansgar Reiß als Direktor des Bayerischen Armeemuseums in Ingolstadt, Bernhard Tschöfen vom Institut für Populäre Kulturen der Universität Zürich sowie dem Publizisten Benedikt Sauer, dem Lokalpolitiker Gerhard Fritz, der Innsbrucker Historikerin Brigitte Mazohl und diversen Tagungsbesucher_innen, die zahlreich erschienen waren und sich mehrfach mit Nachfragen und Kritik einbrachten.

In seinem Eröffnungsvortrag beschrieb *Wolfgang Meighörner* das Tirol Panorama als einen großen Erfolg, der mit bislang über 400 000 Besucher_innen die Erwartungen übertroffen habe. Es sei außerdem geglückt, eine angemessene Präsentation des Riesenrundgemäldes und die Belebung des Bergisels als Naherholungsgebiet zu verbinden. Meighörner überraschte mit der Ankündigung, den »Schauplatz Tirol« als Wechselausstellung zu begreifen, deren Erneuerung er für in fünf Jahren anstrebe. Er begreife den Raum als »Spielfeld«, auf dem Themen, die für Tirol wichtig seien, abgehandelt werden könnten. Was die Umsetzung anbelangt, schwebt ihm eine noch zu bestimmende Form der Bürgerbeteiligung vor.

Michael Brandl machte allgemeine Ausführungen zum Tourismus in Tirol und stellte insbesondere die »Marke Tirol« vor, wie sie derzeit konzipiert ist. Den so genannten Markenkern bilden Aspekte wie Tirol als Gebirgsland, Werte wie Beständigkeit und Erneuerung, Echtheit, Ruhe und das Motiv der Kraftquelle.³ Zu Brandls eigenem Erstaunen entspricht das Tirol Panorama, das alles andere als im Zentrum der Aktivitäten der Tirol Werbung steht, wie Brandl einräumte, zentralen Aspekten der Marke Tirol vollständig. Das Tirol Panorama erbringe damit einen »Leistungsbeweis« der Marke Tirol und mache diese zu einem »Erlebnis«. Brandl konstatierte: »Aus dem Tirol Panorama geht man nicht geschlaucht raus, sondern stolz.« Im Anschluss an Brandls Vortrag flackerte eine kulturwissenschaftliche Diskussion auf, in der etwa Brigitte Mazohl die Frage aufwarf, wie echt die Echtheit Tirols

2 Stephan Oettermann: *Das Panorama. Die Geschichte eines Massenmediums*. Frankfurt a. M. 1980.

3 In einer Anzeige der Tirol Werbung in einem Informationsblatt der Deutschen Bahn lesen sich diese Markenqualitäten unter der Überschrift »Bergsommer Tirol« wie folgt: »Der Alltag löst sich auf in klarer Bergluft, Kinder entdecken unbekannte Welten, Eltern genießen die einzigartige Natur und alle tanken neue Kräfte.« Aus: Ihr Reiseplan, ICE 1013 LH 3605/3632 Münster (Westf) – München, 01.05.–14.06.2014.

denn sei? (Worauf sie die Antwort »echt unecht« erhielt, wovon man nicht wusste, ob sie spaßig oder ernst gemeint war.) Silke Meyer, Assistenzprofessorin in der Europäischen Ethnologie in Innsbruck, sprach die Problematik der Essenzialisierung an. Timo Heimerdinger wies, als Ergänzung zum Wert der Kontemplation ermöglichenden Ruhe, auf den Wert produktiver Unruhe und damit ein möglicherweise im Riesengemälde verborgenes kritisches Potenzial hin.

Die Museumspädagogin *Angelika Schafferer* beschrieb in ihrem Vortrag die Bewegungen der Besucher_innen durch den Ausstellungsraum mit einer quasi ethnografischen Neugierde und Empathie, die in ihrer Eindringlichkeit schwer wiederzugeben sind. Außerdem bleiben es Bewegungen, also Dynamisches, schwer Festzuhaltendes – und nicht etwa inhaltliche Aspekte der Ausstellung. Auf diese kam Schafferer punktuell zu sprechen, etwa wenn sie die Entmystifizierung Andreas Hofers mittels Erläuterung der historischen Situation als eine »Herausforderung erster Klasse« bezeichnete.

HG Merz bot einen Überblick über die Ausstellungskonzeptionen seines Architekturbüros. Das Tirol Panorama figurierte hier nicht prominent – im Gegensatz etwa zu der wiederholt gezeigten, ganz auf das Wesentliche reduzierten, die architektonische Anlage eines nationalsozialistischen Konzentrationslagers rekonstruierenden, wie eine archäologische Ausgrabungsstätte anmutenden Ausstellung über das KZ Sachsenhausen. Mit Fragen wie »Wie mache ich den Weg spannend?«, dem Arbeiten mit Gegensätzen (»nah am Himmel, tief im Gebirge«) etc. wurde jedoch Merz' Ansatz deutlich, der sich auch im Tirol Panorama erkennen lässt und den er an anderer Stelle in dem Satz formuliert: »Ausstellungsgestaltung sollte nach dem Motto agieren: ›Der Film muss im Kopf des Betrachters ablaufen!«⁴ Was Merz damit konkret meint, geht aus einer anderen Stelle des hier zitierten Textes hervor: »Eine Schlange neben einem Elefantenfuß verdeutlicht die Bandbreite der Tiere in der Savanne, vermittelt ihre atemberaubende Vielfalt schneller und einleuchtender als alle Didaktiktafeln oder Videoclips. Es entstehen spannende

4 Zitiert nach HG Merz: *Lost in Decoration*. In: Anke te Heesen, Petra Lutz (Hg.): *Dingwelten. Das Museum als Erkenntnisort* (Schriften des Deutschen Hygienemuseums Dresden, 4). Köln, Weimar, Wien 2005, S. 37–43, hier S. 43.

Kombinationen und äußerst reizvolle Kontraste, welche die Phantasie beflügeln oder den Betrachter einfach nur zum Staunen bringen.«⁵

Stephan Oettermann skizzierte eine Geschichte der Panoramen als Unterhaltungsmedien. Diese nahm in England im Jahr 1792 mit der Patentierung ihren Anfang, führte über kommerziell erfolgreiche Ausstellungen in den europäischen Großstädten zu einer späten Hochphase am Ende des 19. Jahrhunderts, bevor sie mit dem Ersten Weltkrieg und dem Aufkommen von Spielfilm und Kino endete. Eher beiläufig kam Oettermann auf die ästhetisch-medialen Besonderheiten der Panoramen zu sprechen, denen er in seiner 1980 veröffentlichten Studie⁶ große Aufmerksamkeit schenkt. So etwa indem er betonte, dass es sich beim »Panorama« um eine Wortneuschöpfung handelte, die sich aus den griechischen Worten *pán* und *hórāma* zusammensetzt und somit wörtlich »alles sehen« bedeutet⁷, und indem er außerdem die anamorphotische, also zum Zweck der Illusion verzerrte Darstellungsweise der Riesenrundgemälde hervorhob.⁸

In seinem Vortrag machte *Bernhard Tschofen* seine Kritik an der Ausstellungenkonzeption gerade an der panoramatischen Medienästhetik

5 Ebd., S. 39 u. 40.

6 S. Anm. 2.

7 Vgl. Oettermann 1980 (wie Anm. 2), S. 7.

8 In seiner Studie geht Oettermann noch weiter und verankert das Panorama in der etwa von Goethe gefeierten Erfahrung des Horizontes, die Einsichten in das menschliche Dasein als Auf- und Übersichten gestattet und bislang ungekannte Sehlüste hervorgerufen habe. Während in der Vedute die Landschaftsdarstellung »in einander widersprechende Bestandteile« auseinanderzufallen drohte, »reicht [das Panorama] die Ausschnitte zum Horizont«. »[E]s bereitet der Unsicherheit der Details ein Ende, indem es sie mit einer einzigen Geste für sich vereinnahmt.« Dieser Geste wohnt eine demokratisierende Tendenz inne (an die Stelle des exklusiven Schzentrums der zentralperspektivischen Malerei treten mit den unendlich vielen Augenpunkten des Panoramas potenziell unendlich viele Betrachter_innen) und sie bildet das Gegenstück zur zeitgleich von Bentham entwickelten Idee des Panopticons. Während in diesem alles, was zu einem zentralen Punkt sternförmig angeordnet ist, von diesem einen Punkt aus überwacht werden kann, werden die Betrachter_innen im Panorama von einem »frappanten Landschaftsillusionismus«, von einer »naive[n] Lust am Landschafts- und Schlachtenschauen« (Eiblmayr 2003 [wie Anm. 1], S. 64) eingenommen. Ein Eingenommenwerden, das Oettermann mit der visuellen Aneignung des Gezeigten durch die Betrachter_innen gleichsetzt und dessen ideologische Implikationen ihn ebenfalls interessieren. Oettermann 1980 (wie Anm. 2).

fest. Riesenrundgemälde, Schauplatz Tirol, Kaiserjägermuseum – sämtliche Ausstellungsteile stünden »im Schatten des Panoramatischen«; das Panorama erfahre hier eine »alles sprengende Karriere«. Nicht nur werde das Erleben ganz ins Zentrum gestellt und eine Kommentierung der Ausstellungsobjekte finde nicht statt. Die Modi des Zeigens missachteten außerdem auch die Relationalität des Auratischen: Die Objekte müssten Wahrnehmungsangebote machen, die »den langen Blick, den es im Museum braucht«, ermöglichten. Stattdessen sei das Tirol Panorama durch eine »gleichförmige Darstellung« bestimmt, die durch eine »unklare Perspektive« gekennzeichnet sei, die lediglich eine »Wahrnehmung en passant« hervorrufe. Dies aber überall und jederzeit.

Vor diesem Hintergrund unterbreitete Tschofen eine Reihe von Verbesserungsvorschlägen. Er schlug vor, den kuratorischen Standpunkt der Ausstellung zu klären und das heißt nicht zuletzt, ihn *klarer* zu fassen. Hierzu zählt für ihn die Frage nach dem eingangs von Timo Heimerdinger angesprochenen Verhältnis der beiden unterschiedlichen historischen Situationen 1809 und 1896. Hier vertrat Bernhard Tschofen den Standpunkt, die Ausstellung müsse von 1896 handeln, der zu diesem Zeitpunkt herrschenden Sehlust, der in ihr vorhandenen Geschichtsbegeisterung. Entsprechend gelte es, das Riesenrundgemälde medienhistorisch zu situieren. Tschofen verwies hier auf das Panorama als Unterhaltungsmedium (»kapitalistischer Trash des späten 19. Jahrhunderts«). Des Weiteren schlug er vor, »expositorische Autorität« als aushandelbar zu begreifen und anzuzeigen – dazu muss sie sich freilich erst einmal als Standpunkt abzeichnen, erkennbar werden. Und schließlich gelte es, das Kaiserjägermuseum neu zu fassen, indem die »berauschende affektive Epistemik der Objekte« mit einer Nutzungsgeschichte verbunden werde.

Überhaupt das Kaiserjägermuseum! Bereits Meighörner hatte beklagt, dass es kuratorisch von den Tiroler Landesmuseen unabhängig ist, nämlich in der Verantwortung einer Stiftung liegt. *Ansgar Reiß* griff diese Kritik in seinem Beitrag auf. Mit Bezug auf die unzähligen Portraits, die einen Großteil der Ausstellungsobjekte darstellen, charakterisierte er das Kaiserjägermuseum als eine Ausstellung »gleichförmige[r] Dinge in großer Zahl«. Mit dem Problem, dass das Wissen um deren Bedeutung vorausgesetzt und leider nicht erklärt werde. Reiß plädierte außerdem für eine kritische Darstellung der Geschichte der Kaiserjägerregimenter. Darüber hinaus betonte er die mit der Sammlung gegebene

nen, enormen Möglichkeiten: So ließe sich mit ihrer Hilfe der »Kosmos eines Regiments« entfalten, dessen »Ethos«. Eine wertvolle Aufgabe, handle es sich hierbei doch um »eine untergegangene Welt«. Es gelte außerdem, den Charakter des Kaiserjägermuseums als Denkmal ernst zu nehmen. Dies gelingt aus Reiß' Sicht bereits heute im Raum zum Ersten Weltkrieg, den er für eine der gelungensten Darstellungen zum Thema überhaupt hält.

In der abschließenden Podiumsdiskussion, die sich wesentlich auf den Schauplatz konzentrierte, thematisierte *Brigitte Mazohl* die Ausstellung als einen »Erinnerungsort«, dem die Geschichte abhanden gekommen sei, also ein Bewusstsein für historische Situierungen fehle. Vergleichbar hielt *Gerhard Fritz* die Chance für vertan, den Hofer-Mythos kritisch zu reflektieren. Der Publizist *Benedikt Sauer* vertrat die Ansicht, das Leitmotiv der Ausstellung sei die nationalpatriotische Behauptung Tirols. Mit Bezug auf die Teilung Tirols als Folge des Ersten Weltkriegs fasste er den Charakter des Leitmotivs auch als »posttraumatische Erzählung«. *Benno Erhard* räumte Schwächen ein, versteht das Tirol Panorama insgesamt aber als einen erfolgreichen Kompromiss. Er verwies auf die komplizierte Genese des Projektes (mehrere Vorhaben galt es unter einen Hut zu bekommen: die Rettung des Riesenrundgemäldes, die Sanierung des Kaiserjägermuseums etc.) und auf die schwierige Ausgangslage, in einem »Milieu volkskultureller Selbstbespiegelung« eben gerade nicht »das große Bild des heroischen Tirols« zu inszenieren, sondern dieses auf ein »en-passant-Bild herunterzubrechen«. *Wolfgang Meighörner* gebrauchte dasselbe Bild, wenn er, Tschofens Kritik explizit aufgreifend, für den »Schauplatz Tirol« in Anspruch nahm, dass er Tirol »panoramatisch erfahrbar« mache und hierin der tatsächlichen »panoramatischen Wahrnehmung« Tirols durch jährlich Millionen Transitreisende entspreche.

Insofern erfuhr die medienästhetische Qualität des Riesenrundgemäldes zwar Aufmerksamkeit, wurde aber eher instrumentalisiert als reflektiert. Entsprechend blieb auch die Frage ungeklärt, ob sich der kuratorische Ansatz gegenüber der illusionistischen, Sehlust in einer »fortlaufenden Bewegung«⁹ staunenden Schauens erzeugenden und dabei den reflektierenden, langen Blick tendenziell ausschließenden

9 So wieder Eiblmayr, diesmal über Meliáns Aneignung des Panorama-Motives (wie Anm. 1), S. 59.

Ästhetik affirmativ verhalten solle (Erhard, Meighörner) oder dieser Tendenz vielmehr gezielt entgegenwirken müsse (Tschofen, Reiß). Neben dem bemerkenswerten Erfolg, eine enorme Bandbreite an Perspektiven auf das Tirol Panorama in einem eintägigen Symposium und über die Grenzen von ›Innen‹ und ›Außen‹ hinweg kompakt gebündelt zu haben, bestand die wesentliche Leistung des Symposiums gerade im Aufwerfen dieser Frage. Sie artikuliert eine Problematik, die freilich über das Tirol Panorama und die Ästhetik des Riesenrundgemäldes hinausweist und in dem ihr inhärenten Aspekt der Flüchtigkeit eines grundlegend unsten Blicks, einem Schweifen des Wahrnehmens, die Theorie und Praxis zeitgenössischen Ausstellens im Allgemeinen betrifft und herausfordert.

Versuche, vermittelnde Antworten zu finden, gab es auch. Während Brigitte Mazohl als eine dritte Perspektive einen »gebrochenen panoramatischen Blick« auf Tirol ins Spiel brachte, äußerte Gerhard Fritz den Wunsch, eine kritische Geschichtsschreibung, die auch aktuelle Tiroler Thematiken berücksichtige (u.a. Migration), möge sich mit der popkulturellen Begeisterung verbinden, die seine Kinder dem Riesenrundgemälde entgegen brächten. Die fänden es »einfach cool«.

Jochen Bonz

Modo panoramico?

Das Tirol Panorama am Innsbrucker Bergisel – Mutmaßungen über die Medienimmanenz des Affirmativen¹

Bernhard Tschofen

Einer in Auftrag gegebenen Ausstellungskritik mag man vielleicht zunächst mit ähnlicher Skepsis begegnen, wie der Autor selbst auf die Anfrage reagiert hat. Auch wenn der Rahmen, in dem diese vorgetragen und diskutiert werden sollte, das Gewicht der vertretenen Positionen zu relativieren half, so wollte man sich dennoch nicht als bestellter Kritiker exponieren. Und die Zurückhaltung hat durchaus auch etwas mit dem Gegenstand zu tun: Muss man, um über das Tirol Panorama zu sprechen, nicht auch ein Kenner des Tiroler Freiheitskampfs, jedenfalls der Geschichte Tirols sein? Die Bergisel-Kompetenz des Verfassers nimmt sich dagegen höchst bescheiden aus: Sie beschränkt sich auf Kinder- und Jugendtage vor dem Fernseher aus Anlass der Vierschanzentournee und der Olympischen Spiele 1976 (als Vorarlberger hätte man lieber Toni Innauer als Karl Schnabl ganz vorne gesehen) und ein unvergessenes Konzert von Gianna Nannini (bekanntlich eine »Walsche«) in der sommerlichen Bergisel-Arena 1985. Selbst wenn man im Schatten des Brengener Bergisels (einer patriotischen Sekundärbenennung vermutlich aus der Zeit um 1840) aufgewachsen ist und den Lärm der Schießübungen von Militär und Schützengilde noch heute im Ohr hat, muss man vor diesem Ort und seiner Geschichte – und damit auch vor den Versuchen ihrer Darstellung – Respekt haben.

- 1 Vortrag beim Symposium »Vom Zankapfel zum Publikumsmagnet? Drei Jahre Tirol Panorama mit Kaiserjägermuseum«, Innsbruck, 11. März 2014. Veranstalter waren das Institut für Geschichtswissenschaften und Europäische Ethnologie, das Institut für Zeitgeschichte (beide Universität Innsbruck) sowie die Tiroler Landesmuseen (siehe Bericht Jochen Bonz). Die mündliche Form des Vortrags wurde weitgehend beibehalten, auf einen umfangreicheren Apparat bewusst verzichtet.



Abb. 1: »Handlung & Personen«: Eine Wandelhalle der Akteure von 1809 als Hinführung zum Rundgemälde.

Der Respekt gebührt dann aber vor aller Kritik zunächst dem Land Tirol für den Mut zur Realisierung dieses Vorhabens. Er gilt ebenso für den kühn an die Geländekante gesetzten Bau des Tirol Panoramas den Architekten des Büros *stoll.wagner*, Innsbruck (Philipp Stoll, Reinhard Wagner und Rupert Gimpel) und für die szenografische Konzeption dem Büro HG Merz, Stuttgart, das sich der schwierigen Situation einer musealen Präsentation zwischen Rundgemälde und Kaiserjägermuseum zu stellen wusste. Und er gilt nicht zuletzt den inhaltlich Verantwortlichen des Tiroler Landesmuseums um Wolfgang Meighörner für die Entscheidung, Ort und Gemälde mit einer Ausstellung zu kommentieren, und – das sind häufig übersehene Leistungen – der Arbeit der Restauratoren und der technischen Realisierung der Translozierung des Riesenrundgemäldes in die neuen Räume. Dass dies alles auf höchstem Niveau realisiert worden ist, steht außer Zweifel. Dennoch scheint mit diesem Ensemble nicht alles zu stimmen: Der Anerkennung durch das breite Publikum als Erlebnisraum steht die Skepsis der regionalen Fachöffentlichkeit gegenüber, und sowohl historisch Versierte als auch mit dem Medium Ausstellung Vertraute werden den unbehaglichen Besuchseindruck bestätigen, der sich bei näherer Auseinandersetzung eher verfestigt denn verflüchtigt.

Erhaben – im Schatten des Bergisel?

Eine Ausstellungskritik kann sich aber nicht allein mit gestalterischen Fragen und grundsätzlichen Inhalten beschäftigen – das Ziel dieses allzu sehr vernachlässigten Genres muss vielmehr in einer integrierten Diskussion von Form und Inhalt und damit an einer Orientierung an der Medienspezifik musealer Ausstellungen liegen. An diese sei daher eingangs in aller Kürze erinnert.

Das Tirol Panorama wird zwar in der Öffentlichkeit als Bereicherung der Museumslandschaft wahrgenommen und kommuniziert, ein Museum im engeren Sinn ist es aber nicht. Vielmehr wäre es als ein multifunktionales Gebäude zu verstehen, das von einer Ausstellung mit mehrheitlich musealen Objekten bespielt wird. Sein Proprium aber liegt dessen ungeachtet in der Räumlichkeit der Wissensanordnung. Denn die hier realisierte Form des Ausstellens ist nicht zu denken ohne die Kopräsenz von Dingen (Bildern, Zeichen, Medien im engeren Sinne)



Abb. 2: Medium, Szenerie und Staffage – alles Panorama?
Ausschnitt mit den Helden des Tiroler Freiheitskampfes
als Feldherrn am Bergisel.

und Menschen in einem sinnhaft gestalteten und sinnlich erfahrbaren Raum.²

Woran liegt aber die Spezifik der hiesigen Situation? Sie wird *grosso modo* von zweierlei bestimmt: Zum einen ist nicht zu verkennen, dass es sich beim Bergisel per se um einen ausgemachten Gedächtnisort handelt. Als »lieu de mémoire« (Pierre Nora) ist er aber nicht nur ein mächtiger Ort, sondern als solcher auch mehrschichtig – und ein Stück weit banal. Er präsentiert sich nämlich allein schon räumlich und baulich zugleich entrückt und in seiner Nähe zu Autobahn, Siltschlucht und den Bauten der urbanen Peripherie auch nahe an der spätmodernen Wirklichkeit einer entgrenzten Region. Zum anderen ist die Situation im Tirol Panorama von der Mehrschichtigkeit der expositorischen Aufgabenstellung gekennzeichnet. Sie integriert erstens ein historisch gewordenes Medium unterhaltender Erinnerungskultur (das Rundgemälde³), zweitens ein bestehendes Museum als Zeugnis eines historischen Umgangs mit Geschichte (Kaiserjägermuseum⁴) und drittens – gewissermaßen dazwischen und daneben – den Anspruch, den Ort selbst, das Medium, die damit verbundenen Praktiken und Kontexte entsprechend zu situieren. Das ist in aller Kürze ein für Inhalt und Gestaltung gleichermaßen anspruchsvolles Programm, das es nicht leicht macht, aus dem Schatten des Orts herauszutreten. Warum das Ensemble, so der Gesamteindruck, in der Wirkung des Orts gefangen bleibt, wäre ausführlich zu diskutieren, und die Veranstaltung am Bergisel hat dafür auch viele Ansätze geliefert. Im Mittelpunkt der hier skizzierten Mutmaßungen soll, wie im Untertitel angedeutet, ein besonderes Problem stehen. Es handelt

2 Beispielhaft dargelegt bei Gottfried Korff: Betörung durch Reflexion. Sechs um Exkurse ergänzte Bemerkungen zur epistemischen Anordnung von Dingen. In: Anke te Heesen, Petra Lutz (Hg.): Dingwelten. Das Museum als Erkenntnisort. Köln, Weimar, Wien 2005, S. 89–108.

3 Das 1896 fertiggestellte sogenannte Riesenrundgemälde von Michael Zeno Diemer (1867–1939) zeigt die Ereignisse der dritten Schlacht am Bergisel vom 13. August 1809: Historisch umfassend aufgearbeitet bei Susanne Gurschler: Panorama der »Schlacht am Bergisel« – die Geschichte des Innsbrucker Riesenrundgemäldes. Innsbruck 2011. Vgl. auch Isabelle Brandauer, Wolfgang Meighörner, Saskia Danae Nowag: Das Innsbrucker Riesenrundgemälde. Ein Gemälde – viele Bilder. Innsbruck 2013.

4 Als Museum der k.u.k. Kaiserjäger 1880 errichtet, beherbergt der Bau auch eine »Andreas Hofer Galerie« und die »Tiroler Ehrenhalle«. Vgl. den Beitrag von Ansgar Reiß in diesem Band.

sich um den vermuteten Zusammenhang zwischen dem irritierend affirmativen Charakter des gesamten Arrangements und den präferierten Formaten und Medien. Denn – so die These – das Unbehagen an dem, was nach einem Besuch des Tirol Panoramas zurückbleibt, hat nicht allein mit dem Ort und seiner Geschichte als vielmehr mit den expositorischen Möglichkeiten zu tun, die er bereithält.

Standpunkte – nur die schwierige Nachbarschaft?

Rekapitulieren wir an dieser Stelle nochmals, wo die Intentionen dieses institutionellen und museologischen Konglomerats liegen. Und sehen wir uns dafür zunächst die Situation am Bergisel einmal mit bewusst distanzierendem Blick an. Da ist, wenn man so will, ein recht selbstbewusstes UFO gelandet und hat an bestehende Erinnerungsorte angedockt – an das Kaiserjägermuseum, die für die historistische Geschichtskultur zurechtgemachte Anlage um das Denkmal Andreas Hofers, den erweiterten Bergisel selbst als Landschaft, stadtnahe Bellevue, Sport- und Veranstaltungstätte. Mit diesem Eingriff ist aber auch das Gesamtensemble selbst verändert worden, doch wird diese Transformation des vielschichtigen Orts nicht – oder jedenfalls: nicht ausreichend – reflektiert und sichtbar gemacht. Anders gesagt, die Hauptproblematik scheint in der unentschiedenen Geste zu liegen, und das unklare epistemische Setting (in welcher Beziehung stehen die unterschiedlichen Dimensionen des Bergisels und die mit ihnen verbundenen Erzählungen zueinander?) führt offensichtlich zwangsläufig zu unscharfen Erzähl- und Zeigeweisen. Eine kleine Zwischenbemerkung scheint hier indes angebracht zu sein: Die Klage über Unklarheiten ist nicht gleichbedeutend mit dem Ruf nach Eindeutigkeit, nach der »großen Erzählung«. Im Gegenteil, die Möglichkeiten des Mediums Ausstellung liegen gerade in seiner Vielschichtigkeit, und seine Qualitäten bezieht es besonders aus der Möglichkeit Differenzierung auch in differenten Erfahrungen zu realisieren.

Ist es also ein Problem von Perspektive und Intention, der Wahl der passenden Mittel und Modi des Zeigens? Da ist zunächst einmal (1.) das Riesenrundgemälde, das als mehr oder weniger ungebrochene Rekonstruktion seinen neuen Platz gefunden hat. Das ist gut so, denn so steht das Erleben des einzigartigen Mediums im Zentrum. Aber es bringt die gesamte Situation auch um die Möglichkeit einer mediengeschichtlichen



Abb. 3: Mediale Betörung vs. medienhistorische
Situierung: Besucher im Inneren des Rundgemäldes.

und gedächtnispolitischen Kommentierung. Das kann auch die als historische Ausstellung mit stark inszenatorischem Charakter – bühnenhaft und medienlastig in ihrem Auftritt – angelegte Hinführung nicht leisten. Warum? Der Grund dafür ist banal, aber wesentlich: Weil dieses für ein Verstehen des Orts und seines zentralen Ausstellungsstücks – dem Panorama selbst – so wichtige Präludium 1809 erklärt und nicht den späteren Blick darauf, nicht Diemer und die Schaulust des späten 19. Jahrhunderts samt der Tiroler Geschichtsbegeisterung, sondern Hofer & Co.

Ein ähnliches Problem der Perspektive belastet (2.) das Kaiserjägermuseum, mit dem das Tirol Panorama in seinem Inneren (und damit inhaltlich) enger zusammenrückt als die von außen wahrnehmbare Distanz der baulichen Beziehung vermuten ließe. So wird es als Sammlung und historische Erweiterung eines an sich nicht existierenden integrierten Bergisel-Museums wahrgenommen. Und die zaghaften Ansätze, ihm trotz seiner Kleinteiligkeit eine ähnliche Geltung als Objekt in toto zu verschaffen wie dem Rundgemälde als seinem ideellen Gegenüber, verlieren sich in den unklaren Übergängen: Wo die Architektur auch im Untergrund der großen Schleuse sich um deutliche Schwellen bemüht, verwischt die Szenografie die Möglichkeiten intelligenten Befremdens zwischen den beiden Gliedern der Anlage: Zu wenig unterscheiden sich die Objekte einerseits, die Präsentationsweisen andererseits im »Schauplatz Tirol« von denen des Kaiserjägermuseums. Da wie dort trifft man – der Museumsblick taxiert oft recht unscharf – auf Militärisches, auf Heimatliches und beides in einer fast beängstigende Fülle.

Es spricht Einiges dafür, dass (3.) hier im »Schauplatz Tirol« genannten zentralen Ausstellungsraum die eigentliche Problemzone des Tirol Panoramas liegt. Denn hier ist nun auf einmal Tirol selbst Gegenstand der Ausstellung und wird eine Passage zwischen zwei wirkmächtigen Monumenten ihrer selbst mit einer Fülle von Aufgaben konfrontiert. Das Landesmuseum selbst wirbt mit »Tirol pur« (das die BesucherInnen hier finden können) und versteht den unterirdischen Ausstellungsraum als »reich gefüllte Schatulle«⁵. Und in der konzeptionellen Darlegung heißt es: »In der Art einer modernen Wunderkammer werden in einem

5 Tiroler Landesmuseen. Schauplatz Tirol (www.tiroler-landesmuseen.at/page.cfm?vpath=haeuser/das-tirol-panorama-mit-kjm-/haus/schauplatz-tirol, Zugriff: 14.11.2014).



Abb. 4: Kein »langer Blick«: Die Dekonstruktion der Stereotype im zentralen Ausstellungsraum »Schauplatz Tirol« scheitert an der nur en passant wahrnehmbaren Opulenz.



Abb. 5: Distanzlose Galeriehängung: Die Abteilung »Kaiserschützen« vor der Ausstellung »Schauplatz der Tirol« bedient sich derselben Modi wie das überkommene »Kaiserjägersmuseum« nebenan.

zentralen Ausstellungsraum auratische Objekte aus der Kulturgeschichte Tirols gezeigt⁶. Doch ist die Wunderkammer nicht das einzige epistemische und gestalterische Prinzip, das in dem Raum realisiert ist. Mindestens drei Zugänge stehen hier nebeneinander und mitunter auch in Konkurrenz zueinander: Neben der Wunderkammer sind dies das Prinzip der Studiensammlung (als enzyklopädisch aufgebautes Schaudépot entlang der Wandflucht) und die kulturhistorisch argumentierende szenografische Präsentation mit ihren thematischen Vertiefungen im Raum selbst. Man gewinnt den Eindruck, dass hier von Seiten der inhaltlich Verantwortlichen fast alles an die Gestaltung delegiert worden ist – die folgerichtig mit großen Metaphern reagiert. Der »Schauplatz Tirol« wird dadurch in der Konstellation mit dem historistischen Medium Panorama und dem als überkommenes Ensemble zu verstehenden Kaiserjägermuseum zur bloßen Revue, und Wissen in Bezug auf die angestrebte Dekonstruktion Tiroler Selbstverständnisse wird nicht einsichtig. Dabei liegt das nicht an den ausgewählten Themen (von denen weniger mehr gewesen wären) oder gar an den mitunter fesselnden Objekten (von denen deutlich weniger mehr gewesen wären). Es sind die Fülle und die unentschiedene Ansprache, die eine vertiefte Begegnung verunmöglichen, denn die herbeigesehnte »Aura« liegt bekanntlich nicht in den Objekten selbst, sondern in der Beziehung, in die wir zu ihnen eintreten können.

Panorama und sezierende Museografie: ein Widerspruch?

Es lässt sich festhalten: Die unentschiedene inhaltliche Haltung in Bezug auf die Frage »Gedächtnis oder Geschichte?« wiederholt sich im Gestalterischen, sie wird vielleicht sogar noch verstärkt. Evident wird sie zum Beispiel dort, wo wie im »Schauplatz Tirol« die liebgewordenen (freilich wenig harmlosen) Bilder tirolischer Eigenart befragt werden sollen, aber jenseits ihrer textlichen Dekonstruktion in der folkloristisch anmutenden Formen- und Farbenfülle ihrer Repräsentationen gefangen bleiben. Es gibt vor allem gute Gründe zu vermuten, dass diese Unschärfe besonders an der fast ausschließlichen Strapazierung der Denkfigur des Panoramas

6 Michael Huter: Innsbruck: Das neue Museum am Bergisel (2008/10) (www.huterundroth.at/uploads/pdf/Huter_CV_Portfolio_c5.pdf, Zugriff: 14.11.2014).



Abb. 6: Tirol heute: Der Rundgang durch das Tirol Panorama schließt mit einer – nochmals panoramatischen – Medienstation im Obergeschoss des Kaiserjägersmuseums ab.



Abb. 7: Zu Füßen die Stadt: Die Entrücktheit des Kaiserjägermuseums dokumentiert sich nicht nur im Räumlichen.

© alle Fotos: Verfasser.

liegt. Sie ist in diesem Haus – *nomen est omen* – omnipräsent, und die Selbstdarstellung im Internet ist dafür ein gutes Indiz: Alles ist hier Panorama, das Riesenrundgemälde, das gebotene historische Panorama der Ausstellung, die schöne Aussicht⁷. Hier ist an die Medienspezifität musealer Ausstellungen zu erinnern. Sinn stellt sich durch unterschiedliche, an Vertrautes anschließende, aber auch befremdende Wahrnehmungen her. Gelungene Szenografie zeichnet sich daher gerade dadurch aus, dass sie mit wechselnden Modi und damit verbundenen unterschiedlichen Blickregimes, mit Rhythmus und vor allem mit Akzentuierung arbeitet. Gerade letztere vermisst man hier weitgehend: Ausgebreitet wird vielmehr ein üppig ausgestattetes historisches Tableau, das wieder nur zu einer Wahrnehmung en passant verleitet.

So gleichen die gezeigten Objekte in dem langen linearen »Showcase« in »Schauplatz Tirol« mehr einer Ansammlung von Überschüssen aus Natur und Kultur des Landes als Objekten mit gezieltem Verweischarakter. Auch wenn sie nur auratisch sein wollen, steht und fällt ihre »Präsenz« in musealen Präsentationen mit ihrer Begründung, mit ihrer begründeten Anwesenheit im Kontext eines sinnhaften Gesamtgefüges. Gleichgültig welches historische Wissens- und Präsentationsformat hier Pate gestanden haben mag, die Wunderkammer, das Musée Sentimentale oder das enzyklopädische Schaudépot, hier scheint ein Prinzip gründlich missverstanden worden zu sein: Es fehlt der gestalterische und erzählerische Verweis auf das, was außerhalb der Präsentation liegt – auf das, was die Objekte repräsentieren. Denn diese Doppelfunktion der Museumsdinge, wie sie in der Museumstheorie der vergangenen Jahre mehrfach beschrieben worden ist, ist konstituierend für den Wissenstransfer im Medium Ausstellung. Stephen Greenblatt hat in diesem Zusammenhang in einem heute noch lesenswerten Essay aus dem Jahre 1990 die beiden Dimensionen unseres Reagierens auf Objekte als »Resonanz und Stauen« differenziert. Es gibt eine Reihe vergleichbarer Konzepte, die hier

7 »Heute ist dieser Ort [der Bergisel, Verf.] ein beliebtes Ausflugsziel im Süden von Innsbruck mit fantastischem Panoramablick über die Landeshauptstadt und auf die Nordkette. Zum Gesamtensemble am Bergisel gehört die Panoramarunde. Der rund 2,2 km lange Weg beginnt beim Museum und verläuft rund um den Bergisel. Der Rundwanderweg besticht durch vielfältige Ausblicke auf Stadt und Natur und schlägt darüber hinaus eine Brücke zwischen Geschichte und Gegenwart.« (www.tiroler-landesmuseen.at/page.cfm?vpath=haeuser/das-tirol-panorama-mit-kjm-/haus, Zugriff: 14.11.2014).

nicht referiert werden können; das Wesentliche liegt in der Formulierung, dass sich in der Begegnung mit den Dingen über die ästhetische Betörung hinaus ein kognitiver Prozess einstellt:

»Unter ›Resonanz‹ verstehe ich die Macht des ausgestellten Objekts, über seine formalen Grenzen hinaus in eine umfassendere Welt hineinzuwirken und im Betrachter jene komplexen, dynamischen Kulturkräfte heraufzubeschwören, denen es ursprünglich entstammt und als deren – sei es metaphorischer oder bloß metonymischer – Repräsentant es vom Betrachter angesehen werden kann.«⁸

Man kann das auch anders formulieren: Eindrucksvollen Dingen eignet etwas Schillerndes, sie irritieren zwar, aber sie erschließen sich auch in – zumindest im Kontext – ihrer Präsenz. Es wäre zu fragen, ob das in den dichten Präsentationen von »Schauplatz Tirol« für die Mehrheit des Publikums der Fall ist.

Resonanz und Staunen sind freilich keine allein dichotomen Funktionen, sondern konstituieren gerade in ihrer wechselseitigen Beziehung Museumswahrnehmung. Aber sie stellen sich auch nicht von selbst ein. Wenn wie hier immer wieder ein panoramatisches Prinzip den vertiefenden »langen Blick« verunmöglicht, den Aleida Assmann als Voraussetzung eines das Gewohnte sprengenden Wahrnehmens und Erkennens beschrieben hat, bleibt die Begegnung mit den Dingen rasch bei einem ambulanten Beschnuppern stecken⁹. Wandabwicklungen, die lineare Vitrine, dazu der Holismus des Konzepts – immer wieder wird thematisch wie szenografisch zum bloß schweifenden Sehen und Gehen verleitet.

Doch damit hat man sich ein weiteres Problem eingehandelt, das den Kern der Unzugänglichkeit dieses mit dem Anspruch der Niederschwelligkeit antretenden Hauses auszumachen scheint. Zu ähnlich werden die Modi des Zeigens und Erfahrens im Panorama selbst, in der Ausstellung und im Kaiserjägermuseum, das dann auch noch mit einer weiteren Anleihe an den Techniken und Medien des panoramatischen Überblicks endet. Der affirmative Eindruck, den das Ensemble hinterlässt, liegt also

8 Stephen Greenblatt: Resonanz und Staunen. In: Ders.: *Schmutzige Riten. Betrachtungen zwischen den Weltbildern*. Berlin 1991, S. 7–29, hier S. 15.

9 Aleida Assmann: Die Sprache der Dinge. Der lange Blick und die wilde Semiose. In: Hans Ulrich Gumbrecht, Karl Ludwig Pfeiffer (Hg.): *Materialität der Kommunikation*. Frankfurt a. M. 1995, S. 237–251.

– so die These – sowohl in der unklaren Perspektive als auch in den gleichförmigen gestalterischen Registern. Die »Affordances«, szenografische Benutzbarkeitshinweise, die zu anderen, zu überraschenderen, zu verfremdenden und reflektierenden Erfahrungen einladen, vermisst man hier weitgehend.

Haymon und Thyrsus reloaded: Kein Ankommen gegen die alten Mächte?

Der Bergisel ist nicht nur der Ort eines Riesenrundgemäldes, sondern auch Spielplatz einer Riesensage, die im Gedächtnis der Region keine unwesentliche Rolle spielt. Sie ist oft gedeutet worden als Kampf der neuen Mächte gegen die alten – ein schönes Beispiel wahrscheinlich weniger für die dahinter häufig vermuteten ethnischen und siedlungsgeschichtlichen Vorgänge (Bajuwaren vs. Rätoromanen o.ä.) als vielmehr für eine »Dialektik der Aufklärung« *avant la lettre*.

Ebenso wenig wie der Versuch, die Gebeine des siegreichen Riesen Haymon, des sagenhaften Gründers von Stift Wilten, archäologisch aufzuspüren, von Glück gekrönt sein konnte, kann es hier um die Durchsetzung einer allein legitimen Lesart von Geschichte gehen. Nicht die *tabula rasa* kann das Ziel sein, nicht die Übertönung anderer Stimmen des Orts und die Beseitigung älterer Schichten des Gedächtnisses. Dennoch spricht viel dafür, dass mehr Eindeutigkeit des Standpunktes, mehr Transparenz und Reflexion dieser erfolgreichen Institution am Bergisel auch eine inhaltliche Brillanz verleihen könnten. Es mag erlaubt sein, diese Überlegungen, vorgetragen im Rahmen einer durchaus praxisorientierten Diskussion drei Jahre nach Eröffnung des Tirol Panoramas, mit drei Empfehlungen abzuschließen, mit Vorschlägen, wie vielleicht eine Optimierung des musealen Angebots am Bergisel in behutsamen Schritten angegangen werden könnte:

1.) Mediengeschichtliche Situierung des Riesenrundgemäldes: Bei allem nachvollziehbarem Respekt vor diesem einmaligen Exponat, wäre zu überlegen, ob es nicht deutlicherer Interventionen bedürfte. Diese beschränken sich gegenwärtig auf die Kommentierung in einem zwar informativen, aber auch leicht zu übersehenden Text (in ungünstiger Höhe an der inneren Brüstung angebracht); und – wenn man so will – ließe sich auch noch die Gestaltung des Auf- und Zugangs als

zur Reflexion Anlass gebende Verfremdung deklarieren. Letztere aber baut primär zusätzlichen Respekt auf, entrückt wie die technisch perfekte Anbringung und Ausleuchtung der Schlachtenszene das Gemälde zusätzlich. So wird es immer weniger als – *sit venia verbo* – kapitalistischer Trash des späten 19. Jahrhunderts¹⁰ wahrnehmbar (eine Dimension, die dem Panorama am alten Standort in der Rotunde am Rennweg noch anhing) und erscheint zusehends als Zeugnis eines so nicht dokumentierten Ereignisses. Um keine Missverständnisse aufkommen zu lassen: Es geht hier nicht um platte Konterkarierung, aber das Riesenrundgemälde besitzt eine solche Präsenz als Objekt, dass beispielsweise durchaus an eine temporäre Bespielung der Leinwände mit einer verfremdenden und aufklärenden Medieninstallation zu denken wäre. Ein Ideenwettbewerb würde dafür bestimmt interessante kuratorische und künstlerische Ansätze liefern können und würde zudem dazu beitragen, dass das Panorama die verdiente (kritische) Aktualisierung im Gedächtnis erfährt.

2. Klärung des kuratorischen Standpunkts: Geht es um Geschichte, oder ist das Gedächtnis der Gegenstand am Bergisel? Will das Tirol Panorama das Jahr 1809 und die Schlacht am Bergisel erklären, oder deren Erscheinungsweisen, Stellungen und Funktionen in der Erinnerung? Es wird nicht lange zu erklären sein, warum letzterer Perspektive der Vorzug zu geben wäre. Nur so wird sich der lebensweltliche Bezug einstellen lassen, der eine Voraussetzung erfahrener Evidenz im Medium Ausstellung ist. Wichtig erscheint dabei, dass ein Deutungsangebot entstehen kann, das der Vielschichtigkeit des Orts und den unterschiedlichen Ansprüchen an diesen gerecht werden kann. Das betrifft vor allem den zentralen Ausstellungsraum »Schauplatz Tirol«, der ein intellektuelles Relais zwischen den historischen Schichten sein sollte und es verdient, in dieser Perspektive neu akzentuiert zu werden. Der Aufwand dafür dürfte überschaubar sein, es geht hier nicht um eine völlige Reorganisation, sondern um eine Schärfung der Erzähl- und Zeigeweisen. Und eigentlich sollten solche Relaunch-Prozesse ihren festen Platz in

10 Vgl. den Vortrag »Massenmedium des 19. Jahrhunderts. Eine kurze Geschichte der Kunstform des Panoramas« von Stephan Ottermann mit Ausführungen zu Kultur und v.a. Ökonomie des Mediums Panorama im Rahmen des Symposiums »Vom Zankapfel zum Publikumsmagnet?« (wie Anm. 1), vgl. auch die Besprechung von Jochen Bonz in diesem Heft.

einer Einrichtung wie dieser finden, nicht zuletzt als Ausdruck eines Selbstverständnisses als einer offenen und in Verhandlung begriffenen Präsentation.

3. Neufassung des Kaiserjägermuseums: Zumindest mittelfristig wird nicht auf eine Überarbeitung dieses Solitärs/Monuments verzichtet werden können. Der nun erreichten Situation sind die politischen und institutionellen Kompromisse in einer Art anzumerken, dass dies dem Verständnis der Bedeutung dieser Einrichtung nicht dienlich sein kann – im Gegenteil. Neufassung muss hier nicht zwangsläufig gleichbedeutend mit einer Behandlung als »Museum im Museum« sein, aber ausgehend von dieser Denkfigur würden sich zum Beispiel Herangehensweisen entwickeln lassen, die der Eigenlogik des Kaiserjägermuseums ihre Referenz erweisen und es dennoch ermöglichen, sein Potential für das große Thema eines Tiroler Gedächtnisses zu mobilisieren. Mit seinen seltsam irritierenden Objekten und auch mit seiner Nutzungsgeschichte – als Teil einer praktizierten Geschichtskultur – bis hin zu dem beklemmend anmutenden Weiheraum der tirolischen Nation könnten seine Räume mit etwas Mut und Idee zu einem besonders eindrücklichen Exempel der Gleichzeitigkeit und Brüchigkeit historischer Erfahrung werden.

Zwischen Denkmal und Panorama. Der Ort des Kaiserjägermuseums in der Museumslandschaft

Ansgar Reiß

Seit dem 11. März 2011 präsentiert sich am Bergisel ein neues Museum. Es nennt sich »Tirol Panorama mit Kaiserjägermuseum« und es verschweigt damit schon im Titel nicht, dass es sich um eine Synthese handelt, und zwar eine Synthese denkbar verschiedenster Dinge. Wenn hier über das Kaiserjägermuseum gesprochen werden soll, so liegt als Ausgangspunkt die Frage nahe: Ist das Zusammenspiel, ist die neue Synthese gelungen? Der Beitrag charakterisiert deshalb zunächst kurz das rein praktische, räumlich-organisatorische Verhältnis von Tirol Panorama und Kaiserjägermuseum, und beschäftigt sich dann eingehender mit dem Zusammenspiel der Komponenten der beiden Häuser. Mit dem durch diese Analyse geschärften Blick wird versucht, einige Entwicklungsperspektiven für das Kaiserjägermuseum zu benennen.¹

Eine Erfolgsgeschichte

Betrachtet man die Synthese rein äußerlich, so präsentiert sich der neue Museumskomplex am Bergisel eindrucksvoll, und er scheint, soweit das nach den ersten Jahren des Bestehens beurteilt werden kann, eine Erfolgsgeschichte zu sein. Der Ausgangspunkt war, für das Andreas-Hofer-Panoramabild ein neues Gebäude zu errichten. Das Bild wanderte damit nach aufwendiger Restaurierung vom vorherigen Standort an der Kettenbrücke an den Ort der Schlacht am Bergisel, und es kommt jetzt mit neuer

1 Der Beitrag ist die überarbeitete Fassung eines Vortrags, der am 11.3.2011 auf dem Symposium »Vom Zankapfel zum Publikumsmagnet? Drei Jahre Tirol Panorama mit Kaiserjägermuseum« gehalten wurde.

Lichttechnik und so weiter ganz ungeahnt zur Geltung.² Das Bild sollte zugleich eingebunden werden in eine historische Ausstellung, und das neue Gebäude gibt den weiteren Funktionen eines modernen Museums – Empfangsbereich, Veranstaltungsräumlichkeiten, Museumspädagogik, Gastronomie – großzügig Raum. Das seit 1880 bestehende Kaiserjägermuseum ist neu durch einen zentralen Zugang von unten her erschlossen, der Eingang erfolgt über das Tirol Panorama. Es ist also von allen funktionalen Bereichen weitestgehend entlastet, da der Empfangsbereich im neuen Gebäude genutzt werden kann. So tritt es nicht nur in seinen Inhalten, sondern auch als historisches Gehäuse prägnant in Erscheinung.³

Das neue Museum wird vom Publikum sehr gut angenommen, und der Bergisel hat eine neue, zusätzliche Attraktion gewonnen. Historische Artefakte werden anspruchsvoll gezeigt. Wenn hier also von einem Erfolg gesprochen wird, so geht es nicht darum, das Entstandene an den damit verbundenen Absichten der einzelnen Akteure zu messen. Es kann nicht darum gehen, zu bewerten, wer Recht gehabt hat, sondern es soll nach dem gegenwärtigen Stand und den weiteren Perspektiven gefragt werden. Die Entstehungsgeschichte ist nicht weiter Thema. Sie ist durchaus komplex, von verschiedensten Faktoren bestimmt, und es gab dabei auch einige Kontroversen. Hier wird ein Blickwechsel versucht, der vom Bestehenden ausgeht und dabei die Inhalte in den Mittelpunkt stellt.

- 2 Begleitend zur Eröffnung sind erschienen: Susanne Gurschler: *Panorama der »Schlacht am Bergisel«*. Die Geschichte des Innsbrucker Riesenrundgemäldes. Innsbruck, Wien, Bozen 2011. Michael Huter, Wolfgang Meighörner (Hg.): *Das Tirol Panorama. Ein Land – Ansichten und Durchblicke*. Innsbruck, Wien 2012. Isabelle Brandauer, Wolfgang Meighörner, Saskia Danae Nowag (Hg.): *Das Innsbrucker Riesenrundgemälde. Ein Gemälde – viele Bilder*. Innsbruck 2013.
- 3 Isabelle Brandauer u.a.: *Das Tirol Panorama. Der Bergisel und das Kaiserjägermuseum*. Innsbruck o.J., S. 86–95. An älteren Museumsführern wurde benutzt: *Führer durch das Regimentsmuseum der Tiroler Kaiserjäger und die Andreas-Hofer-Galerie auf dem Berge Isel*. Innsbruck 1917. *Die Ruhmesstätte Berg Isel* 1938. *Katalog zum Museum der Tiroler Kaiserjäger und der Andreas-Hofer-Galerie mit Erläuterung der Gedenkstätten am Berg Isel*. Innsbruck 1939 [mit Ergänzungsblatt für den Museumskatalog 1938]. *Die Ruhmesstätte Berg Isel. Katalog zum Museum der Tiroler Kaiserjäger, der Andreas-Hofer-Galerie und des Tiroler Ehrenbuches mit Erläuterungen der Gedenkstätten am Berg Isel*. Innsbruck 1952. Karl Purner (Hg.): *Bergisel-Museum Innsbruck*. Innsbruck o.J. [Text von Franz Huter].

Der Gegensatz der Häuser

»Tirol Panorama mit Kaiserjägermuseum«, damit sind, wie angedeutet, zwei markante Komponenten benannt. Um das Zusammenspiel genauer zu analysieren, lässt sich die Frage vielleicht so formulieren: Wird das eine, das Kaiserjägermuseum, vom anderen, dem Tirol Panorama, gewissermaßen Huckepack genommen und einfach fortgetragen? Das Wörtchen »mit« scheint dies zu signalisieren. Nimmt also die eine, die größere, die moderne Struktur, die andere einfach mit sich fort? Oder stehen sich die Komponenten doch als eine Art These und Antithese gegenüber, die miteinander in Korrespondenz treten, so dass tatsächlich eine lebendige Synthese entsteht? Die logistische und touristische Synthese, die Synthese der Eingangsbereiche, der Toiletten und Garderobenräume ist gelungen. Aber was darüber hinaus?

Um der Frage näher zu treten, ist es sinnvoll, sich den Weg des Besuchers zu verdeutlichen. Um zum Kaiserjägermuseum zu gelangen, ist zunächst, von Wilten kommend, der erste Hang des Bergisels zu erklimmen. Am Museum angelangt, tut sich ein überraschendes Hindernis auf: Am Eingang des »Tiroler Kaiserjägermuseums«, der »Andreas Hofer Galerie« und der »Tiroler Ehrenhalle«, die allesamt von der großen Inschrift am Gebäude angekündigt werden, hängt ein Schild »Hier kein Eingang«. Das Schild verweist auf das Gebäude gegenüber. Vom Platz zwischen den Eingängen tut sich nach Nordosten ein Ausblick auf, am Rand der Terrasse steht ein Pavillon. Wir befinden uns in einem Park, eine moderne Skulptur macht dies ganz deutlich. Doch der grobe Kies hält vom Verweilen ab, es bleibt der Weg zum modernen Glaseingang gegenüber. Am Anfang steht also eine Irritation. Ein Spiel von These und Antithese hat am verschlossenen Eingang architektonisch begonnen.

Die Besucherführung im Tirol Panorama soll hier nicht im Einzelnen beschrieben werden. Links liegt – mit schöner Aussicht – das Café, an der Kasse vorbei geht es um den im Inneren der Halle markant erkennbaren Rundbau herum, dann über eine Rolltreppe hinab, von dort hinauf ins Panorama. Damit bricht der Sichtkontakt zur Außenwelt, der vorher durch die großen Fensterflächen dominant war, zunächst ab. Vom Panorama führt der Weg an einer Wand mit Erinnerungsstücken der Kaiserschützen vorbei durch den bunten und reichhaltigen »Schauplatz Tirol« hindurch unterirdisch zum Kaiserjägermuseum hinüber, das, wie

bereits angesprochen, vom Souterrain her erschlossen ist. Im Hinblick auf die oben gestellte Frage der Synthese sollen hier zunächst drei eher oberflächliche Beobachtungen festgehalten werden:

1) Die Sammlung. Im »Schauplatz Tirol« regiert der Wille zur Vielfalt, der Wille, einzelne möglichst unterschiedliche Dinge zusammenzustellen, die im imaginierten Ort »Tirol« konvergieren. Es überwiegt die Entdeckerfreude, die Dinge wecken verschiedenste Erinnerungen, evozieren Klischees und vermitteln spielerisch allerhand Lerninhalte. Im Kaiserjägermuseum dagegen herrscht der Mut oder doch die Unverdorrenheit, recht gleichförmige Dinge in großer Zahl nebeneinander zu präsentieren. Die Vielzahl der Porträts ist zwar gegliedert nach sozialen Kategorien (die sogenannten ersten Inhaber des Regiments, die zweiten Inhaber, die Kommandanten, die Äbte, die Tapferkeitsmedaillenträger usw.), aber sie unterscheiden sich für den naiven Blick eigentlich nur durch große Abstufungen in der künstlerischen Qualität. Ähnliches gilt für die Landschaften, ähnliches für typisierende Darstellungen aus dem Militäralltag oder Krieg, ähnliches für die Waffen und für die Auszeichnungen. Die Sammlung ist nicht museale Sammlung, sondern soziale Repräsentation. Wo der Besucher vorher König war, schlägt ihm hier eine repräsentative Öffentlichkeit entgegen, oder, gemildert, der Ausdruck eines quasi privaten Sammelns. Die Bedeutung wird vorausgesetzt, nicht erklärt.

2) Die Räume. Im Tirol Panorama gibt es eine Raumstruktur, die den Besucher vergessen macht, wo, auf welcher Ebene usw. er sich aufhält, im eigentlichen Panorama als einem großen, runden, illusionistischen Raum ohnehin, aber mindestens ebenso sehr im Schauplatz Tirol, der sich auf einer abschüssigen Ebene entfaltet; verstärkt wird dieses Raumgefühl unter anderem durch die Rolltreppen, verschiedene, von der Orthogonalen abweichende Raumwinkel, überhöhte Figurensockel, von der Decke abgehängte Objekte, bewegliche Schranktüren, raumhohe Fenster, Audioelemente usw. Im Kaiserjägermuseum dagegen herrscht eine gewisse Übersichtlichkeit, die Struktur ist leicht verständlich, es handelt sich, wenn man so möchte, zunächst einmal einfach um normale Zimmer.

3) Die Ausblicke. Überraschend ist es, vom Kaiserjägermuseum durchs Fenster zurück zu blicken zum Tirol Panorama. Im ehemaligen Schützenhaus, das ja erst 1880 zum Museum umgewidmet und mehrfach umgebaut wurde, meint man wieder auf fester Erde zu stehen. Das

Panorama, das uns in eine bunte Kunstwelt entführte, in der man zum Beispiel gar nicht bemerkte, dass das Riesenbild zwar am perspektivisch richtigen Ort, aber in der gänzlich verkehrten Himmelsrichtung präsentiert wird, dieses Tirol Panorama tritt uns beim Blick aus dem Fenster als abgegrenzte Architektur gegenüber, die Berge nach der anderen Seite hin sind ebenso real, das Haus ist eingebettet in eine greifbare Umwelt, das Wetter draußen wird wieder fühlbar, der Weg herauf von Wilten ist sichtbar. An die Stelle eines imaginierten Ortes tritt wieder ein realer.

Dies könnte museologisch natürlich noch viel detaillierter ausgeführt werden; die Vitrinen in den beiden Gebäuden unterscheiden sich, die Beleuchtung, die Wegführung, die Beschriftungen. Die Gegensätzlichkeit lässt sich zusammenfassend und vereinfachend als ein Aufeinanderprallen von Altem und Neuem beschreiben. Tatsächlich wurden natürlich auch im Kaiserjägermuseum viele Elemente, z.B. die Beschriftungen auf Saalblättern, ganz neu produziert und anderes, wie Fenster, Bildhängung und Lichttechnik, wurde überarbeitet, aber all dies geschah zurückhaltend und überdeckt jenen Gegensatz nicht.

Das Zusammenspiel der Komponenten

Ergibt sich aber eine lebendige Synthese? Die Voraussetzungen dafür sind gut, denn wie zu zeigen sein wird, gibt es gerade in der Gegensätzlichkeit eine Fülle von Korrespondenzen. Es handelt sich, so kann dialektisch argumentiert werden, jedenfalls nicht um eine bloße Buchbindersynthese, also das, was spöttisch die Synthese der gemeinsamen Toiletten genannt werden könnte. Weit darüber hinaus scheint es sich auch nicht nur um ein bloßes Huckepackverfahren in dem Sinne zu handeln, dass das Alte insgesamt einfach zu einem Element in einer neuen Struktur würde. Das Kaiserjägermuseum ist nicht einfach insgesamt zu einem Museumsobjekt im Tirol Panorama geworden, vielmehr bietet es dem Tirol Panorama gewissermaßen Paroli. Dies soll an den drei genannten Punkten verdeutlicht werden:

- 1) Die Sammlung: So uninteressant dem modernen Besucher eine Galerie der Regimentskommandeure geworden ist, so sehr er gelangweilt wird vom heroisierenden Gestus vieler der Gemälde, so unverstündlich ihm die Bedeutung von Uniformen ist (sie werden im Museum bislang tatsächlich nicht bezeichnet, geschweige denn z.B. als ein System

der Sichtbarkeit erklärt), so zeigt das Museum doch Objekte, die keinen einigermaßen neugierigen Betrachter kalt lassen werden. Dies betrifft die Erinnerungskultur um Andreas Hofer ebenso wie die Stücke aus der italienischen Freiheitsbewegung.

Stellvertretend für vieles andere kann im Anschluss an das Jahr des Gedenkens an den Ausbruch des Ersten Weltkrieges besonders auf den überaus eindrucksvollen Raum zu diesem Krieg hingewiesen werden. Die Wände sind gefüllt mit Gemälden, die von den genannten heroisierenden Schinken bis zu dem berühmten Gemälde von Egger-Lienz reichen;⁴ davor aber stehen, sehr puristisch, einige wenige, dichte Objektgruppen. In der Mitte ein italienischer Flammenwerfer, an der Rückwand ein knappes Dutzend Gewehre der europäischen Armeen, unweit davon vier Maschinengewehre, in einer anderen Vitrine ein Feldaltar mit allem Drum und Dran, in einer weiteren die persönliche Hinterlassenschaft eines Soldaten, in einer letzten schließlich die komplette Ausrüstung eines Feld-Telefonisten. Diese Objekte oder Ensembles entfalten sich mit einer geradezu brutalen, erschütternden Präsenz. Der Raum gehört in seiner Einfachheit zum Besten, was 2014 zum Thema zu sehen war.

Im Kontext unserer Frage wird daraus Folgendes deutlich: So sehr das Tirol Panorama das Kaiserjägermuseum also einerseits durch Phantasie, Abwechslung und schiere Größe in den Rucksack gepackt hat, so sehr bleibt auch der Eindruck, dass eine Sammlung wie die des Kaiserjägermuseums gewissermaßen ein Reservoir von Bedeutungen bewahrt, die ein Museum wie das Tirol Panorama mit dem Schauplatz Tirol nur anzapfen kann. Und das tut es, sehr plastisch, durch den unterirdischen Zugang. Es gibt also, so könnte man zugespitzt formulieren, Elemente, bei denen sich der Schauplatz Tirol etwas anschauen kann. Das eine scheint fremd und wirklich, das andere ein Spiel. Ich sage das bewusst mit der Emotion und dem neidvollen Blick eines Museumsmenschen und in der Überzeugung, dass sich diese Faszination der Objekte auch auf ganz unbedarfte Besucher überträgt. Der sehr unterschiedliche Umgang mit den Objekten in den beiden Häusern erlaubt es dem Besucher, ein Gefühl für eben diesen Umgang zu entwickeln, und die Objekte werden

4 Einen Einblick in die Weltkriegssammlung zur bildenden Kunst gibt: Kunstaussstellung, Die Kaiserjäger im Weltkriege. Innsbruck Februar – März 1918. Innsbruck 1918.

ihm dadurch sehr nahe gebracht. Mehr kann von einem Museum kaum erwartet werden.

2) Die Räume: Die Situation im Kaiserjägermuseum wurde vorhin wesentlich vereinfacht dargestellt. Tatsächlich ist das ehemalige Schützenhaus nicht nur 1880 für Museumszwecke adaptiert, sondern in den 1950er Jahren nochmals wesentlich verändert worden. Nach Norden, zum Tal hin, wurde der Trakt mit den großen Panoramafenstern angebaut, und zwar eigenartiger Weise mit gegenüber dem Altbau versetzten Geschossen, sozusagen in Erweiterung der bereits vorhandenen Zwischenabsätze der alternierend ein- und zweiläufigen Treppe. Der Übergang zwischen den Gebäudeteilen erfolgt also immer über Treppen. Architektonisch ist das gewiss alles andere als eine Meisterleistung; dem alten Bau wurde Gewalt angetan, und beim Blick von außen erinnert das Ganze ein wenig an einen zu groß geratenen Heimwerker-Wintergarten. Aber der Anbau löst doch die feste Struktur der Räume auf, und – vermutlich durch das ständige Treppensteigen – man bewegt sich darin wie in Passagenräumen. Der Besucher bleibt, auch wenn von einer Besucherführung kaum die Rede sein kann, dennoch immer in Bewegung, ganz wie er im Tirol Panorama jenseits des Ruhepols des eigentlichen Panoramagemäldes ständig in Bewegung bleibt. Das Gebäude will erstiegen sein. Auch hier erweisen sich die Gegensätze also bei näherer Betrachtung als vermittelt.

3) Die Ausblicke: Der Eindruck, durch eine Passage zu gehen, verstärkt sich im Kaiserjägermuseum dadurch, dass die Fenster allesamt nur nach zwei Seiten gehen, entweder nach Süden oder nach Norden, und die Blicke also gewissermaßen in einer Linie liegen, gelenkt sind wie im illusionistischen Raum des Panoramas. Bei der Charakteristik des Gebäudes war im ersten Durchgang auf die kleinen Fenster des Altbaus hingewiesen worden, nicht aber auf die gegenüber liegenden großen Fensterflächen des Anbaus der 1950er Jahre. Sie weisen nach Norden, zu den steil aufragenden Bergen der Nordkette. Auch in diesem Punkt ergibt sich eine geradezu aufdringliche Korrespondenz mit dem Panoramagemälde im Neubau. Die Treppe zur Besucherplattform im Panorama führt ebenfalls geradewegs auf die Nordkette zu, nur ist sie hier eben mit der ganzen illusionistischen Lichtkunst des 19. Jahrhunderts gemalt. Der Künstler, Michael Zeno Diemer, tat sich übrigens später als Maler von Zeppelin und Kampfflugzeugen des Ersten Weltkrieges hervor – eine eigenartige Korrespondenz zu den heute vor dem Pan-

orama der Nordkette real ein- und ausfliegenden Passagierflugzeugen. Beide, das Tirol Panorama ebenso wie das Kaiserjägermuseum, leben vom Mythos der Landschaft. Davon wird noch zu sprechen sein.

Einschränkungen

Wenn also die Frage, ob eine lebendige Synthese zustande kommt, grundsätzlich bejaht werden muss, soll die Situation dennoch nicht idealisiert werden. Vielmehr sind einige Abstriche zu machen. Hierzu sollen, wiederum nur für die Seite des Kaiserjägermuseums, einige ganz unsystematische Stichworte oder Thesen gegeben werden:

Erstens darf und muss auf der strukturellen Ebene gefragt werden, was eine Gedenkkapelle in einem Museum zu suchen hat. Natürlich hat das die berühmten historischen Gründe, und eine Veränderung ist zweifellos nicht so einfach. Dennoch bleibt es für einen Museumsbesucher ebenso anstößig, plötzlich zur Andacht aufgefordert zu werden, wie ein Kapellenbesucher die spielerische und kritische Distanz, an der ein Museum nun einmal arbeitet, nicht goutieren kann. Grundsätzlicher erscheint die historische Verbindung von Militär und einer Kirche, die sich im Krieg von einer Seite vereinnahmen ließ, anstatt Gott die Ehre zu geben, heute mehr als fragwürdig. Eine differenzierende Auseinandersetzung damit unterbleibt aber.

Zweitens sind militärische Ehre und Tugend keine Werte für sich. Dazu sind sie allzu oft instrumentalisiert worden. Sie müssen historisiert und in ihrer historischen Veränderung gesehen werden. Dies gilt keineswegs nur angesichts der umfassenden Verstrickung des Militärs in die Verbrechen des Deutschen Reiches 1933–1945, dessen Teil Österreich seit 1938 nun einmal war, sondern z.B. auch angesichts des militärischen Handelns im Ersten Weltkrieg auf dem Balkan. Ein Raum, in dem an eine bestimmte Gruppe von Trägern einer militärischen Auszeichnung gedacht wird, müsste diese Gruppe durch die Erzählung von sehr unterschiedlichen Einzelschicksalen einer differenzierten Betrachtung öffnen.

Drittens: Das Kaiserjägerregiment hat nicht für die Freiheit gekämpft. Nicht im 19. Jahrhundert und nicht im Ersten Weltkrieg. Dieser Begriff ist besonders anstößig. Schon der in einer Vitrine präsentierte Aufruf zur Gründung des Regiments im Jahr 1815 lebt geradezu von der staatspolitisch notwendigen, scharfen Abgrenzung vom Freischärlertum

Hofers. Die Sache ist also zumindest ziemlich verwirrend. An dieser Feststellung führt kein Weg vorbei, und man fragt sich, warum sie in der Museumsbetextung nicht ausgesprochen werden darf und stattdessen eine Geschichtsklitterung des 19. Jahrhunderts weiter gepflegt wird. Der geistige Ausgangspunkt eines Museums sind unweigerlich heutige Begriffe, und nur, wenn man sich darauf einlässt, besteht eine Chance, die Vergangenheit in ihrer Eigenart zur Geltung zu bringen.

Diese mehr beispielhaften Anmerkungen sollen genügen. Das Miteinander von Tirol Panorama und Kaiserjägermuseum bringt also gerade durch die Gegensätzlichkeit der Komponenten einen großen Gewinn an Erlebnis und Erkenntnis; es geht weit über ein bloßes Nebeneinander hinaus. Aber die Durchdringung im Sinne einer Modernisierung des Kaiserjägermuseums sollte intensiviert werden, eine Durchdringung wohlgemerkt in dem dialektischen Sinn, dass die Eigensinnigkeit des Teils dabei bewahrt bleibt.

Chancen

Und damit sind wir schon mitten im letzten Abschnitt unserer Überlegungen. Blicken wir zum Abschluss über den inneren Kreis hinaus. Hinaus in die Landschaft und hinaus in die Museums- und Denkmallandschaft. Da ist zunächst natürlich der nähere Ort, der Bergisel. Hier ist das Kaiserjägermuseum zwischen Denkmal und Panorama gewissermaßen in die Zange genommen. Beides hat eine reale und eine übertragene Bedeutung. Real kam beides später als das Museum. Das Hofer-Denkmal entstand im Zuge der Tiroler Landesausstellung 1893, das Panorama wurde noch im gleichen Zusammenhang initiiert, kam aber erst über hundert Jahre später, 2011, auf den Bergisel. Allerdings hat das Museum beides schon früher gewissermaßen in sich getragen. Einerseits verstand es sich mit seiner Andreas-Hofer-Galerie von Anfang an als Gedenkort (die Weltkriegstoten kamen später hinzu), andererseits folgte es immer der Idee, vor der Kulisse der Berge eine patriotische Ruhmesgeschichte erzählen zu wollen, und war damit dem Panoramabild innerlich eng verwandt. Das Kaiserjägermuseum erweist sich als gut eingebettet.

Nun, der Blick aus dem Fenster des Kaiserjägermuseums zurück auf das Tirol Panorama, der oben geschildert wurde und der zunächst den Bau des Tirol Panoramas erfasst und in die Perspektive rückt, die-

ser Blick reicht natürlich weiter. Zumindest beim Blick aus dem ersten Stockwerk tritt im Hintergrund mächtig, mathematisch und spielerisch die Skischanze der Zaha Hadid hervor. Und der Weg durch den Park, der eingangs ebenfalls bereits angesprochen wurde, führt zum einen mit der Schießbahn und weiteren Denkmälern und Bauten aufs Schönste ins 19. Jahrhundert zurück, während zum anderen der heute an den Rand der Terrasse gerückte Pavillon den Blick auf das wuchernde Innsbruck, die einfliegenden Flugzeuge und die Schlagader der Brennerautobahn eröffnet.

Die »Ruhmesstätte Berg Isel«, wie der Museumsführer von 1938 auch in der Neuauflage von 1952 titelte, ist heute umzingelt und aufgebrochen zugleich, die Berge sind keine Trutzburg mehr, sondern ein Hindernis für Verkehr und Stadtentwicklung, zugleich ein lockender Ort für den internationalen und lokalen Tourismus, ein Ort für Sport und Erholung. Sie sind auch ein Ort verschiedenster (Heimat-)Identifikationen und für den ökologischen Gedanken längst ein Problemfall. Ihre Bedeutung wandelt sich, aber sie bleibt. Die Museen am Bergisel sind nun ein einzigartiger Ort, um diese sich wandelnden Bedeutungen von Landschaft im Allgemeinen und dieser konkreten Gebirgslandschaft im Besonderen zu thematisieren. Und dies ist nichts Äußerliches. Wenige Dinge auf der Welt verbinden sich so stark mit Emotionen und individuellen wie kollektiven Identitäten wie Landschaften. Seit der Romantik ist Landschaft immer Seelenlandschaft, immer Medium der Selbstverständigung eines Subjekts. Gerade für die Schlachten- und Kriegsmalerei ist dies bisher selbst wissenschaftlich nur ganz unzureichend thematisiert worden.

Damit sind wir nun endgültig beim übertragenen Sinn von »Denkmal und Panorama«. Denkmal und Panorama sind zwei Bedeutungen, denen ein Museum zuneigen kann. Im einen Extrem kann es sich als Ort eines performativ immer wieder erneuerten und damit festgehaltenen Gedenkens verstehen, im anderen als Ort der Attraktion und Unterhaltung. Das Kaiserjägermuseum hat sich immer als Denkmal verstanden, darum ist die Einbindung ins Tirol Panorama eine große Herausforderung. Und eine große Chance, nämlich seinen Ort in der Museumslandschaft neu zu finden.

Dieser Ort ist zumindest ungewöhnlich. Zwar reiht sich die Gründung des Kaiserjägermuseums ein in eine Reihe von Gründungen anderer Armeemuseen, aber es ist im deutschsprachigen Raum eines der

wenigen fortbestehenden Museen, die als ihre Basis und ihr Thema ein einzelnes Regiment haben. Dadurch ist seine Sammlung ganz ungewöhnlich konzentriert und von dichten inneren Bezügen gekennzeichnet. Darin liegen viele Chancen. Wiederum sollen hier beispielhaft einige Stichworte gegeben werden:

Das Kaiserjägermuseum kann erstens, um dies nur ganz im Allgemeinen anzudeuten, in fast einzigartiger Weise von der Rolle und Bedeutung des Militärs in der Gesellschaft erzählen. Wollte man eine Sozial- und Gesellschaftsgeschichte der Habsburgermonarchie schreiben und würde die Kultur der Regimenter vergessen, so wäre man wohl ziemlich auf dem Holzweg.

Entsprechend kann das Kaiserjägermuseum zweitens auf die Geschichte des Kaisertums Österreich von 1804 aus einem gewissermaßen exzentrischen Blickwinkel heraus bemerkenswerte Schlaglichter werfen. Das Geschichtsbild von diesem Kaisertum leidet nach wie vor an einer allzu unscharfen Abgrenzung gegen die ältere Geschichte des Erzherzogtums. Die Beschäftigung mit den Kaiserjägern mag helfen, die Eigenständigkeit der Geschichte des 19. Jahrhunderts hervorzuheben, und kann geschichtsdidaktisch von Bedeutung sein.

Drittens macht die relative Eigenständigkeit und militärisch autonome Handlungsfähigkeit eines Regiments es in der anderen Betrachtungsrichtung zum Paradebeispiel eines Staates im Staate. Die Eigenständigkeit reicht von der Rekrutierung über die Selbstdarstellung bis hin zur Rolle im Krieg. Ein solcher Mikrokosmos ist besser geeignet als manche globale Betrachtung, um uns die Erfahrungs-, Erwartungs- und Denkhorizonte der Vergangenheit deutlich zu machen.

Viertens bleibt die regionale Perspektive im modernen Europa von großer Bedeutung, dessen Politikern es nach wie vor so schwer fällt, sich von den nationalen Denkschemata des 19. Jahrhunderts zu verabschieden. Auch im Zuge der viel besprochenen Globalisierung verlieren regionale Bezüge keineswegs ihre Bedeutung. Es dürfte nun gar nicht so leicht fallen, in der Geschichte eines Regiments einer europäischen Großmacht des 19. Jahrhunderts jenseits einer gewissen folkloristischen Oberfläche nach den regionalen, landsmannschaftlichen Sinnbezügen zu suchen. Aber das Material dafür dürfte vorhanden sein. Für die subjektive Erfahrung von Soldaten im Ersten Weltkrieg hatten diese Bezüge z.B. erhebliche Bedeutung. Was bedeutete andererseits die abenteuerliche Wahrnehmung gänzlich fremder, umkämpfter und besetzter

Landschaften, die sich in den Zeichnungen und Fotografien von Soldaten spiegelt, für diese und für ihre Wahrnehmung der Heimat? War das Regiment in Friedenszeiten sowohl für die Bevölkerung wie speziell für die Oberschicht ein Faktor der Integration, als konkreter sozialer Raum ebenso wie als Erinnerung an die Militärdienstzeit? Es wäre auch einmal nach den ökonomischen Strukturen des Regiments zu fragen, den Dienstleistern und Zulieferern. Hier gibt es eine Fülle von Anknüpfungspunkten zum Tirol Panorama.

Schließlich, und das ist natürlich das Wichtigste, kann das Kaiserjägermuseum, wenn es sich von der Heroisierung verabschiedet, von erschütternden Einzelschicksalen berichten, und von Welten, die wir heute nicht mehr kennen. Dazu liegt in dieser Sammlung eine Fülle von Material vor, eine enge Kombination von persönlichen Erinnerungsstücken, überlieferten Ausrüstungen, Aufzeichnungen, Korrespondenzen usw. Wer im Museum arbeitet, weiß, dass so etwas nicht so einfach zu haben ist. Wiederum öffnen sich hier viele kulturgeschichtliche Fragen, Fragen der Sozialisation zum Beispiel oder solche nach der Definition von Männlichkeit. Auf Individuen oder Familien bezogene Objekt- und Dokumentenensembles sind, da sie sehr viele Anknüpfungspunkte bieten, auch ein guter Ausgangspunkt für die Einbeziehung des virtuellen Raumes in die Museumsarbeit.

Bald werden es 100 Jahre sein, dass die Soldaten der Kaiserjägerregimenter, sofern sie das Glück hatten, aus dem Großen Krieg zurückzukehren, feststellten, dass diese Regimenter zu existieren aufgehört hatten. Heute ist es Zeit, Abschied zu nehmen von der Vorstellung einer imaginierten Seelengemeinschaft mit den Ahnen, von der Vorstellung, man könnte heute intuitiv wissen, wie es in ihren Seelen zugeht, und es ist Zeit, sich hinzuwenden zu der eigentlich aufklärerischen Funktion von historischen Museen: Nämlich zu zeigen, dass Dinge auch ganz anders sein können, als wir sie uns heute gemeinhin vorstellen. Das heißt, sich in Toleranz zu üben und zugleich die Menschen der Vergangenheit in ihrem Denken und Handeln ernst zu nehmen, statt sie zu vergewaltigen mit unserer eigenen Identitätssuche. Das Kaiserjägermuseum sollte sich also, wie es hier von vornherein geschehen ist, als Museum verstehen, und nicht als ein Denkmal, das Berührungen scheut. Das Kaiserjägermuseum verträgt noch eine Menge an Bewegung, Bewegung in den Objekten ebenso wie in den Kraftfeldern der Bedeutungen, ohne dass es befürchten muss, seine Besonderheit und seinen Wert zu verlieren. Die Einbindung in das Tirol Panorama kann dazu eine zwar spannungsvolle, aber dennoch und gerade dadurch hervorragende Grundlage bieten.

neuerDings





40 Jahre Playmobil – 40 Jahre Geschlechterstereotype?

Eine der zentralsten Fragen in einem Museum ist jene nach dem Sammlungskonzept: Was soll gesammelt werden bzw. was muss trotz finanziellem, personellem und räumlichem Mangel jedenfalls gesammelt werden? Ein Museum, das es sich im Sinne der Europäischen Ethnologie zur Aufgabe gemacht hat, Kultur zu erforschen und ihre Objektivationen zu sammeln, sieht sich einem nahezu endlosen Feld an möglichen neuen Objekten gegenüber. Verschiedene Herangehensweisen an diese Fülle wurden in der Museologie und aus der Praxis heraus diskutiert; auch das Volkskundemuseum in Wien hat sich in den letzten eineinhalb Jahren verstärkt mit dem Sammeln der Gegenwart auseinandergesetzt, ohne dass der Nachdenkprozess bis dato gänzlich abgeschlossen wäre (und vermutlich wird er es ohnehin nie sein).

Im Volkskundemuseum wird nach wie vor hauptsächlich aus dem heraus gesammelt, was zufällig – und bevorzugt als Schenkung (auch von Museumsmitarbeiterinnen und -mitarbeitern) – angeboten wird. Gezieltes Suchen nach bestimmten Dingen findet nahezu ausschließlich im Rahmen von Sonderausstellungen und ihren vorausgehenden Recherchen statt. Dem Prinzip dieses zufälligen Aufsammelns (analog zum Prinzip der Serendipität, das Merton und Barber als wissenschaftliche Methode beschrieben¹) folgten die MitarbeiterInnen des Museums dann auch beim Beschluss, in der Ausstellungsplanung sowie bei der Sammlungserweiterung verstärkt auf diverse Jubiläen einzugehen, die zwar nicht völlig zufällig, aber zufällig in Bezug auf das Museum und seine Programmplanung stattfinden.

Die Erfindung des Kunststoffspielzeugs Playmobil jährt sich heuer zum 40. Mal. Dass der Marktanteil dieses »Systemspielzeugs«² in Deutschland in den letzten Jahren noch anstieg und nun bei acht Prozent

1 Vgl. Robert K. Merton, Elinor Barber: *The Travels and Adventures of Serendipity. A Study in Sociological Semantics and the Sociology of Science*. Princeton 2004.

2 Als Systemspielzeug wird Spielzeug bezeichnet, das in Sets angeboten wird, meist mit Basis- und Ergänzungssets. Die Figuren waren bei Playmobil anfänglich nur als Beigabe zu Spielzeug-Fahrzeugen gedacht, vgl. Hannah Köpper, Sacha Szabo: »Playmobil®« In: Dies. (Hg.): »Playmobil®« durchleuchtet. Wissenschaftliche Analysen und Diagnosen des weltbekannten Spielzeugs (=Studien zur Unterhaltungswissenschaft, 7). Marburg 2014, S. 11–16, hier S. 11.

liegt – damit besetzt die Erzeugerfirma geobra Brandstätter den zweiten Platz hinter Lego –,³ lässt auf dessen große Bedeutung innerhalb der Spielwelten von Kindern schließen und verweist damit auf weitere gesellschaftliche Zusammenhänge, sind doch »[...] Spiele und Spielzeug als Paradigmen der Gesamtkultur zu lesen«,⁴ wie es Bernhard Tschöfen 1988 formulierte. So entschied das KuratorInnenteam des Volkskundemuseums, die Sammlung an Playmobil zu erweitern, die bisher aus einer einzigen Figur, einem Polizisten (Inv.Nr. ÖMV/68057), bestand, der 1980 zufällig als Teil eines umfangreichen Konvoluts an verschiedenen Puppen ins Haus kam.

An den Playmobil-Figuren und ihrem Zubehör lassen sich zahlreiche Fragen festmachen, beginnend bei ihrer Herstellung, ihrer Materialität und den Verkaufswegen, über die Analyse dieses Spielzeugs als Anzeiger gesellschaftlicher Prozesse (Konsumgesellschaft, Mediatisierung,...) und die Analyse der einzelnen Playmobil-Themenwelten (Werte, Selbst- und Fremdbilder, Technisierung,...), bis hin zu ihrer tatsächlichen Verwendung durch Kinder, aber auch Erwachsene (Umdeutungen, Widerständigkeiten, Gruppenidentitäten, Fankultur, Sammlerbörsen,...). Eine Frage, die im Rahmen all der genannten Felder tragend und die auch auf die 40 Jahre Playmobil anzuwenden ist, ist die nach dem kulturell erzeugten Geschlecht, sprich nach den dem Playmobil-Spielzeug zugrunde liegenden Genderstereotypen. Mit dem Blick der kulturwissenschaftlichen Kategorie »Gender« wurden die beiden Objekte aus der 2014er Kollektion beim Kauf ausgewählt, die nun mit den Inventarnummern ÖMV/87.174 und ÖMV/87.175 die Museumssammlungen erweitern. Es handelt sich um eine rosa-hellblaue Packung aus der Themenwelt »City Life« mit einer Frauenfigur (Rock abnehmbar), einer Handtasche, einem Kinderwagen und einem Baby und um eine blaue Packung aus der Themenwelt »City Action« mit einem Bauarbeiter und einem Presslufthammer. Im dazugehörigen Produktkatalog⁵ ist ein Junge abgebildet, der mit diesem und weiteren Bauarbeitern sowie mit Baumaschinen

3 <http://www.welt.de/wirtschaft/article12362845/Die-Playmobil-Maennchen-sind-auf-Siegeszug.html> (Zugriff: 16.10.2014).

4 Bernhard Tschöfen: Spiel und Gesellschaft. Ein Überblick. In: Spielwelten. Spiele und Spielzeug aus zwei Jahrhunderten. Bregenz 1988, S. 31–45, hier S. 32.

5 Produktkataloge siehe: http://www.playmobil.de/on/demandware.store/Sites-DE-Site/de_DE/Page-Show?cid=KATALOGARCHIV (Zugriff: 16.10.2014).



Bild 1: Zwei Sets aus der Playmobil-Kollektion 2014 – zusammengestellt, wie es das Firmenmarketing nicht vorschlägt (ÖMV/87.174 und 87.175).

Bild 2: Krankentransporter mit den ersten weiblichen Playmobil-Figuren, Mitte der 1970er Jahre (ÖMV/87.215).

Fotos: © ÖMV/Monika Maislinger

spielt und ein Mädchen mit einem Playmobil-Shoppingcenter, in dem die Frauenfigur mit dem Kinderwagen gerade einkaufen geht. Der erste Playmobil-Katalog (von 1974) zeigt ebenfalls einen Buben, der mit Bauarbeitern beschäftigt ist. Erst 1977 findet sich wieder ein Kind im Katalog abgebildet, es ist ein Mädchen vor einer Ritterburg. In den folgenden Katalogen widmen sich Buben und Mädchen gemeinsam Piraten und Ritterburgen, Eisenbahnen und der Müllabfuhr. Generell sind in den Playmobil-Katalogen der ersten Jahre selten Kinder zu sehen, das verändert sich ab 1989/90. Ab diesem Zeitpunkt zeigen Buben und Mädchen an, für welche Gendergruppe das abgebildete Spielzeug gedacht ist. Im Katalog von 1990/91 spielt ein Junge (blau angezogen) und ein Mädchen (rosa angezogen) zunächst gemeinsam mit einem Freizeitpark, auf den weiteren Seiten finden sich jedoch Buben mit einem Autoabschleppdienst und im Wilden Westen, Mädchen hingegen mit einem Puppenhaus. Ab da enthalten fast alle weiteren Kataloge Seiten in rosa Design, die Puppenhäuser, Märchenschlösser oder Feenwelten präsentieren.

Auch der Onlineshop auf der Website von Playmobil⁶ ist nach Genderwelten gegliedert. Eine Suchabfrage nach »Junge« oder »Mädchen« sortiert die Produkte innerhalb jener Themenbereiche, die nicht schon von vornherein einem Genderstereotyp entsprechen wie »Country« oder »Wild Life«. Die 2011 eingeführte Produktlinie »Playmobil Figures« wird in rosa (enthalten ist eine Prinzessin, Fee, Geisha etc.) und blauer Verpackung (Pirat, Ritter, Sträfling etc.) angeboten. Etliche weitere Beispiele für genderorientiertes Produktsortiment, etwa die Adventkalender, ließen sich anführen. Nicht nur geobra Brandstätter, auch viele weitere Spielzeughersteller und Erzeuger von anderen Produkten für Kinder, seien es Möbel, Kleidungsstücke oder Schultaschen, setzen mittlerweile auf traditionelle Geschlechterstereotype in Angebot, Design und Marketing. Die Zeitung *Die Presse* kommentiert diesen Umstand in einem Bericht über eine Siebenjährige, die mehr weibliche Figuren in den Action- und Abenteurersets der Firma Lego gefordert hatte, mit der Überschrift »Rosa zahlt sich einfach aus«⁷ und zitiert die Berliner Marketingberaterin Diana Jaffé: »Aber wenn es nicht gekauft würde, gäbe

6 <http://www.playmobil.de>

7 Jeanne Hierländer: Rosa zahlt sich einfach aus. Nirgends ist die Welt so strikt in Geschlechterrollen unterteilt wie bei Spielzeug. »Sexismus?« Nein, die Firmen wollen nur eins: verkaufen. In: *Die Presse*, 9.2.2014, S. 34.

es nicht so viel Rosa. [...] Unternehmen springen einfach auf die Wertepreferenzen der Gesellschaft auf«. Aber nichts ist wirklich »einfach« und Wertepreferenzen werden auf diese Weise nicht nur verstärkt, sondern auch erst erzeugt.⁸ Dennoch kann der Umstand, dass die Verkaufszahlen der Spielzeugindustrie durch die Einführung von Mädchen-Schienen in der Produktauswahl in den letzten Jahren deutlich angestiegen sind⁹, als Ausdruck eines neuen Traditionalismus gedeutet werden, in dem etwa das Journalisten- und Autorenpaar Schnerring und Verlan eine Folge der Unsicherheit sehen,¹⁰ die sich durch die Auflösung bestehender Ordnungen in den 1990er Jahren erklären lässt¹¹.

Wie Frauen als Playmobil-Figuren dargestellt sind, ist für Sacha Szabo ausschlaggebend für die Identifikation von Mädchen mit diesem Spielzeug.¹² Erst 1976 wurden Figuren mit als weiblich konnotierter Bekleidung, nämlich einem Kleid, erzeugt, die für die Verwendung in traditionellen Rollen gedacht waren: Krankenschwester, kochende »Indianerin«, Ritterfräulein usw. Auch als Anfang der 1990er Jahre körperliche Geschlechtsmerkmale, nämlich Brüste, die weiblichen Figuren anzuzeigen begannen, blieb der Aufgabenbereich dieser der Haushalt, die Pflege oder das Einkaufen.

Diese ersten weiblich konnotierten Figuren, Krankenschwestern aus dem Sortiment von 1976 bzw. 1977, konnte das Volkskundemuseum dieser Tage durch eine anlassbezogene Schenkung einer Mitar-

8 »Rollenfixierung durch Spielzeug« thematisierte bereits Ingeborg Weber-Kellermann: Spielzeugbefragung. Überlegungen zu einer Marburger Ausstellung. Spielzeug als Indikator eines sozialen Systems. In: Zeitschrift für Volkskunde, 70, 1974, S. 194–209, hier S. 200–204.

9 Almut Schnerring, Sascha Verlan: Die Rosa-Hellblau-Falle. Für eine Kindheit ohne Rollenklischees. München 2014, S. 82.

10 Ebd., S. 10.

11 Auf die Auflösung klarer Gendergrenzen (für Mädchen stärker als für Buben) weist u.a. auch Burkhard Fuhs hin: Burkhard Fuhs: Weibliche und männliche Kinderwelten. Die Kategorie Geschlecht in der Kindheitsforschung. In: Christel Köhle-Hezinger, Martin Scharfe, Rolf Wilhelm Brednich (Hg.): Männlich. Weiblich. Zur Bedeutung der Kategorie Geschlecht in der Kultur. 31. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde in Marburg 1997. Münster u.a. 1999, S. 361–373, hier S. 367.

12 Sacha Szabo: Gendermobil. Die Rolle der Frau in der Playmobilwelt. In: Körper, Szabo (wie Anm. 3), S. 137–149. Ihren Schluss, dass mit der Produktlinie »Figures« machtvoll Frauengestalten eingeführt worden wären, teile ich jedoch nicht.

beiterin erwerben (Inventarnummer ÖMV/87.215). Sie hatte als Kind in den 1970er Jahren mit männlichen und weiblichen Figuren und mit den unterschiedlichsten Themensets, unter anderem mit Wild-West- und Rittersets gespielt und damit Gendergrenzen verwischt. Wie der oben erwähnte Wunsch eines Mädchens nach weiblichen Actionfiguren erkennen lässt, ist eine solche Praxis auch im Jahr 2014 anzutreffen; Vielfalt und eine kritische Geschlechteridentität sind Teil der gesellschaftlichen Realität. Im Marketing der Spielwarenhersteller spiegeln sich diese jedoch nicht wider.

Kathrin Pallestrang

Heilwasserflaschen und ihre Mehrwegnutzung im 18. Jahrhundert

Eine ›Zeitzeugin‹ in Wien erzählt aus ihrer bewegten Vergangenheit

Als der Heilwasserversand im 16. Jahrhundert als neuer Wirtschaftszweig entstand, war dies nur möglich durch eine geeignete Verpackung. Durchsetzen konnten sich Flaschen aus Steinzeug, was wiederum für das keramikerzeugende Gewerbe eine neue Erwerbsmöglichkeit schuf. Während die Steinzeugflaschen für die deutschen Wässer gestreckt eiförmig waren und einen Henkel sowie meist einen Korkverschluss hatten (Abb. 1), entwickelte sich deren Form und Verschluss für den Versand des böhmischen Heilwassers vollkommen anders. Diese Heilwasserflaschen besaßen eine Vierkantform und es waren Zinngießer, die an der Mündung einen Zinnschraubverschluss anbrachten (Abb. 2). In der Regel gab es zwei verschiedene Flaschengrößen: ganze bzw. große zu neun bis zehn Seidel (26 bis 29 cm hoch) und halbe bzw. kleine (ca. 23 cm hoch).¹

Diese Flaschen kamen erstmals für den Wasserversand des in der Nähe von Eger (Cheb) in Böhmen gelegenen Egerer Sauerbrunnens zum Einsatz. Das Wasser des Egerer Sauerbrunnens war auch das erste Versandheilwasser Böhmens. Unbekannt ist jedoch bis heute der Zeitpunkt, an dem der Versand in Vierkantflaschen begann. Die Möglichkeit dazu hätte es bereits im 16. Jahrhundert gegeben, gesichert ist der Versand für das erste Viertel des 17. Jahrhunderts – und dies europaweit.²

1 Messungen bei vier großen Flaschen ergaben Inhalte von 2,3/2,6/2,8 und 3,0 Liter; eine kleine Flasche hielt 1,3 Liter. Tschechisches Nationalarchiv, Prag/Národní Archiv, Praha (NAP), Ceske Gubernium – Publicum (CG-P), Karton 1731, Faszikel 93/410/1790, Bericht vom 4.10.1789. Der Bericht enthält lediglich den Begriff »Seidel« als Inhaltsangabe. Zwar war mit Patent vom 30. Juli 1764 die Einführung der österreichischen Maße und Gewichte in den Erbländern befohlen worden, im Kleinhandel waren nebenher aber auch das böhmische Maß und Gewicht erlaubt (Dominik Kostetzky: System der politischen Gesetze Böhmens. 1. Teil. Prag 1816, S. 216). Die Höhenangaben sind das Ergebnis von Messungen an 26 ganzen/großen Flaschen sowie einer halben/kleinen Flasche.

2 Patrick Schlarb: Medizinflaschen aus Steinzeug für den böhmischen Heilwasserhandel im 18. und 19. Jahrhundert. In: Keramos. Zeitschrift der Gesellschaft der Keramikfreunde Düsseldorf 215, 2012, S. 33–54, hier S. 38–49.



Abb 1: Heilwasserflasche für den Tönisteiner
Gesundbrunnen um 1740. Sammlung des Verfassers.
Foto: Patrick Schlarb



Abb 2: Heilwasserflasche für das Egerer Sauerwasser in Böhmen (Cheb), hergestellt in Waldenburg/Sachsen mit Töpferzeichen »C V« (Christoph Vogel, um 1730). Sammlung des Verfassers. Foto: Patrick Schlarb

Die Herstellung der Flaschen erfolgte in dem rund 120 km nördlich gelegenen Waldenburg in Sachsen.³ Obwohl ab 1723 auch in Eger sowie ab 1730 in dem nahegelegenen Kinsberg je eine Flaschenfabrik in Produktion gegangen war, blieben die Lieferbeziehungen zu den Waldenburger Töpfern bis etwa 1760 bestehen. Eine nachträgliche und wohl endgültig letzte Wagenladung aus Waldenburg erfolgte 1765, als der Egerer Flaschenfabrikant nicht in der Lage war, genügend taugliche Flaschen bereitzustellen.⁴

Im Gegensatz zu allen außerböhmisches Heilwasserversendern wurde auf den Flaschen für den Egerer Sauerwasserversand kein Warenzeichen angebracht.⁵ Ursprünglich war dies auch nicht zwingend erforderlich, da durch die eigenständige Form und den besonderen Verschluss eine Markenverpackung geschaffen worden war, bei deren Anblick jeder wusste, dass es sich dabei um eine Heilwasserflasche für das Egerer Heilwasser handelte. Problematisch wurde dies erst, als ab 1724 die von Anbeginn ungewöhnlich erfolgreichen böhmischen Bitterwässer aus Sedlitz (Sedlec) und Saidschitz (Zaječice) ebenfalls zunächst in den Waldenburger Steinzeugflaschen und überwiegend ohne Warenzeichen zum Versand kamen.⁶

Wie aber lässt sich heute erkennen, ob sich in einer Vierkantflasche Wasser aus Eger und nicht ein anderes Heilwasser befand?

Die für den Egerer Sauerwasserversand benötigten Heilwasserflaschen wurden zunächst von den in Eger arbeitenden Zinngießern mit den bereits erwähnten Zinnschraubverschlüssen versehen. Diese bestan-

3 NAP, Stara Manipulace, Sign E/3/30, notariell beglaubigte Abschrift der Wolfgang Vetterl von 1627 bis 1647 erteilten Privilegien, Schreiben vom 5.9.1651.

4 Bernd Brinkmann: Steinzeugflaschen für den Versand Egerländer Mineralbrunnen. In: Das Egerländer Bäderdreieck von Weltruf. Aufsatzband: Haus der Heimat des Landes Baden-Württemberg. Stuttgart 1992, S. 66–102, hier S. 70; Ders.: Töpfer – »Flaschenmacher« – Tonwarenfabrikanten. Die Egerländer Flaschenfabrikantenfamilie Hart. In: Keramos 157, 1997, S. 65–96, hier S. 67; Ders.: Das Meisterbuch der Egerer Töpferzunft – Ein Beitrag zur Geschichte des Töpfergewerbes in Eger (Cheb). In: Keramos 215, 2012, S. 3–32, hier S. 7; Schlarb 2012 (wie Anm. 2), S. 39.

5 Bei den Glasflaschen ohne Warenzeichen für das Heilwasser aus dem belgischen Badeort Spa handelte es sich wegen ihrer Form ebenfalls um eine eigenständige Markenverpackung.

6 Patrick Schlarb: Der böhmische Bitterwasserhandel 1721 bis 1945 (Forschungsprojekt, unveröffentlicht). Anfragen über patrick.schlarb@t-online.de.

den aus einer fest an der Flaschenmündung angebrachten, etwa 1 cm hohen Röhre mit Außengewinde sowie einer Verschlusskappe mit passendem Innengewinde. Auf der Oberseite der Verschlusskappen schlugen die Zinngießer den Großbuchstaben »E«, für Eger, mit einer darüber stehenden Krone ein.⁷ Diese Kennzeichnung verweist mit Sicherheit auf eine Heilwasserflasche, in der sich ursprünglich Egerer Heilwasser befand – was natürlich voraussetzt, dass die Verschlusskappe noch vorhanden ist.

In Form, Größe und Erscheinungsbild entsprachen die in Eger und Kinsberg produzierten Heilwasserflaschen exakt denen aus Waldenburg/Sachsen, was sicher deshalb der Fall und auch erforderlich war, da ein Abweichen von der bei den Verbrauchern wohlvertrauten Markenverpackung sich nachteilig auf den Absatz hätte auswirken können. Die Möglichkeiten einer Unterscheidung zwischen sächsischer und böhmischer Heilwasserflaschenproduktion sind begrenzt, aber in Einzelfällen gibt es sie. Eine heftige Beschwerde im Jahr 1723 über mangelhafte Flaschen war sicherlich, gemeinsam mit zuvor geäußerten Klagen, der Grund für die Aufnahme einer eigenen Produktion in Eger.⁸ Gleichzeitig könnte dies wiederum der Auslöser für die Verpflichtung der Waldenburger Töpfer gewesen sein, ihre Flaschen zu kennzeichnen. Dies geschah durch die Einprägung eines Töpferzeichens an der Außenseite der Flaschen, bevor sie gebrannt wurden. Die beiden einzigen bisher bekannten Waldenburger Flaschen mit Töpferzeichen tragen die Anfangsbuchstaben von Vor- und Nachnamen des Töpfers und befinden sich einmal im Schulter-, sowie einmal im Fußzonenbereich.⁹ Eine solche Vorgabe für die Egerer und Kinsberger Töpfer ist bisher unbekannt, somit kann als sicher gelten, dass mit Töpferzeichen versehene Vierkantheilwasserflaschen in Waldenburg/Sachsen hergestellt

7 Dabei handelt es sich um ein Zinngießerzeichen, hier genau genommen um die Stadtmarke (»E« für Eger); s. u. a. bei Friedrich Tischler: *Böhmisches Zinn und seine Marken*. Osnabrück 1928, S. 60 f.

8 Brinkmann 1992 (wie Anm. 4), S. 69.

9 Josef Horschik: *Steinzeug, 15. bis 19. Jahrhundert, Von Bürgel bis Muskau*. 3. Auflage. Dresden 1990, S. 53. Die Aussage von Horschik ist dort nicht eindeutig. Eine der beiden mit Töpferzeichen versehenen Waldenburger Flaschen befindet sich im Besitz des Tschechischen Nationalmuseums, Zweigstelle Vrchotovy Janovice, Inventarnummer 4866; eine Flasche im Besitz des Verfassers (s. Abb. 2).

wurden.¹⁰ Bei einer der beiden Waldenburger Vierkantheilwasserflasche mit Töpferzeichen sind bei genauer Betrachtung auch besondere Spuren der Herstellung auf der Oberfläche zu sehen, die Konrad Spindler als »Rattermarken« bezeichnete.¹¹ Es ist bislang davon auszugehen, dass Vierkantheilwasserflaschen, die diese Rattermarken aufweisen, typisch für Waldenburg/Sachsen beziehungsweise für mindestens eine der dortigen Werkstätten sind.¹²

Die grundsätzlich hohe Qualität war es, der viele Heilwasserflaschen ein langes Leben verdanken, indem sie nach Einnahme des Heilwassers als leere Flasche nicht weggeworfen wurden, sondern ein »zweites Leben« erhielten. In weiterer Verwendung, »Zweitverwendung« oder sogar »Drittverwendung«, dienten sie unter anderem als Vorratsgefäße. In der Schweiz, Zürich, erschienen 1765 Zeitungsinserate mit Kaufgesuchen nach noch brauchbaren und »wolbeschließig[n]« Vierkantheilwasserkrügen.¹³ Von dem berühmten böhmischen Geologen und späteren Fürst von Lobkowitzischen Brunnenarzt, Dr. Franz Ambros Reuß, war 1791 zu erfahren, dass »die Selterser Krüge in dem Preis von 6 xr [Kreuzer, Anm. Verf.] in Wien leer zurückgenom[m]en« wurden.¹⁴ Sich auf diese Aussage beziehend, schrieb der damalige Dekan der Prager Universität, Professor Mikan, dass »gewieß in allen möglichen häußlichen anbetragt die Egrischen Flaschen mit Zinn Schrauben in der ganzen Welt um den nemlichen Preiß den Vorzug behaupten«; in Prag, so teilte

10 Da erst zwei solcher Flaschen mit Töpferzeichen aus dem ersten Drittel des 18. Jahrhunderts gefunden wurden und zudem eine Waldenburger Heilwasserflasche bekannt ist, die um 1740 datiert werden kann, jedoch kein Töpferzeichen trägt, ist es möglich, dass die Töpfer dieser Kennzeichnungspflicht nicht durchgängig nachkamen, sie wieder abgeschafft oder nach einer gewissen Zeit nicht mehr befolgt wurde.

11 Konrad Spindler: Böhmisches Bitterwasser für Hall in Tirol. In: Keramik auf Sonderwegen, Denkmalpflege und Forschung in Westfalen, Band 44, Mainz 2007, S. 247–252, hier S. 247.

12 Auf den Thesencharakter sei hier hingewiesen.

13 Donnstags=Nachrichten, Zürich, 20.6.1765, ohne Seitennummerierung (o. S.), Titelblatt Rückseite; Ebd. 22.8.1765, o. S., Titelblatt Rückseite. <http://opacplus.bsb-muenchen.de/metaopac/search?View=default&db=100&id=2421143-6> (Zugriff: 19.11.2014).

14 NAP, CG-P, Karton 1731, Faszikel 93/410/1790, Gutachten vom 30.11.1791.

er ergänzend mit, »kauft man die Seltzer Krüge¹⁵ ja auch Verschiedenheit der Zeit zu 2 und 3 xr das Stück«. ¹⁶ Die hohe Wertschätzung dieser Flaschen kommt auch dadurch zum Ausdruck, dass Egerer Flaschen Aufnahme in Hinterlassenschaftsinventare fanden. So heißt es in verschiedenen Inventaren der 1720er Jahre aus Vilsbiburg: »2 Eger Flaschen mit züenenen Schrauffen« oder »5 Saurprun Flaschen« oder »4 Stainerne Egger Flaschen«. ¹⁷ Die Wiederverwendung von Heilwasserflaschen war im 18. Jahrhundert üblich und nicht lokal oder auf ein bestimmtes Land beschränkt – sie war europaweite Praxis.

Die Wiederbenutzung begann sicher gleichzeitig mit dem Aufkommen der Heilwasserflaschen und sie setzte sich im 19. Jahrhundert fort. ¹⁸ Heilwasserflaschen, die zum Beispiel mit einem Drahtgeflecht versehen sind (Abb. 2), meist »kurative Drahtbindungen« ¹⁹, sind immer ein Hinweis auf eine Zweit- oder gar Mehrverwendung. Es wurden sogar mit Sand gefüllte Heilwasserflaschen gefunden, die als Wärmflaschen Verwendung gefunden hatten. Neben dieser »Fremdwiederverwendung« konnten die Flaschen aber auch dazu genutzt werden, wieder an der ursprünglichen oder einer anderen Quelle mit Heilwasser gefüllt zu werden. ²⁰ Diese »Kreislaufwiederverwendung« entsprach dem heutigen Mehrweg- bzw. Pfandsystem. Die Fürst von Lobkowitzische Bitter- und Sauerwasserversendung nahm ab 1763 sogar leere Kisten in Zah-

15 Gemeint sind Selterser Krüge. Die Krüge/Steinzeugflaschen in denen das weltberühmte Heilwasser aus Selters versandt wurde, waren wegen ihrer Qualität geschätzt.

16 NAP, CG-P, Karton 1732, Faszikel 93/410/1792, Schreiben vom 11.1.1792; Anmerkung: Möglicherweise lagen diese Preise höher und entsprachen denen in Wien.

17 Archiv der Stadt Vilsbiburg, Bestand I 32, 1725–1729, Recherche: Lambert Grasmann, Vilsbiburg, Info: Bernd Brinkmann, Mülheim an der Ruhr.

18 Allgemeines Intelligenz=Blatt der Stadt Nürnberg, 17.4.1818, S. 361, <http://opacplus.bsb-muenchen.de/metaopac/search?View=default&db=100&id=2131613-2> (Zugriff: 19.11.2014); Intelligenz=Blatt der freien Stadt Frankfurt, 2. Beilage, 8.8.1862, o. S., <http://catalog.hathitrust.org/Record/009039524> (Zugriff: 19.11.2014).

19 Vgl. Spindler 2007 (wie Anm 11), S. 247; Kurative Drahtbindungen wurden nach Eintritt einer Beschädigung, meist Rissen oder Brüchen angebracht.

20 NAP, Rytířský řád Křižovníků s červenou hvězdou (RA KR), inventar cislo 795–797, Karton 1300, Faszikel Most, ucty 1719–1779, Annotationes tam quoad acceptam quam expo sitam pecuniam Commendae pro Anno 1749.





Abb 3: Ursprünglich Heilwasserflasche für das Egerer Sauerwasser, hergestellt in Waldenburg/Sachsen. Zweitverwendung als Apothekenflasche. Sehr wahrscheinlich 1. Hälfte 18. Jhdt. Inventarnummer ÖMV/228.
Foto: © ÖMV/Christa Knott

Abb. 3a:
Verschlusskappe mit Egerer Zinngießermark.
Foto: © ÖMV/Christa Knott

lung, in denen sie ihr Heilwasser zuvor versandt hatte.²¹ Die Ursprünge der Kreislaufwiederverwendung/des Mehrwegsystems für Heilwasserflaschen liegen somit mindestens bereits im 18. Jahrhundert. Für Heilwasserversandkisten wurde es wohl erstmals 1763 angeboten.

Mit diesem Wissen ist es nun möglich, die Bedeutung und Geschichte eines Artefakts (Abb. 3, 3a) zu erfahren, das sich im Besitz des Österreichischen Museums für Volkskunde in Wien befindet. Es handelt sich um eine Vierkantflasche mit Zinnschraubverschluss. In die Zinnverschlusskappe ist die zwar undeutliche, aber erkennbare Egerer Zinngießermarken eingeschlagen, auf der Außenwandung lassen sich deutlich Rattermarken erkennen.²² Durch diese Merkmale ist der Ursprung der Flasche erkennbar. Sie wurde in Waldenburg/Sachsen, mit aller Wahrscheinlichkeit in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts und ganz gezielt als Heilwasserflasche für den Versand des Egerer Sauerwassers hergestellt. Von Waldenburg ging ihre erste Reise nach Eger, wo sie zu einem der örtlichen Zinngießer gelangte, ihren Verschluss erhielt und anschließend zur Quelle transportiert wurde. Damals trug die noch nicht den Namen Franzensquelle und auch den Ort, der um sie herum entstehen sollte, Franzensbad (Františkovy Lázně), gab es zum Zeitpunkt ihrer ersten Füllung noch nicht.²³ Ihr Versand ging im Anschluss mit einem Pferdefuhrwerk sehr wahrscheinlich nach Wien. Sofern ihre Ankunft nach 1720 erfolgte, war ihr Bestimmungsort das sogenannte Sauerbrunnengewölbe im »Günterischen Haus/auf dem alten Kienmarkt/neben dem roten Ygel«²⁴, heute Seitenstettengasse. Es gehörte den elf bürgerlichen Apothekern in Wien, dem Collegium Pharmaceuticum Viennense, das im Jahr 1721 von Kaiser Karl VI. das Privile-

21 Státní oblastní archiv v Litoměřicích, pobočka Žitenice, Fond Lobkovicove roudnicti, O. 13./23., Bericht vom 22.10.1763. Diese Unterlagen wurden mittlerweile verlagert und befinden sich in den Lobkowitz Collections, o.p.s., Zamek Nelahozeves, 277 51 Nelahozeves, Tschechische Republik.

22 Auf eventuelle sonstige, unter der Bemalung verborgenen Kennzeichnungen muss die Flasche noch untersucht werden.

23 Schlarb 2012 (wie Anm. 2), S. 46–48.

24 Wienerisches Diarium, 10.5.1721, o. S.; Ebd. 22.6.1754, o. S., <http://anno.onb.ac.at/cgi-content/anno?aid=wrz> (Zugriff: 19.11.2014); Leopold Hochberger: Geschichte des Wiener Apotheker Hauptgremiums. In: Wiener Apotheker Hauptgremium (Hg.): Geschichte der Apotheken und des Apothekenwesens in Wien von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart, 3. Bd./2. Teil, Wien 1930, S. 270.

gium Privatum zur Einfuhr, dem Handel und Verkauf des Rohitscher Sauerbrunnens, sowie des damals sehr gesuchten Pfefferwassers aus der Schweiz im Erzherzogthum Österreich und der Residenzstadt Wien erhalten hatte, wozu kurze Zeit später auch das Egerer Sauerwasser kam. Zur Organisation des Sauerwasser- und Heilwassergeschäfts beschloss das Kollegium unter anderem, die Apotheker Christoph Lorenz de Pauli und Johann Jakob Hagel²⁵ zu dessen Administratoren (Geschäftsleitung) zu bestimmen und die Einrichtung einer zentralen Verkaufsstelle und eines Lagers im genannten Sauerbrunnengewölbe.²⁶

Durch ihren Käufer gelangte die Flasche mit dem Egerer Sauerwasser von hier aus entweder in einen adeligen oder mindestens in einen finanziell sehr gut ausgestatteten Haushalt, denn das Heilwasser, die Medizin, die sie transportierte, war damals exklusiv. Die von Kaiserin Maria Theresia befohlene Zusammenstellung der Mineralwässer in ihrem Reich hatte unter anderem gezeigt, dass das Sedlitzer, Egerer und Rohitscher Wasser in Wien sehr teuer waren, worauf die Hofkanzlei 1763 empfahl zu überlegen, wie diese »um leichteren Preis anhero [Wien] verschafet werden könnten«.²⁷ Als Heilwasserflasche konnte sie mit ihrem unter anderem harntreibenden und leicht abführenden Inhalt dem Patienten sicherlich Erleichterung verschaffen. Mit ihrer Leerung endete auch gleichzeitig ihre Erst- bzw. Ursprungsverwendung.

Die Flasche trägt eine Bemalung, die sie als »Apothekenflasche« ausweist. Ihr weiterer Weg führte sie also im Zuge einer Fremdwiederverwendung in eine Apotheke, in der sie eine sorgfältige und repräsentative Bemalung erhielt. Die Aufschrift gibt Auskunft wofür sie, sicherlich über viele Jahre, ihren Dienst versah. Mit ihrem neuen Inhalt »AQU: LAVAN= DUL:«, Aqua Lavandulae = Lavendelwasser²⁸, konnte sie sicher wieder viel Gutes für die Gesundheit so manches Heilungsuchen-

25 Kommt auch in der Schreibweise Hagl vor.

26 Ernst Hilarius Frölich: Bad Rohitsch und die Rohitscher Sauerbrunnen. Wien 1865, S. 134, 135; Wienerisches Diarium, 10.5.1721, o. S.; Ebd. 25.6.1721, o. S; Hochberger 1930 (wie Anm. 24) S. 3, 270.

27 Österreichisches Staatsarchiv/Finanz- und Hofkammerarchiv, Neue Hofkammer und Finanzministerium, allgemeine Abteilung (1762 – 1876), Kommerz Böhmen Akten, Karton 1166, Extractus Protokollum Consilii Comercialis vom 14.11.1763, Blätter 134 bis 141.

28 Ohne Verfasser: TAXA Seu VALOR OMNIUM MEDICAMENTORUM ..., Der Werth oder Preiß Aller Artzneyen. Vetro-Pragae 1737, S. 5.

den tun. In welcher oder welchen Apotheken sie ihren Dienst versah ist (noch) nicht bekannt. Vielleicht wird hier einmal der aufgemalte Fürstenhut etwas zur Klärung beitragen können. Das nächste, was wir von ihr wissen ist, dass sie 1895 aus Klosterneuburg bei Wien als eines der ersten Objekte in das damals im Entstehen begriffene Volkskundemuseum in Wien gebracht und mit der niedrigen Inventarnummer 228 versehen wurde.²⁹ Damit gehört sie zweifellos zu den Gründungsmitgliedern des Museums. Heute zählt sie zu den bedeutendsten Zeugnissen aus der Vergangenheit, die das Österreichische Museum für Volkskunde beherbergt und es bereichern. Für die Pharmaziegeschichte und Volkskunde ist sie ein herausragendes Beispiel, das nicht nur Einblicke in historische wirtschaftliche Zusammenhänge und Verhaltensweisen gibt, sondern uns sogar zeigt, wie Müllvermeidung, ein heute sehr aktuelles Thema, zu erreichen ist.

Patrick Schlarb

29 Freundliche Mitteilung von Dr. Claudia Peschel-Wacha, Österreichisches Museum für Volkskunde, Wien.

Chronik der Volkskunde





Bericht zur 3. Tagung der Kommission Kulturen populärer Unterhaltung und Vergnügung (KPUV) in der dgv: Erschaffen, Erleben, Erinnern. Fankulturen als Akteure populärer Unterhaltung und Vergnügung, 10. bis 12. Oktober 2014, Universität Regensburg

Die Kommission Kulturen populärer Unterhaltung und Vergnügung in der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde veranstaltete vom 10.–12. Oktober ihre dritte Tagung. Dieses Mal lag der Schwerpunkt auf dem »Erschaffen«, »Erleben« und »Erinnern« in »Fankulturen als Akteure populärer Unterhaltung und Vergnügung«. Ausgerichtet wurde die Tagung am Institut für Information und Medien, Sprache und Kultur der Universität Regensburg durch Manuel Trummer (Regensburg) und Brigitte Frizzoni (Zürich). Neben der ausgezeichneten Organisation durch die VeranstalterInnen schaffte insbesondere die auf Sichtbeton basierende Architektur des Tagungsortes eine einmalige Atmosphäre. Schon bei der Ansicht des Programms viel auf, dass auch bei dieser Tagung Forschungen über Fußballfankulturen dominant waren. So setzten die OrganisatorInnen der Tagung auch mit einer Podiumsdiskussion zur Fußball-Weltmeisterschaft 2014 einen eindeutigen Schwerpunkt. Nach der Begrüßung durch Daniel Drascek (Regensburg), Brigitte Frizzoni und Manuel Trummer stellte Brigitte Frizzoni die schwierige Frage nach der Definition eines Fans. Diese Frage wurde auch während der Vorträge und der Podiumsdiskussion immer wieder aufgegriffen.

Mit dem Vortrag von *Susan Gamper* (Bamberg) über das Recht auf Teilhabe und die Deutungshoheit im Fußballstadion begann das erste Panel. Sie betonte, dass der Protest gegen die Kommerzialisierung zwar auch einen nostalgischen Charakter habe, aber die politische Dimension im Vordergrund stehe. So bestimmen Ultra-Gruppen die Stimmung im Stadion mit und erhoffen sich dadurch auch eine gewisse Mitbestimmung und Anerkennung für ihr Engagement. *Charles Wey* (Zürich) beschäftigte sich mit der Aushandlung gesellschaftlicher Machtverhältnisse anhand des Fußballsystems und der Fußball-Fankultur des FC Zürich. Er arbeitete heraus, wie die Fans eines Arbeiterclubs die gesellschaftliche Ordnung, z.B. Gentrifizierungsprozesse und das Bild der profitorientierten, bürokratischen »Bänkerstadt« Zürich, herausfordern und dabei einen alternativen urbanen Raum konstruieren.

Im Abendvortrag näherte sich *Jochen Bonz* (Innsbruck) dem Fußballphänomen mit einer Soundscape-Aufnahme eines Fußballspiels in einer Kneipe. Mittels einer interpretativen Transkription, die unter anderem in Zusammenarbeit mit einer Interpretationsgruppe entstand, zeigte er eine alternative ethnographische Herangehensweise an das Konzept Atmosphäre.

Nachdem der erste Tag sich ausschließlich Fußballfankulturen widmete, wurde am zweiten Tag eine Vielfalt fankultureller Phänomene behandelt. *Marguerite Rumpf* (Marburg) begann mit einem Einblick in die Praktiken der Fans auf einer Star-Trek-Convention in Deutschland. Dabei legte sie den Fokus auf die aufwendige und zeitintensive Herstellung von Kostümen als Freizeitaktivität und der Maskierung mit dem Ziel des Rollenwechsels. Anschließend stellte *Marion Näser-Lather* (Marburg) die Frage, inwieweit Fan Fiction, also die alternative Fortschreibung von Literatur, Fernsehserien etc., eine freie und kreative Aneignung von populären Texten sein könne. Am Beispiel eines stark regulierten Fan-Fiction-Forums machte sie deutlich, wie hierarchisch die Interaktionsprozesse ablaufen und stellte heraus, dass dies im grundlegenden Kontrast zu der Idee von Fan Fiction stehe. Ebenfalls mit Fan Fiction beschäftigte sich *Petra Schrackmann* (Zürich). Sie untersuchte ein weniger reglementiertes Forum und legte dort den Fokus auf das *shipping* – der kreativen Weiterentwicklung von *relationships* der Charaktere der Serie *Teen Wolf*. Sie erläuterte, wie innerhalb dieser Fan-Fiction-Community eine Welt ohne heteronormative Sexualität geschaffen werde, in der es möglich sei, vielfältige Arten von Beziehungen zu imaginieren.

Laura Niebling (Bayreuth) sprach über die (Selbst-)Darstellung der Heavy-Metal-Szene im Film. Sie resümierte, dass die sogenannte Rockumentary des Metal-Genres mittlerweile nicht mehr stark von Dokumentationen anderer Genres zu unterscheiden sei, da überall die Ausgrenzung aus Teilen der Gesellschaft eines der zentralen Themen sei. Mit der »kollektiven Mördersuche« von Tatort-ZuschauerInnen setzen sich *Lena Griefßhammer* (Augsburg) und *Michael Hallermayer* (Augsburg) auseinander. Anhand der Analyse der Kommentare auf der offiziellen Facebook-Seite der Krimireihe Tatort verdeutlichten sie, wie das »Meckern«, und damit auch die Distanz zum Fanobjekt, Teil einer Fankultur sein kann. *Nina Szogs* (Wien) diskutierte, welche Bedeutungszuschreibungen das Fansein und das Fanobjekt in einem Mobilitäts- und Migrationskontext erhalten können. Sie arbeitete heraus, wie Rivalitäten und Loya-

litäten zwischen Galatasaray- und Fenerbahçe-Fans im Wiener Kontext verhandelt werden und welche Praktiken damit verbunden sind.

Am Beispiel des BFC Dynamo Berlin erörterte *Stefan Wellgraf* (Frankfurt/Oder), wie die Erinnerungskultur der Fans an »bessere Zeiten« als Verarbeitung von Exklusionserfahrungen sowie als Kritik an der Abwicklung der DDR im Zuge der Wiedervereinigung dienen kann. *Peter Hoerz* (Göttingen) thematisierte eine eher unbekannte und weniger auf Gemeinschaft ausgelegte Fankultur: das Bahnrlatschen. BahnrlatscherInnen laufen alte Trassen entlang und rekonstruieren dabei Bahnvorgänge. Dies sei ein Spiel mit ausgelebter Kultur, so führte Hoerz aus, die in der Gegenwart performativ wiederbelebt werde. In ihrem Vortrag über das Fußball-Trikot beschäftigte sich *Viola Hofmann* (Dortmund) mit dem performativen Differenzierungs- und Aktivierungspotenzial dieses Kleidungsstücks in Fußballfankulturen. Sie machte deutlich, dass das Trikot den Fans ermögliche, an ihren Körpern Zugehörigkeit zu demonstrieren und auch zu habitualisieren.

Unter dem Titel »Fan-Events zwischen Erschaffen, Erleben und Erinnern. Das Beispiel Fußball-WM 2014« diskutierten *Hans-Otto Hügel* (Hildesheim), *Brigitta Schmidt-Lauber* (Wien) und *Harm-Peer Zimmermann* (Zürich), moderiert von Markus Tauschek (Kiel), ob und inwieweit es möglich sei, im Falle von Mega-Events von »Fans« und »Fankultur« zu sprechen. Dabei trat hervor, wie stark der Begriff »Fan« von Deutungshoheiten abhängig ist und dass er ebenso Hierarchien produziert. In diesem Zuge wurden die Fragen aufgeworfen, wieso man nicht auch ein Fan auf Zeit sein könne, inwieweit Fantum nicht auch immer eine ironische Komponente habe und ob eine Nationalmannschaft auch eine Fankultur haben könne. Die Mannigfaltigkeit der Definitionen von WissenschaftlerInnen und durch Fans selbst zeigte jedoch schnell, dass Fansein stets Teil eines ständigen Wandlungs- und Verhandlungsprozesses ist. Eine klare Definition ist somit nicht möglich und für ethnologische bzw. kulturwissenschaftliche Forschungen vielleicht auch gar nicht hilfreich.

Den letzten Tag der Konferenz eröffnete *Moritz Ege* (München). In seinem Vortrag machte er darauf aufmerksam, dass sich durch die Digitalisierungsprozesse in der populären Musik die Rollenverständnisse der UnterstützerInnen verschoben und vervielfältigt haben. So sei der finanzielle Support mittlerweile weniger eine Frage des Kaufens, sondern vielmehr eine ethische und moralische Auseinandersetzung der Fans mit dem Fanobjekt.

In seinem abschließenden Resümee stellte *Kaspar Maase* (Tübingen) die Frage nach den (Zukunfts-)Perspektiven der kulturwissenschaftlichen Fanforschung. Er merkte an, dass die Fankultur sich dahingehend verändert habe, dass das früher so zentrale Konzept der »Treue« heute nur noch eine Kategorie neben vielen anderen sei. Zudem sei es mittlerweile weit verbreitet, dass auch bildungsbürgerliche Gruppen ihr kulturelles Kapital aus dem Fußball oder aus TV-Serien erwerben. Zentrale Punkte der Fanforschung seien außerdem der Widerstand gegenüber Überwachungsregimen und die transnationale Dimension des Fanseins. Er kritisierte, dass gendertheoretische Fragen auf der Tagung etwas zu sehr außer Acht gelassen wurden und merkte an, dass es aus forschungsethischer Perspektive wichtig sei, zu hinterfragen, ob und inwieweit »fanforschende Fans« ihr Untersuchungsfeld unreflektiert gewählt hätten.

Während der vielseitigen Diskussionen im Laufe der Tagung kamen Vortragende und ZuhörerInnen immer wieder auf das entscheidende Konzept der antagonistischen Kooperationen zu sprechen. Dieses bezieht sich insbesondere auf Fußball-Fankulturen, die davon leben, sich abzugrenzen – sei es gegen die »Bänkerstadt«, die Kommerzialisierung oder schlicht das gegnerische Team und die gegnerischen Fans. Im Mittelpunkt steht also nicht nur der antagonistische Charakter dieser Phänomene, sondern auch die gegenseitige Beziehung und insbesondere die gegenseitige Abhängigkeit.

Auch wenn Fankulturen weit über das Feld des Fußballs hinausgehen, war auch bei dieser Tagung zu sehen, wie populär das Forschungsthema Fußballfans nach wie vor ist. Die Herangehensweisen an das Thema waren teils klassisch, wie die ethnographische Auseinandersetzung mit Fangruppen, und teils wurden sie aus einer innovativen Perspektive betrachtet, wie die Analyse des Fußballtrikots als integraler Bestandteil von Fankulturen zeigte. Die Tagung profitierte aber insbesondere von der Vielfältigkeit der nicht fußballrelevanten Themen. An den Forschungen zur Fan Fiction wurde u. a. deutlich, dass ethnographische Methoden und kulturwissenschaftliche Fragestellungen eine gewinnbringende Herangehensweise an populäre Online-Kulturen darstellen können. So populär Fußball und daher auch die Auseinandersetzung mit Fußballfankulturen sein mögen, die Populärkulturforschung kann von einem stärkeren Fokus auch auf andere fankulturelle Themen nur profitieren.

Nina Szogs

(Einladung zur) Kulturdebatte

»Es könnte kaum widersprüchlicher zugehen: Kultur gleicht einem Betriebssystem, auf dem alle widerstreitenden Programme der Gesellschaft laufen; zugleich ist dieses Grundlegende dem Kommerz, der es voraussetzt, um den Preis abgemietet, diesem als etwas gefügig zu sein, das abwechselnd Vergnügen zu bereiten oder Würde vorzutäuschen hat.«

Wolfgang Fritz Haug

Das Unbehagen an der Kultur

Tagungsberichte sind eine schwierige Textsorte. Sie suggerieren, dass es so gewesen ist, obgleich ihr/e Verfasser/in durch den Filter einer subjektiven Aufmerksamkeit zuhört, die sowohl Ausblendungen als auch Fokussierungen steuert. Gegenstand und Darstellung im Folgenden sind daher streitbar. Ihr Anliegen ist ein Zweifaches: Zum einen möchten sie auf eine beeindruckende Tagung hinweisen und zum anderen auf die Erkenntnisgewinne einer anhaltenden Debatte um den Begriff der Kultur, zu der hiermit von der Österreichischen Zeitschrift für Volkskunde eingeladen wird.

Unter dem Titel »Das Unbehagen an der Kultur« fand vom 22. bis 25. September 2014 an der Universität Innsbruck eine bestens organisierte Tagung statt, die im Rahmen des Forschungsschwerpunkts »Kulturelle Begegnungen – Kulturelle Konflikte« auf die Initiative von Ingo Schneider (Europäische Ethnologie) und Martin Sexl (Komparatistik) ausgerichtet wurde. »Das Unbehagen an der Kultur« ist ein mehrdeutiger Titel, der auf die Freudsche Kulturanalyse Bezug nimmt, neugierig macht, kontroverse Perspektiven zulässt und daher bestens geeignet ist, sich an die Vielstimmigkeit und Schwierigkeit des Kulturbegriffs heranzuwagen, der programmatisch für die epistemischen Anfänge vieler geisteswissenschaftlicher Disziplinen steht.

Die Innsbrucker Tagung versammelte herausragende Persönlichkeiten der europäisch-westlichen Kulturdiskussion, die einmal laut und einmal leise, einmal im Plauderton und einmal strukturiert analytisches Potenzial, Kritik und Diskurs von Kultur und Kulturbegriff besprachen. Miteinander diskutiert haben KulturwissenschaftlerInnen, die es

gewohnt sind, sich auf lebensweltliche Schauplätze zu begeben, und KulturwissenschaftlerInnen, die sich als DeuterInnen und ÜbersetzerInnen von Sprache verstehen und Kulturtheorie als eine Form kultureller Praxis begreifen. Mit Iman Attia, Terry Eagleton, Chris Hann, Ulf Hannerz, Wolfgang F. Haug, Wolfgang Kaschuba, Carola Lentz, Ulrich Larduner, Kien Hghi Ha, John Storey, Jürgen Wertheimer, Peter V. Zima und Siegfried J. Schmidt (dessen Beitrag verlesen wurde) bot sich ein internationales handverlesenes Programm – zwar kein ausgewogenes Geschlechterverhältnis, da, so die Veranstalter, viele der angefragten Frauen abgesagt hatten –, in dem Kritiker wie Apologeten des Kulturbegriffs seinem Nutzen und seiner Reichweite auf den Grund gegangen sind.

Nobilitierung und Kehrseiten der Kultur

Diejenigen Fächer, die sich heute den Kulturwissenschaften zuordnen, verhandeln vor ihren je verschiedenen epistemischen Hintergründen je eigene Kulturbegriffe – dies mehr oder weniger weitreichend und oft im Glauben der begrifflichen Einhelligkeit. Mit den vermehrten Differenzierungen, die den Cultural Turn und Konstruktivismus ausgelöst haben, potenzieren sich jedoch die Seiteneffekte eines bis da weithin positiv konnotierten und einvernehmlich gehandhabten Begriffs. Im öffentlichen Diskurs haben sich unterschiedliche Bedeutungsinhalte zu einer populär bis populistisch gehandhabten Gemengelage verzwirbelt, in der Kultur als Errungenschaft und Nobilitierung des sozialen Tuns, als Summe des in der Zivilisation Erreichten, mit einem erweiterten Verständnis als Stoff des Alltagslebens korreliert, und sowohl im Singular der »Kultur« als auch im Plural der »Kulturen« in problematische Auslegungszusammenhänge eingebunden wird. Die theoretische Erweiterung des einst bildungsbürgerlichen Kulturbegriffs hat sich Hand in Hand mit der Demokratisierung der Deutungshoheiten entwickelt und scheint heute kaum mehr die Geister zu bändigen, die sie einst rief (John Storey). Nicht nur die nationalpolitischen Kontexte der Argumentation mit Kultur, sondern auch die Alltagsauslegungen im harmlosen Lob des Eigenen können sich des Verdachtes der Denunzierung des Anderen im Namen der Kultur nicht mehr entziehen. Die gemütliche Trachtenjacke, das fesche Dirndl, der stolze Gamsbart – *honni soit qui maly pense* – werden zu *corpora delicti*, sobald wir ihre zeitgenössische Konjunktur ideo-

logisch und supraregional kontextualisieren und die Geschichte ihrer Repräsentationen als politische Geschichte analysieren.

In einem pointierten Tagungsauftritt wurde in Grußworten und Eröffnungsvortrag Kultur als diese brisante Thematik positioniert und damit ein wichtiger gegenwartsanalytischer Akzent gesetzt. Zum Ausdruck gebracht wurde einerseits das politische Unbehagen an einem historisch nachhaltigen Kulturverständnis, das regional spezifische volksculturelle Dinge, Auffassungen und Praktiken zu Kategorien der staatlichen Protektion erhebt. Diese Listen des *eigenen* Schützens- und Kulturwerten, die von nicht wenigen Uniformismen und Militarismen durchzogen sind, reichen von den Aktivitäten der SS-Stiftung Ahnenerbe bis hin zu den aktuellen UNESCO-Listen des zeitgenössischen kulturellen Erbes¹.

Ulrich Larduner, der als prominenter Journalist von den Kriegsschauplätzen des ausgehenden 20. und beginnenden 21. Jahrhunderts berichtete, stellte die Verknüpfungen zwischen Kulturverständnis und politischen Konfliktlagen dar. Während im Namen von »Kultur« getötet wird, klammert ein westwissenschaftlicher Kulturbegriff Krieg, Massenerschießung, das Leben der Anderen aus. Auch das Unbehagen der prominenten marxistischen Kulturkritiker Terry Eagleton, Wolfgang Fritz Haug und John Storey bezog sich auf die Inkonsistenz eines idealistischen Kulturverständnisses, dem nach wie vor romantische Nationalismen innewohnen, und das soziale Bewusstsein, Heterogenität und Diversität ebenso wie Tod und Leiden, Migration und Armut als Teil derselben Kultur auslässt und leugnet. Jede kulturelle Errungenschaft, so Eagleton, beruhe auf Ausbeutung; jeder Rassismus und Antisemitismus, so Iman Attia, stütze sich auf eine Gemengelage von biologistischen und kulturalistischen Stigmatisierungen.

Hegemonisierung des Kulturellen

Die anachronistische Heraushebung traditionaler Kulturpraktiken zu einer »Akzeptanzkultur« (Ingo Schneider mit Bezug auf Martin Scharfe),

1 NS-Volkskunde und Fotografie in Südtirol; <http://sciencev1.orf.at/science/news/38765> (Zugriff: 20.10.2014), sowie Wikipedia: Immaterielles Kulturerbe in Österreich http://de.wikipedia.org/wiki/Immaterielles_Kulturerbe_in_%C3%96sterreich (Zugriff: 20.10.2014)

dies lässt sich kaum leugnen, weist ihrer Aufbereitung zur »Ressource politischen Handelns« (Wolfgang Kaschuba) den Weg. Der zeitgenössischen Politisierung und Kommerzialisierung liegen essentialistische Festschreibungen von eigen und fremd zugrunde, die den Begriff der Kultur für den wissenschaftlichen Zusammenhang suspekt und obsolet machen. Ein verwässerter Kulturbegriff, der alles umfasst, so Wolfgang Fritz Haug, taue kaum mehr als wissenschaftliche Kategorie, sondern allenfalls als »Wasserstandsmeldung zum Geist der Zeit«. Diese spätmoderne Kulturalisierung der Welt, darin waren sich Wolfgang Kaschuba und John Storey einig, habe kulturelle Symbole – harmlose ebenso wie dramatische – in ungebremsster Kombination zu »shifting regimes of meaning« de- und rekontextualisiert. In den letzten 50 Jahren, so betont Wolfgang Kaschuba, sei es jedoch auch durch soziale und ökologische, an globaler und sozialer Gerechtigkeit orientierte Bewegungen zu einer Neuvermessung des Kulturbegriffs gekommen, die dessen Schichten übergreifende Öffnung in den Alltag vorbereitet habe. Kultur wurde zusehends – und hier konvergieren Empirische Kulturwissenschaft und Cultural Studies – als soziale Praxis und ihre Konstruktion, als »the whole way of life« untersucht. Die Referenzen auf Raymond Williams und Stuart Hall waren auf der Innsbrucker Tagung präsent und unentbehrlich.

Abschied vom Kulturbegriff?

Hat der Kulturbegriff also ausgedient? An diese (genau genommen nicht erst) seit den 1990er Jahren geführte Diskussion, die u.a. von angelsächsischen SozialanthropologInnen wie Lila Abu-Lughod und Chris Hann kritisch angestossen worden war, wurde in Innsbruck mit vielerlei Impulsen angeknüpft.

Diejenigen Kulturwissenschaften, das sei vorab bemerkt, die ihre Kulturbegriffe disziplinengeschichtlich in der Folge von Gramsci, Barthes und Hall dekonstruiert, das heisst ideologiekritisch ausdifferenziert hatten, haben heute weniger Probleme, dem naiven Realismus eines engen, der Beliebigkeit eines zu weiten oder der inhärenten Diskriminierung eines essentialistischen, ja fundamentalistischen Kulturbegriffs, der nur mehr als »semantischer Giftmüll« taugt (Jürgen Wertheimer), auf den Zahn seiner politischen Folgekosten zu fühlen.

Welche Perspektiven eröffnen hier die ReferentInnen der Tagung? *Chris Hann* sieht nach wie vor die nur begrenzte analytische Reichweite des Kulturbegriffs als zentrales Problem und weicht auf einen Zivilisationsbegriff Elias'scher Prägung aus. *Jürgen Wertheimer* paraphrasiert die Tagungsabsicht als »Theoretisierung der eigenen gescheiterten Theorie«. Am Beispiel von Platzrevolutionen in der Gegenwart stellt er in einem fulminanten Vortrag öffentliche Plätze als Medien von Demokratisierungsprozessen dar und jongliert dabei etwas widersprüchlich mit einem omnipotenten Kulturverständnis, das sowohl Historie und Ethnos als auch Handlung und Metapher umgreift.

Carola Lentz plädiert in ihrer Genese des Kulturbegriffes als Epistem der Völkerkunde für seine Beibehaltung unter der Bedingung einer »post-essentialistischen Reformulierung«. *Iman Attia* betont, dass ein Diskurs nur veränderbar sei, wenn man in ihn eintritt. Dem Kulturverständnis der Rassismus- und Antisemitismusforschung liege eine relationale und globale Dimension zugrunde, es begreife Kultur per se als instabil, prozesshaft und konfliktuell. *Ulf Hannerz*, der zu einer kritischen Analyse der Rhetorik des Kulturellen im zeitgenössischen öffentlich-politischen Diskurs aufruft, sieht den Kulturbegriff noch immer als ein zentrales Epistem, das in seiner Reichweite zur Bezeichnung komplexer Zusammenhänge unüberboten sei. *Wolfgang Kaschuba* unterstreicht die notwendige Entwicklungswende der KulturwissenschaftlerInnen von selbst ermächtigten DeuterInnen von Bildern und Botschaften hin zu kritischen PraxistheoretikerInnen, die Kulturalisierungsprozesse im Rahmen machtvoller Handlungskonstellationen analysieren.

Wolfgang Fritz Haug plädiert für ein neues Nachdenken über universelle Kategorien und die Reformulierung, angesichts der globalen Vernetzungen in der Gegenwart, eines kulturübergreifenden Begriffs von Menschsein, eines erneuerten Verständnisses von Humanität. Kultur liesse sich nur vom Standpunkt der Differenz her begreifen (Stuart Hall); Kulturforschung habe daher grundsätzlich an Antagonismen und Differenzen anzusetzen, an Paradoxien und Widersprüchlichkeiten, an »Insubordinationskulturen«. *Peter Zima* spricht Individuierungsprozesse in der westlichen Gesellschaft an und weist der Mehrsprachigkeit eine kulturverändernde Wirkung zu. Eine monokulturelle Sozialisation lade kaum zu dialogischen Prozessen ein und schließe das Fremde als Normalität grundsätzlich aus.

Und ach, Europa!

Ein weiteres Leitmotiv der Tagung nahm die politische Rolle Europas im Kontext des aktuellen Kulturdiskurses zum Gegenstand. *Siegfried J. Schmidts* Beitrag weist die Rede über »europäische Kultur« als paranationalistisches »Wirklichkeitsmodell« aus, das zur Hintergrundfolie ideologisch angeleiteten Handelns geworden sei. »Europäische Kultur«, die Europa als »Wertegemeinschaft« heraufbeschwöre, diene als Kitt einer wirtschaftlichen und politischen Raumkonstruktion und durchziehe als solches sowohl die Beitrittsdebatten der im Süden und Osten gelegenen Länder als auch die Positionierungen in den Konfliktsituationen der postsozialistischen kriegesischen Auseinandersetzungen (Iman Attia). Mit Bezug auf die aktuelle Ost-West-Konfrontation in der Ukraine fragt *Chris Hann*, wie sich denn eine, sich als »Europäische Ethnologie« bezeichnende Wissenschaft zu der aktuellen, mit europäischer Kultur argumentierenden Kriegsideologie stellt? Hier steht, wie wir wissen, die längst fällige kritische Diskussion des Europabegriffs in der Fachbezeichnung einer empirischen Kulturwissenschaft an.

Ein Fazit?

Auf der Innsbrucker Tagung wurde Kultur als biegsamer Stoff sozialer Repräsentationen besprochen. Mit der ideologiekritischen, machtanalytischen (im Grunde strukturalistischen) Semiotik oder mit der Feuerzange der reflexiven marxistischen Kulturanalyse angefasst mag der Kulturbegriff weiterhin brauchbar sein. Als KulturwissenschaftlerInnen wissen wir, dass Kultur als Gegenstand der wissenschaftlichen Deutung seit langem problematisch ist. Kultur hingegen als heuristisches und methodologisches Instrument einer komplexitätsorientierten Gegenwartsanalyse globaler Zusammenhänge hat keineswegs ausgedient, vorausgesetzt – Ulf Hannerz unterstreicht dies – der Begriff bleibt stets ein ausdifferenzierender, der der Bewegung und Beweglichkeit der sozialen Verhältnisse und Erscheinungen, mit denen wir es zu tun haben, Rechnung trägt. Wenn VolkskundlerInnen, wie es Sabine Eggmann unlängst auf den Punkt brachte (ihr Wort in Gottes Ohr), »forschen, dann disziplinieren sie das Konzept zu einer [...] Relationierungsmatrix, die die Kraft hat, die Komplexität sozialer Zusammenhänge kritisch zu

durchleuchten«². Längst aufgegeben werden müsste ein Forschungsauftrag, der sich mit »Kultur« als Bezeichnung von Phänomenen begnügt und legitimiert³. Damit rückte das Wort weg vom beobachtbaren Zusammenhang und (stets missverständlichen) Stoff selbst als legitimer Perspektive hin zu einer kulturwissenschaftlichen Situierungspraxis im Sinne einer »analytischen Perspektivierung«⁴ handelnder Akteure im Geflecht ihrer Determinanten und Bedingungsfelder, wie es kritisch aufgefasste Kulturanalyse und Ethnographie leisten. Kultur als Forschungsperspektive zu differenzieren, als *tool*, mit dem Handlungshorizonte als »Wirklichkeitsmodelle« (Siegfried S. Schmidt), als Dispositive von – grundsätzlich ambivalenten, machtaffinen und inkohärenten – Denkweisen und Handlungsmustern⁵ analysiert werden können, steht, wir erinnern uns, nicht erst seit gestern auf der Agenda⁶. Doch es ist an der Zeit – das belegen Gegenwartsanalyse wie Innsbrucker Tagungsdiskussion – das kritische Moment des Kulturbegriffs aufzufrischen.

Der Stein, den Ingo Schneider und Martin Sexl angestossen haben, sollte weiter rollen und der Kulturbegriff Anlass bleiben, sich in künftigen, nicht allein männlich, weiss und westlich besetzten, sondern sich öffnenden Diskussionen mit den dringenden Fragen der Gegenwart auseinander zu setzen. Ich freue mich auf viele Bände einer neuen Innsbrucker Reihe zur kritischen Kulturanalyse.

Johanna Rolshoven

2 Sabine Eggmann: Forschen mit »Kultur« – Revisionen und Potenziale. In: Zeitschrift für Volkskunde 2, 2014, S. 269–289, hier S. 277.

3 »Begnügt sich Kulturforschung mit einer Ethnographie von Lebensweise, hat sie zwar ein handfest-empirisch Gegebenes als Forschungsgegenstand, das sich ohne viel weitere Vorklärung oder gar theoretische Grundlegung beobachten und beschreiben zu lassen scheint, doch fällt sie dann in ihren Gegenstand, dessen inneres Getriebe alles andere als unschuldig ist.« Wolfgang F. Haug: Die kulturelle Unterscheidung. Hamburg 2011, S. 24.

4 Eggmann (wie Anm. 2), S. 281.

5 Vgl. hierzu Lena Gerholm: The Dynamics of Culture. In: Ethnologia Scandinavica 23, 1993, S. 13–24.

6 Vgl. Orvar Löfgren: On the Anatomy of Culture. In: Ethnologia Europaea XII, 1, 1981, S. 26–46, sowie Rolf Lindner: Vom Wesen der Kulturanalyse. In: Zeitschrift für Volkskunde II, 2003, S. 177–188.

»Erzählen über Katastrophen«.

8. Tagung der Kommission für Erzählforschung in der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde. Gösing an der Mariazellerbahn, 3. bis 6. September 2014

Ein weites Feld der Katastrophenforschung hatte sich bei dieser Tagung unter dem Titel »Erzählen über Katastrophen« aufgetan, ein buntes Spektrum an Herangehensweisen ermöglichte die Betrachtung aus vielen verschiedenen Perspektiven. Bernd Rieken organisierte die 8. Tagung der Kommission für Erzählforschung in der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde, die jedes zweite Jahr stattfindet und vom Vorsitzenden der Kommission ausgerichtet wird. Interdisziplinär und epochenübergreifend widmeten sich die Teilnehmenden dem komplexen Themenfeld der Katastrophenforschung mit dem Ziel, einen differenzierten Blick auf das Phänomen zu erhalten. Trotz des sehr klar definierten Themas und der Befürchtung einiger Teilnehmer im Vorfeld, Beiträge zu den immer selben Katastrophen zu hören, gelang ein abwechslungsreiches Programm, das sich sowohl durch verschiedene Themenschwerpunkte in der Herangehensweise und dem Akquirieren des Materials als auch durch Interdisziplinarität und die unterschiedliche Bearbeitung der gewonnenen Eindrücke auszeichnete.

Am Abend des 3. September begann die Tagung mit knappen kulturgeschichtlichen Ausführungen zum Ötscherland und zu Mariazell sowie einer Einführung ins Thema von Bernd Rieken im Veranstaltungssaal des Alpenhotels Gösing. Den ersten Themenschwerpunkt, Katastrophen in der deutschen Literatur, eröffnete *Helga Bleckwenn* (Flensburg) mit »Naturkatastrophen: Erzähltraditionen und literarische Gestaltung«. Bleckwenn befasste sich mit dem Entstehen von literarischen Darstellungen aus mündlich tradierten Überlieferungen in bestimmten Regionen des deutschsprachigen Raums und untersuchte diese Entwicklung an Beispielen von Theodor Storm und Adalbert Stifter. Die Überlieferungsfrage ist Mittelpunkt der Untersuchung und verspricht eine neue Deutung in der Verarbeitung des Geschehenen. Über »Narrative Transformation im intertextuellen Traditionsbezug. Wilhelm Robert Hellers ›Das Erdbeben von Caraccas‹ (1843)« sprach *Florian M. König* (Heidelberg) und betrachtete die zentralen Themen, die Revolution am Gründonnerstag 1810 im venezolanischen Unabhängigkeitskrieg gegen

Spanien und das Erdbeben am zweiten Jahrestag der Revolution aus Sicht der Literaturwissenschaft. Die politische Deutung des Erdbebens bei Heller zeigt, wie der Erzähler im intertextuellen Traditionsbezug das seismische Beben zum politischen Beben semantisierte und die Ikonographie des Erdbebens nutzte, um die politischen Ereignisse von 1812 zu deuten.

Die Vortragsreihe am Donnerstagmorgen eröffnete *Christina Niem* (Mainz). Niem befasste sich mit »So war das Jahr 1755 gekommen.« Moralische Geschichten von Katastrophen: Das Beispiel des »Volkschriftstellers« W. O. von Horn«, indem sie das Leben und Schaffen des um die Mitte des 19. Jahrhunderts erfolgreichen Volks- und Jugendschriftstellers Wilhelm Oertel genauer beleuchtete. Unter dem Pseudonym W. O. von Horn gab der evangelische Geistliche den Kalender *Die Spinnstube* heraus, dessen populäre Geschichten – darunter Erzählungen von Naturkatastrophen – teilweise auch als Monographien publiziert wurden. Das Medium Kalender und die Gattung Kalendergeschichte war Ausgangspunkt für Niems Beschäftigung mit Katastrophen in der erzählenden Dichtung; sie beleuchtete dabei die Intention des Erzählers W. O. von Horn, nämlich lehrreich und unterhaltsam der breiten Bevölkerung, insbesondere der deutschen Jugend, näher zu kommen. *Alfred Messerli* (Zürich) behandelte mit »Die Wassernot im Emmental vom 13. August 1837: Jeremias Gotthelfs literarische Darstellung einer Katastrophe« den letzten Beitrag zum Themenschwerpunkt »Katastrophen in der deutschen Literatur«. Der Pfarrer und Schriftsteller Jeremias Gotthelf stellte in der polyphon und multiperspektivisch gestalteten Broschüre über die Überschwemmung im Emmental 1837 die Emme in ihrer zerstörerischen Wirkung als agierendes Subjekt vor. Das Unfassbare, Zerstörerische und die Gewalt des Wassers werden in einzelnen Szenen konkret beschrieben und zugleich durch absurde Geschichten und Gerüchte ihrer Übermacht beraubt. Der Katastrophentourismus wird in diesem Fall überraschenderweise nicht kritisiert, sondern begrüßt, einerseits als Vergrößerung des Publikums für Gottes Werk und Gottes Predigt, als welche die Überschwemmung gedeutet wird, andererseits als gesamtteidgenössische Solidarität des Mitleidens.

Den zweiten Themenschwerpunkt »Katastrophen in Feldforschungen und qualitativen Interviews« eröffnete *Anna Jank* (Wien) mit »Die Sturmflut vom 16./17. Februar 1962 auf den Halligen Nordfrieslands. Ein Beitrag zur ethnologisch-psychoanalytischen Katastrophenforschung«.

Anhand qualitativer Interviews wurden kulturelle als auch tiefenpsychologische Aspekte der Flutkatastrophe bei Einheimischen auf den Halligen Langeness und Oland untersucht. Zur Katastrophenbewältigung gehört nicht nur das Äußere, Beobachtbare, sondern vor allem auch das Innerpsychische der betroffenen Personen. Sich daraus ergebende Verbindungen zu bestimmten Grundproblemen menschlicher Existenz, so etwa zu Spannungsverhältnis zwischen Angst und Sicherheit, verlangen nach einer Bewältigungsstrategie für den erlebten Kontrollverlust. So kann durch die Integration des Bedrohlichen die eigene Minderwertigkeit bzw. das Gefühl des Ausgeliefert-Seins kompensiert werden und durch die Identifikation mit dem Meer als Aggressor das passive Ausgeliefert-Sein in aktive Selbstbestimmung umgewandelt werden. Die kulturwissenschaftlichen Aspekte, etwa die Frage, was alle Halligbewohner als Betroffene der Katastrophe gemeinsam haben, ergänzen den Blick auf individuelle Unterschiede. *Hannelore Jeske* (Flensburg) skizzierte »Die Schneekatastrophe« 1978/79 in Schleswig-Holstein. Das Ereignis und seine Spiegelung in Erzählungen«, die zum Zusammenbruch des öffentlichen Lebens führte durch die Abgeschnittenheit zur Außenwelt, die unpässierbaren Straßen und der unterbrochenen Strom- und Telefonversorgung. Bei sogenannten Erzähltreffen konnten DorfbewohnerInnen in zwangloser Atmosphäre von ihren Erlebnissen und Erinnerungen berichten. Sie erfuhren das eigentlich Katastrophale, nämlich die alternativlose Abhängigkeit von der Elektrizitätsversorgung, die großteils selbst verschuldet war. Wieder mit qualitativen Interviews und einer ethnologisch-tiefenpsychologischen Perspektive beschäftigten sich *Michael Simon* (Mainz) und *Bernd Rieken* (Wien) in ihrem Beitrag »Die Lawinenkatastrophe von Blons im großen Walsertal anno 1954. Ethnologische und psychoanalytische Zugänge«. Die Frage, ob und inwieweit Einheimische die Lawinenkatastrophe verarbeitet haben, wurde durch einige Beispiele veranschaulicht, anhand derer massive Schuldgefühle bei den Überlebenden erkannt und analysiert wurden. Obwohl das Schicksal nicht abzuwenden war und eine Interviewpartnerin ihre beiden lebendig begrabenen Kinder nicht hätte retten können, sind die Schuldgefühle immer noch präsent, die Zeit spielt keine Rolle. Gegenwärtige Faktoren, wie das erreichte hohe Alter oder die eigene Gesundheit, hatten keine Bedeutung im Angesicht der Traumatisierung durch die Lawine. Hingewiesen wurde auch auf die Ambivalenz bei den Betroffenen, denn zu dem verstörenden Schicksalsschlag kommt die mögliche, mit einem Mal

geschehene Erlösung für die unter der Lawine Begrabenen von allem Belastenden hinzu. Die letzte Referentin zu diesem Themenschwerpunkt war *Christina Wiedersich* (Wien) mit ihrem Beitrag »Donauhochwasser 2002 in Niederösterreich am Beispiel ausgewählter Regionen«. Das Hochwasser 2002 erfasste die durch enorme Regenfälle überfluteten Flüsse Kamp und Donau, innerhalb weniger Tage kam es zu zwei großen Überschwemmungen. Wiedersich skizzierte die Auswirkungen auf die betroffene Gemeinschaft, die Verarbeitung der Katastrophe, die Umstände zehn Jahre nach dem Unglück und die aktuelle Stimmung unter der Bevölkerung der in Mitleidenschaft gezogenen Gemeinden.

In eine ganz andere Welt führte *Ingo Schneider* (Innsbruck) unter dem dritten Themenschwerpunkt »Katastrophen in populären Medien« mit dem Vortrag »Terror als Katastrophe. Über den erzählerischen Umgang mit Terroranschlägen am Beispiel des 11. September«. Schneider unternahm den Versuch, ein Terrorattentat als Katastrophe zu analysieren, in dessen Folge sich grundsätzliche Überlegungen zur Reichweite und Passgenauigkeit des Konzepts Katastrophe ergaben. Naturkatastrophen haben, so Schneider, eher für die Kultur, Menschen und ihre Lebensräume, weniger für die Natur selbst katastrophale Folgen, während technische Katastrophen immer Mensch und Natur betreffen. Die Verortung eines Attentats wie jenes vom 11. September war im Angesicht dieser Überlegungen Gegenstand reger Diskussion unter den TeilnehmerInnen. Die vielen ungeklärten Details der Anschläge boten ideale Voraussetzungen für das Entstehen von Verschwörungstheorien, Sagen und Gerüchten, und es sollten, dies ergab die Diskussion, die Möglichkeiten der Erzählforschung bei der Analyse dieses Materials ausgelotet werden. *Brigitte Frizzoni* (Zürich) zentrierte den Blick auf »Die narrative Verarbeitung der Überflutung von New Orleans 2005 in der amerikanischen TV-Serie ›Treme‹ (2010–)«, die die Folgen der Zerstörung und das Bemühen der Betroffenen, den Alltag zu bewältigen und ihre Stadt sukzessive zurückzuerobern, zum Thema hatte. Von vorrangigem Interesse waren die narrativ-filmischen Mittel und die Akzentuierung, mit denen ein solches möglichst reales Darstellen der Gegebenheiten möglich ist. In Bezug zu Letzterem war auch *Christine Shojaei Kawans* (Göttingen) Vortrag »Katrina und andere Hurrikane. Berichte, Geschichten, Gerüchte« zu sehen, in dem vor allem die Erhebung von Erzählungen der Überlebenden im Vordergrund stand. Die in diesen Erzählungen zu Tage tretenden Themenkomplexe Hilfeleistung und Solidarität wurden

dabei differenziert herausgearbeitet wie auch die Konflikte zwischen den weißen und schwarzen Bevölkerungsteilen.

Am Freitagmorgen eröffnete *Kathrin Poege-Alder* (Jena) die Vortragsreihe über die Flutkatastrophe in Sachsen-Anhalt. Erlebnisberichte von Betroffenen, direkt gesammelt oder aus den Medien bezogen, zeigen die große Solidarität der »Flutbürger« vor allem am Beispiel der Elbeflut 2013. Bei dieser waren nicht nur Anwohner und die Bundeswehr, sondern auch zusätzliche Helfer, über informelle Netze benachrichtigt, zur Stelle. Die besondere Verbindung zum Fluss als Lebensader war das verbindende Glied. *Ingrid Tomkowiak* (Zürich) befasste sich mit Atomschutz-Narrativen. Die für die Aufklärung und den Schutz der Bevölkerung zuständigen Behörden verbreiteten Broschüren und Filme über Atomtests, nukleare Katastrophen und Maßnahmen zum Schutz gegen radioaktive Strahlung, die Sicherheit suggerierten und zum Zweck der Beruhigung narrative Strategien der Verharmlosung aufwiesen, aber gleichwohl auch zur Verunsicherung beitrugen. Im Fokus standen die Produktionen der U.S. Federal Civil Defense Administration und der britischen Regierung. *Akemi Kaneshiro-Hauptmann* (Göttingen) verschaffte mit ihrem Beitrag »Erzählen über Erdbebenkatastrophen – Betrachtungen anhand dreier großer Erdbeben in Japan« Einblicke in Katastrophengeschehen außerhalb Europas. Eine zentrale Frage ihres Vortrags berührte die erzählerischen Unterschiede zwischen Stadt- und Landbevölkerung, aus denen eine fehlende, weil bereits vergessene Dankbarkeit der Großstädter für ihr Überleben hervorging, die andererseits am Land die am stärksten mitgeteilte Emotion nach den Beben war.

Um den »Tsunami 2004 und die Geister der Toten« ging es *Andreas Hartmann* (Münster) in seiner bildgewaltigen Präsentation als erster Referent des vierten und letzten Themenschwerpunkts »Katastrophen in der Sagen-Überlieferung«. Katastrophenerzählungen, sind nach Hartmann »Formwendungen kosmologischer Ordnungsvorstellungen«, die sich je nach Herkunft und Zugehörigkeit des Erzählers fundamental unterscheiden können. Nach dem Tsunami kursierten sagenhafte Geschichten, nach denen die Geister der Toten nicht ruhen konnten und die Lebenden in den Tod zogen. In den Augen vieler wurden diese erst durch das Praktizieren von Reinigungsritualen an den Stränden erlöst. *Simone Stiefbold* (Zürich) berichtete am Samstagmorgen über »Erfahrung und Erzählung: Wetterkatastrophen, Sagen und die Bedeutung der Form«. Das Erzählen von Wetterkatastrophen in Sagen und dabei das

Verhältnis von Alltag und Schrecken wurde ebenso behandelt wie die möglichen Sinngebungen einer heterogenen Gattung und die Rolle des Menschen in und hinter den Erzählungen. Die eigentliche Katastrophe als Erfahrung bildet dabei die Rahmenerzählung der Sage. Im letzten Beitrag »Ein ungebeten Gast aus fremden Landen...« – Erzählen über die Pest in der Lausitz« sprach *Susanne Hose* (Göttingen) von der Pest und ihren möglich Deutungen in Religion und sorbischer Sage, in der die Pest als Tödin den weiblichen Dämonen angehört. Hose setzte sich mit den Spuren auseinander, die die besonders in der Frühen Neuzeit in der Lausitz grassierenden Pestepidemien in der kollektiven Erinnerung hinterlassen haben.

Nach zahlreichen Denkanstößen zum Thema galt es in der Abschlussdiskussion die Ergebnisse zusammenzufassen und größere Bezüge herzustellen. Die Bilanzierung orientierte sich an der im Laufe der Tagung immer wieder aufgeworfenen Forderung nach einer genaueren Begriffsdefinition. Es ergaben sich mögliche Antworten wie die Bezeichnung der Katastrophe durch ein Datum wie 9/11 oder die Wahrnehmung der Betroffenen als Indiz für eine Katastrophe. Letzten Endes konnte darauf keine zufriedenstellende, abschließende Antwort gefunden werden. Trotzdem hat die Auseinandersetzung mit diesem Thema zur Veranschaulichung und differenzierten Betrachtungsweise des Katastrophenbegriffs beigetragen, und was wäre eine sich immerfort entwickelnde Forschung ohne das Entstehen neuer Fragen?

Am letzten Nachmittag wurden noch Möglichkeiten geboten, die Tagungsumgebung zu erkunden. Die Fahrt mit der Mariazellerbahn und eine Wanderung durch die Ötschergräben waren aufgrund des guten Wetters ein voller Erfolg. Als Alternative stand die Besichtigung von Mariazell auf dem Programm oder auch ein entspannter Nachmittag im Wellnessbereich des Alpenhotels. Ein großes Lob für die ausgesprochen gut organisierte Tagung verdient Bernd Rieken, der sich mit Engagement der erst in ihren Anfängen begriffenen psychoanalytisch-ethnologischen Erzählforschung in Wien widmet und zu deren Entwicklung maßgeblich beiträgt.

Anna Jank

**Jahresmitgliederversammlung des Vereins netzwerk mode textil e.V.
mit Begleitprogramm, 2. bis 4. Mai 2014, Hamburg**

Die jährliche Generalversammlung des Vereins netzwerk mode textil mit schon gewohnt umfangreichem Begleitprogramm fand heuer in Hamburg statt. Ausgangspunkt für die Exkursionen und Ort der internen und öffentlichen Vorträge sowie der Vereinssitzungen war der sogenannte Modecampus der Fakultät Design, Medien und Information (DMI) der Hochschule für Angewandte Wissenschaften (HAW) Hamburg. Auch das diesjährige Treffen war abwechslungsreich und äußerst anregend. Im Zentrum der Veranstaltung standen wie immer die Abstimmungen und Besprechungen im Verein, dessen Vorstand unter dem Vorsitz von Gundula Wolter äußerst transparent arbeitet und bemüht ist, die Meinungen der Mitglieder zu allen vereinsrelevanten Themen einzuholen und zu respektieren. Ausschlaggebend für das gute Gelingen des Treffens waren wieder die Offenheit und der gegenseitige Respekt, mit dem die Vereinsmitglieder aus den unterschiedlichsten Arbeitsfeldern einander in den Diskussionen, den informellen Gesprächen in den Programmpausen oder bei den gemeinsamen Essen begegneten. Es war wieder Netzwerken im allerbesten Sinne und ein gelungenes Umsetzen des Vereinsziels bzw. -namens. Darum herum gruppierte sich ein interessanter Mix aus dem, was in Hamburg auf dem textilen Sektor gerade geboten wurde und einem Vortragsprogramm, das die Vielfalt des Vereins abbildete.

Am 2. Mai startete die Veranstaltung in der Hamburger Kunsthalle mit einer Begrüßung durch das örtliche Organisationsteam und durch die Vereinsvorsitzende. Es folgte eine Führung durch die Ausstellung »Feuerbachs Musen. Lagerfelds Models« mit Luisa Pauline Fink, die als externe Kuratorin für den Feuerbach-Teil verantwortlich zeichnete. Die beiden Musen Anselm Feuerbachs, Anna Risi und Lucia Brunacci, die er zwischen 1860 und 1880 in unterschiedlichen Rollen und Posen, unter anderem aus der griechischen Mythologie, malte, hatten den Anstoß gegeben, an Feuerbachs präzise und feinfühligte Gemälde den 2013 entstandenen Fotozyklus »Moderne Mythologie« von Karl Lagerfeld anzuschließen, was die Ausstellung für das netzwerk attraktiv machte. Lagerfeld inszenierte die Geschichte von Daphnis und Chloe mit seiner damaligen Muse Baptiste Giabiconi als Daphnis und mit anderen

Models in künstlich wirkenden Laufstegposes. Spannend an diesem Teil der Ausstellung war vor allem der Umgang mit dem Designer Lagerfeld, der hier neben Anselm Feuerbach ausstellen durfte, obwohl er auf dem Gebiet der Fotografie sicherlich nicht so hervorstechendes Talent besitzt wie auf dem der Mode.

Den Nachmittag verbrachten die TagungsteilnehmerInnen im Museum für Kunst und Gewerbe Hamburg. Maria Spitz, Kuratorin der Draiflessen Collection in Mettingen, einer textilen Privat- bzw. Unternehmenssammlung mit Sonderausstellungsbereich, zeigte dort ihre Ausstellung »Mythos Chanel«. Die Wanderausstellung, die unabhängig vom Unternehmen Chanel gestaltet worden war, zeichnete den Werdegang der Marke bis in die Gegenwart nach und gab Antworten auf die Frage, warum der Chanel-Stil ungebrochen bereits über 100 Jahre lang großen Einfluss auf die Mode- und damit auf die Alltagswelt ausübt. Die Ausstellung thematisierte die Anfänge Coco Chanel, das »Kleine Schwarze«, die Erfindung von Modeschmuck und Chanel N°5, brachte Beispiele aus Kollektionen verschiedener Jahrzehnte bis hin zu den Lagerfeld-Entwürfen und arbeitete anhand von legalen und illegalen Plagiaten die Eigenart des Chanel-Stils heraus. Einblicke in das inszenierte Privatleben der Designerin waren unter anderem in Form von Interviews eingestreut und dienten weniger der Demontage, als vielmehr der Erklärung des Mythos. Obwohl sie eng an den Entwürfen und Designs entlang erzählte, war diese klug gemachte Ausstellung auch für all jene interessant, die an Mode an und für sich kein Interesse haben, weil sie der Wirkungsweise von Mode nachging und keine platte Chanel-Lobhudelei war.

Der Besuch der Präsentation »Inside out – Einblicke in Mode«, die Ankäufe des Museums aus dem Bereich Haute Couture und Prêt-à-porter der letzten 30 Jahre bot, wurde von der Leiterin der Sammlung Mode und Textil, Angelika Riley, begleitet. Die Ankäufe waren durch die Stiftung für die Hamburger Kunstsammlungen ermöglicht worden, deren Aufgabe es ist, Geldmittel für Sammlungserweiterungen in Hamburger Museen zur Verfügung zu stellen. Laufstegkreationen von Alba D'Urbano, Martin Margiela, Sibilla Pavenstedt, Alexander McQueen, Yohji Yamamoto und anderen waren nach den Schlagworten »Simulation – Enthüllung – Verfremdung – Verformung« geordnet. Anschließend führte Riley die Gruppe in die Abteilung für mittelalterliche Kunst, die einen mit Wollgarn auf Leinen gestickten

»Osterteppich« in ständiger Präsentation enthält, der im nahe Hamburg gelegenen Kloster Lüne in den Jahren 1504–1508 entstanden war und einen beeindruckenden Vorgeschmack auf die Exkursion des folgenden Tages bot.

Das Lüneburger Kloster Lüne ist ein imposanter gotischer Fachwerkbau, dem ein 1995 eröffnetes Textilmuseum angeschlossen ist, in dem etliche der vom 13. bis zum 19. Jahrhundert von Benediktinerinnen und später evangelischen Stiftsdamen in Lüne gefertigten Altardecken, Fastentücher, Teppiche und Abendmahlsdecken größtenteils in Wandhängung in Klimavitrinen gezeigt werden. Nach einer umfassenden Führung durch das Museum erhielten die Exkursionsteilnehmenden die Gelegenheit, die über dem Museum untergebrachte Textilrestaurierwerkstatt der Klosterkammer Hannover, einer Arbeitseinheit der Abteilung für Bau- und Kunstpflge von Niedersachsen, zu besuchen. Die Kammer verwaltet 800 Gebäude mit rund 12 000 Kunstwerken, darunter das Kloster Lüne. Die Restaurierwerkstatt, die alle textilen Schätze der Klosterkammer Hannover betreut, ist großzügig und auf dem neuesten Stand eingerichtet. Die Erläuterung von Arbeitsweisen und -schritten an aktuell bearbeiteten Objekten gab erhellende Einblicke in die moderne Restaurierung und Konservierung textiler Stücke.

Der Nachmittag war drei öffentlich zugänglichen Vorträgen im Festsaal des Modecampus der HAW Hamburg gewidmet. Die Themen waren mit Bedacht auf die Zielsetzung des Netzwerks, nämlich Menschen aus den unterschiedlichen Bereichen der Textilien und der Mode zu verbinden, zusammengestellt worden und stammten daher aus den Feldern Museumswesen bzw. Ausstellungsgestaltung, historische Textilforschung bzw. Restaurierung und rezent Design. Nach einer Begrüßung durch die Präsidentin der HAW und die Dekanin der DMI referierte *Charlotte Klack-Eitzen* über die Sammlung an Gewändern für Madonnenstatuen in der Klosterkammer Hannover. Sie berichtete, wie sie anhand der Gewänder selbst und anhand von Inventaren die Stücke einzelnen Marienstatuen zuordnen konnte und ging auf die Verwendungsweise und Bedeutung der Figurenbekleidung ein. Danach sprach *Maria Spitz* über ihre Wanderausstellung »Mythos Chanel« und erläuterte, welche inhaltlichen und gestalterischen Adaptionen an die ursprüngliche Konzeption für Mettingen, wo die Ausstellung in einer großen Halle lief, notwendig waren, um die Ausstellung an die Flucht von kleinen Räumen des Gemeentemuseums in Den Haag und anschlie-

ßend an die Säle im Hamburg anzupassen. Sie ging vor allem auf die Umgruppierung der Mettinger Ausstellungsbereiche für Den Haag ein und darauf, wie versucht wurde, die Inhalte trotzdem den BesucherInnen zu vermitteln. Anschließend fokussierte *Angelika Riley* auf die Besonderheiten der Präsentation im Museum für Kunst und Gewerbe, wo etliche Ankäufe Leihgaben ersetzten, die nicht mehr zur Verfügung standen.

Den Abschlussvortrag des Nachmittags gestaltete der international renommierte Hamburger Modeschöpfer *Bent Angelo Jensen*, der unter dem Pseudonym »Herr von Eden« das Label gleichen Namens betreibt. Er sprach offen und selbstkritisch über seinen Werdegang vom Betrieb eines Second-Hand-Geschäfts Mitte der 1990er Jahre über seine erste Kollektion, die rasche geschäftliche Expansion, auf die 2013 aufgrund von Desorganisation und Misswirtschaft die Insolvenz folgte, bis zur Wiederauferstehung des Labels nach einer kompletten Restrukturierung mit einem Insolvenzverwalter im Jahr 2014.

Eingebettet in die Vereinssitzungen des netzwerks, die wie gesagt den Mitgliedern viel Mitsprache einberaumten, fanden auch am dritten Tag Vorträge statt, die jedoch nicht öffentlich, sondern den Teilnehmenden der Tagung vorbehalten waren: Im Rahmen dieses »Offenen Forums« stellten netzwerk-Mitglieder ihre aktuellen Projekte vor. Leider war dafür heuer zu wenig Zeit eingeplant, sodass die Beiträge nicht ausführlich diskutiert bzw. rezipiert werden konnten. Den Anfang machte *Bettina Levin*, die über ihr umfassendes privates Forschungsprojekt zur Perlbeutelherstellung im sächsischen und böhmischen Teil des Erzgebirges berichtete. Ich selbst stellte die von mir am Wiener Volkskundemuseum kuratierte Ausstellung »Objekte im Fokus: Arbeiten ruthenischer Flüchtlinge im Ersten Weltkrieg – Stick- und Knüpfmusterstücke« vor. *Katharina Hornscheidt* erläuterte das Projekt »Schnittstelle Muster« an der Hochschule für Technik und Wirtschaft in Berlin, das die Digitalisierung von Textilmustervorlagen zum Inhalt hat. Über die Textil- und Modesammlung des Museums für Hamburgische Geschichte/Hamburgmuseum, die unter anderem Vierländer Trachten enthält, sprach *Gudrun Hildebrandt*. *Katharina Tietze* erzählte über ihr Forschungsprojekt zu den Schuhkollektionen der Firma Bally, das sich unter anderem mit dem Definieren von Schuhen als modisches Produkt befasst. Dieses ging mit dem Beginn ihrer industriellen Fertigung in den 1930er Jahren einher.

Auch die sechste Jahresversammlung mit Tagung des netzwerks mode textil war so bunt und vielfältig wie seine Mitglieder. Themen aus der Praxis und Themen aus der Theorie ergänzten einander und ließen das Treffen lehrreich und bereichernd werden. Die siebte Jahresversammlung wird im Mai 2015 in Berlin stattfinden.

Kathrin Pallestrang

Wo liegt die Zukunft der ethnographischen Museen? Bericht über eine Diskussionsveranstaltung im Weltmuseum Wien, 23. Oktober 2014

Am Österreichischen Museumstag 2013 in Bozen hatte Direktor Steven Engelsman das neue Konzept der Schausammlung in Form von Schau-depots im kurz davor auf Weltmuseum Wien umbenannten Völkerkundemuseum vorgestellt und dabei die Eröffnung des neu gestalteten Museums per 26. Oktober 2016 angekündigt. Auch wenn das Projekt inzwischen gestoppt wurde, weil bereits die Basisabteilung dem Kulturministerium zu hoch erscheint, initiierte Engelmans Präsentation eine auch für die Volkskunde interessante Diskussion. Im Anschluss an den Direktor des Weltmuseums Wien hatte Volker Rodekamp, Ethnologe und Präsident des Deutschen Museumsbunds, darauf hingewiesen, dass die Volkskunde wie auch die Völkerkunde im allgemeinen Verständnis mit etwas »Altem« verbunden würde. Letztere, so merkte Rodekamp fachkritisch an, würde Ausstellungen über Länder und Regionen machen, die Menschen von dort jedoch nicht miteinbeziehen; man solle »demütiger« werden und sich öffnen.

An diese Worte dachte ich, als ich mich am 23. Oktober 2014 zur Podiumsdiskussion mit dem Titel »Wo liegt die Zukunft der ethnographischen Museen?« auf Einladung der AG Museen der Deutschen Gesellschaft für Völkerkunde im Weltmuseum Wien einfand. Im letzten Jahrzehnt war innerhalb der Museumswelt zu diesem Thema debattiert und einiges in Bewegung gesetzt worden. Auch von außen hatte man sich kritisch mit dieser Frage beschäftigt. Die ExpertInnenrunde setzte sich zusammen aus KulturwissenschaftlerInnen, VertreterInnen der zeitgenössischen Kunstforschung und -praxis, KünstlerInnen, Kura-

torInnen, einem Kunstkritiker sowie einem Vertreter der universitären Kultur- und Sozialanthropologie und wurde moderiert von der Vizedirektorin des Weltmuseums Barbara Plankensteiner.

Die Umbenennungswelle der Völkerkundemuseen erschien *Vitus Weh*, Ausstellungsmacher, Kunstkritiker und Museumsberater aus Wien, als Zeichen für eine Krise. Alle Museen kämen aus der gleichen Wurzel, nämlich der Wunderkammer – wieso aber seien Völkerkundemuseen und nicht Kunstmuseen in der Krise? Die Einstiegsrunde machte deutlich, dass lediglich der Kultur- und Sozialanthropologe *Thomas Fillitz* (Universität Wien, Verein Weltmuseum Wien Friends) keine krisenhafte Situation für die ethnologischen Museen erkennen kann. Als Beleg brachte er Daten und Fakten aus dem Pariser Musée du quai Branly und wünschte sich ein so erfolgreiches, lebendiges Museum auch für Wien. Der Einwurf, dass das Pariser Museum bekannterweise ebenfalls problematisch sei, wurde in der Diskussion nicht weiter verfolgt. *Belinda Kazeem*, Kulturwissenschaftlerin und Künstlerin an der Akademie der Bildenden Künste in Wien, stellte konkrete Kritikpunkte am Weltmuseum Wien in den Raum. Hier würden Ausstellungen als offizielles Wissen präsentiert. Es zeigten sich in ihnen immer noch die kolonialistischen Machtverhältnisse, sie wären Denkmäler des Imperialismus. Sich öffnen hieße für sie, mehr als Feste zu veranstalten und Communities einzuladen. Es würde vielmehr bedeuten, sich mit Betroffenen zu beschäftigen und beim Entwickeln von Ausstellungen mit ihnen zusammenzuarbeiten. Vor allem solle man offenlegen, wie die Kategorien, mit denen wir heute arbeiten, entstanden sind. Als Podiumsgast geladen war auch die Australierin *Khadija von Zinnenburg Carroll*, Kunsthistorikerin, Künstlerin und Kuratorin, Fellow an der Humboldt-Universität zu Berlin. Sie berichtete, dass sie derzeit an einem Buch über die Restitution von ethnologischen Objekten arbeitet und speziell über den sogenannten Penacho, den altmexikanischen Federkopfschmuck im Weltmuseum Wien.

In das Zentrum der Diskussion rückte schließlich die zum Zeitpunkt der Veranstaltung gezeigte Ausstellung des Weltmuseums Wien »Franz is here! Franz Ferdinands Reise um die Erde«, *Belinda Kazeem* sah keinen Unterschied zwischen einer Präsentation der Sammlungsobjekte von vor 100 Jahren, nach der Rückkehr von Franz Ferdinand, und der gegenwärtigen Ausstellung. Sie wünschte sich Irritation, nichts solle an seinem Platz bleiben. *Vitus Weh* war der Auffassung, das Haus müsse

sich dekolonialisieren und einem psychoanalytischen Prozess unterziehen. Kritik kam auch von *Christian Kravagna*, Professor für Postcolonial Studies an der Akademie der Bildenden Künste in Wien. Das Weltmuseum distanzieren sich zu wenig von Thronfolger Franz Ferdinand. BesucherInnen würden in der Toninstallation Zitate aus seinem Tagebuch hören, so als würde der Großwildjäger selbst durch die Ausstellung führen. MitarbeiterInnen des Weltmuseums wehrten sich aus dem Publikum gegen diese Vorwürfe. Christian Schickelgruber entgegnete, dass die Stellen aus dem Tagebuch so gewählt worden waren, dass sich die Inhalte selbst entlarven. Die Kunstvermittlerin Nora Sternfeld brachte in diesem Zusammenhang den Begriff des »ironischen Museums« ins Spiel. Der Besucher/die Besucherin könne sich durch diesen kuratorischen Trick gefahrlos in eine Gewaltgeschichte »hineinbegeben«, in der der Imperialismus fortgesetzt wird. Die Kuratorin Jani Kuhnt-Sapto-dewo merkte in dieser Diskussionsrunde an, dass sich Communities aus vielen Ländern der Welt im Weltmuseum Wien präsentieren möchten. Tue man diesen Wunsch als folkloristisch ab, erzeuge diese Haltung ein eurozentristisches Bild. Christian Kravagna äußerte seine Bedenken gegen das Werbevideo des Weltmuseums. Zu sagen, man ist inklusiv, sei zu wenig. Man müsse stärker betonen, dass man sich von Rassismus und Imperialismus distanzieren. Er warf weiters die Frage auf, welche Rolle zeitgenössische Kunst in den ethnografischen Museen heute spielen solle, und auch Stimmen aus dem Publikum wollten wissen, weshalb der künstlerischen Intervention solch ein therapeutischer Wert für EthnologInnen zugeschrieben werde. Wieso sollten Kunstschaaffende die Ethnologie retten?

Unterschiedlich waren die Publikumsmeinungen, was BesucherInnen am Weltmuseum Wien interessieren könnte – manche seien an schönen Objekten interessiert, andere mehr an Diskursen rund um die Sammlungen. Das Schlagwort »Exotik« fiel im Zusammenhang mit der Attraktivität von Ausstellungen. Durch die Faszination der Exotik erreiche man größere Bevölkerungskreise, auch das Weltmuseum Wien stehe unter dem Druck der Besucherzahlen, berichtete Barbara Plankensteiner. Kravagna formulierte zum Abschluss kuratorische Fragen, mit denen man gegen die »Gewohnheit der Verdrängung« arbeiten könne, wie etwa: Wie kommt das Objekt in des Museum? Darf man dieses Objekt ausstellen oder nicht? Wer hat etwas dazu zu sagen? Der Kunstkritiker forderte, über das Zeigen und Ausstellen intensiv mit Menschen

aus den Herkunftsländern und im öffentlichen Rahmen zu diskutieren – dieser spannende Abend war ein Schritt in diese Richtung.

Claudia Peschel-Wacha

Maria Lackner-Kundegraber 1924–2014

Im Grazer Bezirk Waltendorf, der damals noch dörflichen Vorstadtcharakter hatte, verbrachte die am 28. April 1924 geborene Maria Kundegraber ihre Kindheit und Jugend und in unmittelbarer Nähe, in ihrem Haus in Graz St. Peter, ging am 23. Juli 2014 das bewegte und erfüllte Leben der Volkskundlerin Dr. Maria Lackner-Kundegraber zu Ende. Nach zahlreichen beruflich und privat bedingten Ortswechseln war sie in ihren späten Jahren »fast wieder in ihre Urheimat zurückgekehrt«, wie sie es mit eigenen Worten gerne ausdrückte.

Maria, das einzige Kind eines Schneiderehepaars, verlor schon im Säuglingsalter den Vater und die Mutter musste nach diesem Schicksalsschlag die beiden ohne finanzielle Absicherung mit Gelegenheitsarbeiten durchbringen. Trotzdem ermöglichte sie ihrer Tochter eine gute Schulbildung, die Maria 1943 mit der Matura abschloss. Danach wurde sie zum RAD, dem Reichsarbeitsdienst, eingezogen und absolvierte ein halbes Arbeitsjahr bei Bergbauern in St. Jakob im Defreggental, das zweite halbe Jahr Kriegshilfsdienst in der Dynamitfabrik in St. Lambrecht als »Chemiehilfswerkerin«. Den Arbeitsdienst, vor allem die Monate im Defreggental, bezeichnete sie stets als wichtige Lebenserfahrung in Bezug auf ihre späteren volkskundlichen Feldforschungen und den Kontakt zur Bevölkerung. Das Kriegsende erlebte Maria Kundegraber wieder in Graz.

Sie inskribierte zunächst Germanistik, Musikerziehung und Englisch als Lehramtsstudium, außerdem geschichtliche Hilfswissenschaften. Über die Germanistik fand sie schließlich zur Volkskunde. Viktor Geramb hielt eine Einführungsvorlesung über Volksdichtung und die junge Studentin war von der Materie und von der Persönlichkeit Gerambs derart beeindruckt, dass sie zu Volkskunde als Hauptfach wechselte, obwohl sie sich bewusst war, dass dies – im Hinblick auf Berufs-

chancen – wohl »eine Verrücktheit« war. Mit kleinen Hilfsdiensten wie Eintrittskartenverkauf und Kinderbetreuung versuchte sie in den ersten Nachkriegsjahren neben dem Studium das Haushaltseinkommen für ihre Mutter und sich aufzubessern. Stets auf der Suche nach Verdienstmöglichkeiten und zielstrebig auf dem Weg in eine volkskundliche Berufslaufbahn, ergriff sie Anfang 1947 die Initiative, sprach Geramb an und bot ihre Mitarbeit im »volkskundlichen Lehrapparat«, so lautete die damalige Bezeichnung für das Institut für Volkskunde, an. Mit 1. April 1947 erhielt sie eine Halbtagsstelle als wissenschaftliche Hilfskraft. Die Feldforschung für ihre Dissertation über den Bauerngarten in der Steiermark¹ führte sie zu Fuß und mit dem Rucksack durch weite Gebiete des Bundeslandes.

Am 27. Juni 1951 schloss sie ihr Studium mit der Promotion ab und knüpfte nach und nach Kontakte zu Kolleginnen und Kollegen, etwa auf volkskundlichen Tagungen im In- und Ausland. Sie blieb ständig auf der Suche nach weiteren beruflichen Entwicklungsmöglichkeiten und durch Vermittlung und Empfehlungen ergab sich 1954 eine Beschäftigung für vorerst ein halbes Jahr im Germanischen Nationalmuseum in Nürnberg. Hier sammelte sie erste Erfahrungen in der Museumsarbeit bei der Mitarbeit an der Neugestaltung der volkskundlichen Abteilung. Die Tätigkeit in Nürnberg verlängerte sich schließlich auf acht Monate. Während dieser Zeit war Maria Kundegraber an der Universität Graz karenziert und hätte jederzeit zurückkehren können.

Doch es sollte anders kommen: Durch weitere »Mundpropaganda« eröffnete sich für sie ein neues Betätigungsfeld am Österreichischen Museum für Volkskunde in Wien. Allerdings war die junge Wissenschaftlerin zunächst verunsichert: Ihr künftiger Chef, Leopold Schmidt, und Viktor Geramb begegneten einander wegen diverser fachlicher Auffassungsunterschiede und unterschiedlicher persönlicher Haltungen sehr distanziert. Da aber in Graz keine eindeutigen Entwicklungsmöglichkeiten abzusehen waren, nahm Kundegraber die Stelle in Wien an. Damit war erstmals eine echte Loslösung von Graz, ihrem bisherigen Dienstgeber, der Karl-Franzens-Universität, und ihrem Lehrer und Vorgesetzten Viktor Geramb verbunden, trotzdem blieb der persönliche Kontakt zu ihm lückenlos bestehen. Mit Jahresbeginn 1955 trat Maria Kundegraber

1 Maria Kundegraber: Der Bauerngarten in der Steiermark. Unter besonderer Berücksichtigung der Heil- und Würzpflanzen. Phil. Diss. Graz 1951.

ihre Stelle in der Wiener Laudongasse an und blieb dort bis zum Sommer 1970. Leopold Schmidt wurde von ihr als Vorgesetzter und wegen seines universellen Wissens sehr geschätzt, jedoch ließ er sie nicht an der Sammlung arbeiten. Sie war fast ausschließlich mit dem Inventarisieren von Büchern beschäftigt, doch nützte sie auch die Bibliotheksarbeit als Chance für Wissenszuwachs und war bald Mitarbeiterin bei diversen Bibliographien. Schmidt regte sie auch zum Publizieren an, was sie mit einem Aufsatz über die Notburgawallfahrt in Jagerberg in der Oststeiermark erstmals versuchte.² Er schätzte seine Mitarbeiterin und bot ihr, als 1959 am Volkskundemuseum in Graz eine für sie interessante Stelle vakant war, weitere Forschungsfelder an, um sie nicht zu verlieren. So kam Maria Kundegraber mit der Gottschee-Sammlung des Österreichischen Museums für Volkskunde und mit der Kultur der Gottscheer in Berührung. Das Themenfeld faszinierte sie außerordentlich und sollte sie für ihr weiteres Leben nicht mehr loslassen. 1961 unternahm sie ihre erste Reise nach Gottschee. Gerne erwähnte sie jenen Zufall, der in ihren Augen symbolhaft war: dass in der Bibliothek des Österreichischen Museums für Volkskunde das Buch mit Inventarnummer 1 eines über Gottschee war.³

Mit 1. September 1970 kehrte Maria Kundegraber zurück in die Steiermark an das Landesmuseum Joanneum, mit dem Auftrag, im Schloss Stainz eine volkskundliche Sammlung für Wirtschaft, Arbeit und Nahrung aufzubauen. Deren Basis war aus Materialien der Landesausstellung »Der steirische Bauer«⁴ durch Anni Gamerith bereits zwei Jahre lang vorbereitet worden. Das neue Museum wurde zunächst als Außenstelle des Steirischen Volkskundemuseums in Graz geführt, auch der Arbeitsplatz war vorerst in der Grazer Paulustorgasse, denn Stainz war eine hoffnungsvolle Baustelle. Maria Kundegraber konnte sachorientiert arbeiten, planen und umsetzen und endlich selbst eine Schausammlung und Ausstellungsräume gestalten. Ab 1971 war Stainz auch ihr Dienstort. Es folgten Jahre höchst produktiver und erfolgreicher Muse-

2 Maria Kundegraber: Die Notburga-Wallfahrt nach Jagerberg. In: Blätter für Heimatkunde 29, 1955, S. 122–127.

3 Adolf Hauffen: Die deutsche Sprachinsel Gottschee. Graz 1895.

4 Fritz Posch (Hg.): Der steirische Bauer. Leistung und Schicksal von der Steinzeit bis zur Gegenwart. Steirische Landesausstellung, 11. Juni bis 14. September 1966 in Graz 1966. Graz 1966.

umsarbeit mit jährlichen Sonderausstellungen und zahlreichen Katalogpublikationen, der Adaptierung von Depotflächen und gewissenhafter Sammlungserschließung, Fotodokumentation und landeskundlicher Bestandsaufnahme im Bezirk. Als Organisatorin und Gastgeberin der 4. Internationalen Konferenz für ethnologische Nahrungsforschung in Stainz stellte Maria Kundegraber 1980 ihre breit gefächerten fachlichen Kontakte in der europäischen und amerikanischen Kollegenschaft unter Beweis. Daneben war sie laufend mit kleineren und größeren Forschungsprojekten und deren Veröffentlichung befasst. Die Stainer Jahre bezeichnete sie immer wieder als die schönsten ihrer Berufslaufbahn.

So war sie vorerst nicht sehr angetan, als man ihr 1981 die Leitung des Volkskundemuseums in Graz anbot. Aus diversen strategischen Überlegungen zum Wohl des Museums stimmte sie dieser beruflichen Veränderung schließlich doch zu. Man hatte ihr in Aussicht gestellt, noch einmal ein Museum von Grund auf verändern und inhaltlich neu gestalten zu können, war doch bereits damals die Generalsanierung und Neukonzeption der Geramb'schen Gründung innerhalb des Joanneums ein dringendes Anliegen. Doch in den folgenden fünf Jahren ließen Finanzierungszusagen durch die politischen Gremien auf sich warten und auch die inhaltliche Konzeptarbeit für die Neugestaltung der Schausammlung geriet durch externe Entwicklungen ins Stocken. Somit fehlten jegliche Rahmenbedingungen für den zugesicherten Neustart.⁵ Maria Kundegraber zog daraufhin die Konsequenz und beendete ihr aktives Berufsleben. Der Ruhestand brachte erfreulicherweise keinen Stillstand in ihrer Forschungs- und Publikationstätigkeit, höchstens eine thematische Konzentration. Mit gleichbleibendem Elan erforschte sie weiterhin unzählige Teilaspekte der materiellen und immateriellen Kultur der Gottscheer. Auch privat sorgte die Zeit nach der Pensionierung noch für Bewegung in ihrem Leben. Im Alter von 69 Jahren heiratete sie den Gottscheer Richard Lackner und folgte ihm für acht Jahre nach Ulm, danach kehrten die Eheleute nach Graz zurück und erwarben am Libellenweg in St. Peter eine neue Bleibe, in der sie zehn gemeinsame Jahre verbringen konnten.

5 17 Jahre später, im Mai 2003, erfolgte die Wiedereröffnung des Volkskundemuseums, nachdem Generalsanierung und Neugestaltung erst ab 2000 in Angriff genommen worden waren.

Ende April des heurigen Jahres feierte Maria Lackner-Kundegraber ihren 90. Geburtstag. Zuvor hatte sie die Redaktion und Drucklegung der Lebenserinnerungen ihres 2011 verstorbenen Mannes betreut und den Vertrieb der Bücher geregelt. Kurz danach griff ein Krebsleiden gleichzeitig mehrere Organe an und schwächte die bis dahin so vitale und von Ideen und Zukunftsplänen erfüllte Frau binnen weniger Wochen. Selbst bei meinem letzten Besuch, sechs Tage vor ihrem Tod, kreisten ihre Gespräche noch um Literaturwünsche und Sichtweisen der Forschung und in ihrem Arbeitszimmer häuften sich zwischen Laptop, Drucker und Digitalkamera Manuskripte, Exzerpte und Literaturauszüge in Vorbereitung weiterer Publikationen.

Maria Lackner-Kundegraber hinterlässt in der österreichischen Volkskunde andere Spuren als die meisten KollegInnen ihrer Generation. Sie war neuen Erkenntnissen immer aufgeschlossen und hat in ihre schriftlichen Arbeiten auch Widerspruch und kritische Positionen einfließen lassen. Immer wieder hat sie betont, wie hilfreich ihr der Blick über den »fachlichen Tellerrand«, die berufliche Tätigkeit in Nürnberg und Wien, für ihre weitere Museumsaufbahn in der Steiermark und ihre Forschungsinteressen war. Als Schülerin und Mitarbeiterin Gerambs hat sie ihrem Lehrer große Wertschätzung und Bewunderung entgegengebracht, ohne seine Lehrmeinungen in allen Einzelheiten kritiklos und unreflektiert zu übernehmen. Ihre Distanz zur »angewandten Volkskunde« beispielsweise oder ihre museologischen Leistungen und Qualitätsansprüche markieren ihren beruflichen Weg. Von 1975 bis 2008 wirkte sie als Korrespondentin der Historischen Landeskommission Steiermark und als solche auch als Bindeglied zwischen Landesgeschichte und Volkskunde. Über mehrere Semester erfüllte sie Anfang der 1980er Jahre einen Lehrauftrag am Institut für Volkskunde der Universität Graz. Ihre wissenschaftlichen Leistungen wurden unter anderem mit Auszeichnungen des Landes Steiermark, mit dem Goldenen Doktordiplom der Karl-Franzens-Universität Graz und mit dem Gottscheer Ehrenring gewürdigt.

Roswitha Orač-Stipberger

Neuerscheinung

Herbert Justnik (Hg.): Gestellt. Fotografie als Werkzeug in der Habsburgermonarchie.

Katalog zur gleichnamigen Ausstellung im Österreichischen Museum für Volkskunde, 29. April bis 30. November 2014.



Gestellt – Fotografie als Werkzeug in der Habsburgermonarchie demonstriert, wie historische Fotografien unsere Vorstellungen von der Erscheinung bestimmter Gruppen prägen. Wie kommt es, dass sich bei uns, sobald wir an bestimmte Orte denken, oft ein Bild vom Aussehen der Bevölkerung einschleicht? Gibt es die »Zillertalerin«, den »huzulischen Bauern«, die »Ausseer Sennerin«? Anhand der Fotosammlung des Österreichischen Museums für Volkskunde aus den letzten Jahrzehnten der Habsburgermonarchie wird der Frage nachgegangen, wie sich ein bis heute wirkmächtiges bild-räumliches Denken entwickeln konnte.

Der Band funktioniert als Nachschrift der Ausstellung. Er enthält einen reich bebilderten Katalogteil, der die Ausstellungsstruktur spiegelt und einen Teil des Bildmaterials als Faksimiles wiedergibt. Ergänzt wird er um

wissenschaftliche Aufsätze, die unterschiedliche Perspektiven dieser typologisierenden Bilderproduktion beleuchten.

Beiträge

Reinhard Blumauer: Die Fotosammlung des Wiener Museums für Volkskunde als Knotenpunkt einer typologisierenden Bilderproduktion zwischen 1895 und 1918. *Michael Ponstingl*: Medienökonomische Betrachtungen zur Fotografie im 19. Jahrhundert. *Johannes Feichtinger u. Johann Heiss*: Der Wille zum Unterschied. Die erstaunliche Karriere des Begriffs Ethnizität. *Ulrike Kammerhofer-Aggermann*: »eine reiche Auswahl der herrlichsten Volkskostüme und der schönsten Menschentypen«. Etappen der Entstehung unseres gegenwärtigen Begriffs von Tracht.

Wien: Löcker 2014

192 Seiten, 164 Farabbildungen

ISBN 978-3-85409-748-8

(=Kataloge des Österreichischen Museums für Volkskunde, Band 100)

€ 29,80 bzw. € 19,90 für Mitglieder des Vereins für Volkskunde (exkl. Versand)

Bestellungen

Verein für Volkskunde

Laudongasse 15–19, 1080 Wien

Tel. +43 1 4068905, Fax +43 1 4085342

www.volkskundemuseum.at

office@volkskundemuseum.at

Literatur der Volkskunde





Christian Marchetti: Balkanexpedition.

Die Kriegserfahrung der österreichischen Volkskunde – eine historisch-ethnographische Erkundung (= Untersuchungen des Ludwig-Uhland-Institutes der Universität Tübingen, Bd. 112). Tübingen 2013, 456 Seiten, sw. Abb.

Mitten im Ersten Weltkrieg, im Frühjahr 1916, brachen sechs junge Wissenschaftler von Wien aus zur »Kunsthistorisch-Archäologisch-Ethnographisch-Linguistischen Balkanexpedition« auf. Die kurz so genannte »Balkanexpedition« führte ihre Teilnehmer – unter ihnen auch der junge Wiener Volkskundler Arthur Haberlandt – über Sarajevo/Bosnien und Herzegowina auf den Balkan bzw. ins tatsächlich bereiste und beforschte Gebiet, nämlich Montenegro, das nördliche Albanien, das heutige Kosovo und Teile Serbiens. Diese Expedition bildet für den Tübinger Kulturwissenschaftler Christian Marchetti in seinem Buch jenen »Handlungszusammenhang, in dem sich die verschiedenen Dimensionen dieser Untersuchung verknoten« und der das komplexe Feld »zwischen Wissenschaft als sozialer und kultureller Praxis, Krieg als spezifischem Handlungs- und Erfahrungsraum und einem geographisch und historisch als Grenzraum« beschriebenen Gebiet ausmisst (S. 11). Das Buch gliedert sich in elf Kapitel und teilt sich grob in zwei Blöcke: Zunächst widmet sich Marchetti historischen und auch begrifflichen Hinleitungen, die sich mit der Vorgeschichte, den strukturellen wie institutionellen Voraussetzungen der Expedition innerhalb des österreich-ungarischen Wissenschafts- und Verwaltungsgeflechts sowie mit dem zeitgenössischen wie aktuellen Balkandiskurs beschäftigen. Im zweiten Teil behandelt Marchetti konkret die Expedition und ihren Verlauf, um sich dann in den »ethnographischen« Kapiteln einzelnen Themenfeldern im Umkreis der Expedition zuzuwenden. Die methodische Herangehensweise seiner Forschung beschreibt er bereits im Titel des Buches als »historisch-ethnographische Erkundung«, die eine breite Kontextualisierung der in die Expedition involvierten administrativen, militärischen wie wissenschaftlichen Institutionen, Strukturen und Akteure (und sehr gelegentlich auch Akteurinnen) bedeutet. Diese kamen aus Vereinigungen und Institutionen wie etwa der Wiener Anthropologischen Gesellschaft und ihrer Ethnographischen Kommission, aus dem Denkmalschutz, dem Hofmuseum und aus mehr oder minder

zentralen Bereichen der Wiener Volkskunde. Marchetti spürt ihnen in einem umfangreichen, vielschichtigen Quellenmaterial nach und untersucht ihre persönlichen, politischen oder wissenschaftlichen Strategien und Ziele vor und während ihrer Balkan- und speziell der Albanienforschungen.

Der Aufbau des Buches vollzieht sich zunächst grob chronologisch und steckt die unterschiedlichen gesellschaftlichen, politischen und wissenschaftlichen Voraussetzungen der Expedition in den letzten Jahren der Donaumonarchie ab. Theoretisch und dennoch mit Quellenmaterial unterfüttert widmet sich Marchetti dann begrifflichen Näherungen, wenn er etwa den zeitgenössischen wie aktuellen Implikationen und Auswirkungen von »Grenze«, von Übergängen, von räumlichen Setzungen und Ordnungen in »Südost« und vor allem dem »Balkan« nachspürt. Bevor er zur eigentlichen Expedition gelangt, befragt Marchetti die Bedeutung und Geschichte des (forschenden) Reisens im Balkangebiet und den Beitrag der unterschiedlichen Reiseagenturen (wie er beteiligte Institutionen und Vereinigungen nennt) zu deren Interessenslage sowie zum wissenschaftlichen, administrativen oder auch militärischen Erkenntnisziel.

Durch diese Hinleitungen abgesichert, führt Marchetti nun die konkreten Umstände der Expedition 1916 aus. Er beschreibt sowohl das Wechselspiel zwischen den Wiener und den lokalen Interessen im Expeditionsgebiet als auch die Ausgangssituation und den Verlauf der Expedition, die eng an die Kriegsgeschehnisse und an die militärischen und administrativen Entwicklungen gebunden waren. In diesem Abschnitt werden die sechs Forscher der Expeditionsgruppe, ihre Disziplinen, Forschungsziele und Forschungsaufträge sowie die nach diesen Kriterien jeweils unterschiedlichen Reiserouten und Erkenntnisziele angeführt. Danach wird die »Balkanexpedition« in mehreren Kapiteln »ethnographisch« aufbereitet, indem das umfangreiche Quellenmaterial zu unterschiedlichen Themenfeldern gruppiert wird (»Besatzung und Wissen«, »Reisekleider«, »Begegnungen und Gegenüber«, »Kulturtechniken der Volkskunde«, »Grenzziehungen«). Daraus ergeben sich weitgehend dichte und durch die empirische Rückbindung auch im Detail aussagekräftige Beschreibungen.

Als Beispiel sei hier das Kapitel »Reisekleider: Zur Trachtenkunde der Ethnographie« angeführt, in welchem Marchetti unterschiedliche Motive und Varianten des Reisens am Balkan im »Sinne einer Ethno-

graphie der Ethnographen« (S. 239) über «vestimentäre Praktiken» und Strategien zu erschließen sucht. Um diese darzulegen, bezieht der Autor Forscher und Balkanreisende auch jenseits der Expeditionsunternehmung von 1916 ein, um Argumentationen, (Selbst)Stilisierungen sowie Prozesse und Wandel nachvollziehbar zu machen. Friedrich Salomon Krauss präsentiert sich bei seinen Bosnienerkundungen als Landstreicher-(Er)Forscher der unteren Schichten, der im Namen der Wissenschaft und der wissenschaftlichen Erkenntnis Entsaugungen ertrug. Auch durch seine Kleidung wechselte der *marginal man* Krauss zwischen sozialen, religiösen, ethnischen und letztlich disziplinären Kulturen bzw. wurde als solcher positioniert (S. 244–245). Anders der schillernde Albanienforscher Franz Baron Nopcsa, der sich zu Beginn des 20. Jahrhunderts für die Unabhängigkeit Albaniens einsetzte. Dessen Kleiderwahl und »Maskeraden« lassen erkennen, dass neben der wissenschaftlichen und aufklärerischen Argumentation auch das Abenteuerertum ein nicht zu unterschätzendes Motiv der Forschung sein konnte (S. 249 ff.). Gerade das in Albanien bedeutungsvolle Tragen von Waffen sollte ihm und anderen Zugang zur Bevölkerung (bevorzugt zu den stets bewaffneten Bergbewohnern) ermöglichen. In diesem Kapitel macht Marchetti auch deutlich, welche machtvollen Möglichkeiten des Zugangs und Umgangs im Forschungs- und Besatzungsgebiet sich durch das Tragen kollektiver Kleidung ergaben. So etwa die Uniformen der Diplomaten oder Konsularbeamten, die zur Kenntlichmachung der österreich-ungarischen Staatsmacht dienten oder der Habit der von Österreich-Ungarn wesentlich finanzierten Jesuiten und Franziskaner. Durch ihren jahrelangen engen Kontakt zur einheimischen Bevölkerung waren diese nicht nur wichtige Sammler und Gewährspersonen, sondern wirkten neben anderen Instanzen »am produktivsten bei der Erforschung wie auch der Kanonisierung albanischer Volkskultur« mit (S. 262). Dass sich auch die Teilnehmer der Balkanexpedition 1916 die symbolische wie praktische Wirkung der kollektiven Kleidung zunutze machten, zeigt der Umstand, dass sie bewaffnet und in der Uniform der Besatzungsmacht auftraten und ihre Forschungen durchführten (S. 267).

Im Kapitel »Kulturtechniken der Volkskunde«, das sich mit unterschiedlichen wissenschaftlichen Aufzeichnungs- und Objektivierungstechniken (Fragebogen, Phono- und Photographie, Karten etc.) beschäftigt, gelangt das Buch immer konkreter zur im Titel angekündigten »österreichischen Volkskunde«. Diese verengt sich, man hat es bis dahin

schon vermutet, tatsächlich auf die »Wiener Volkskunde« bzw. auf Michael und Arthur Haberlandt und »ihr« Museum für Volkskunde in Wien. Besonders spannend wird dieses Kapitel durch das quellengesättigte Nachzeichnen der disziplinären Plausibilisierungsstrategien der Haberlandts, die sich auch im Ersten Weltkrieg als »Konjunkturritter« eines gesellschaftlichen, administrativen und militärischen Interesses am Südosten und dem Balkan erweisen. Die »historische Ausnahmezeit« (S. 22) Erster Weltkrieg, und das macht das Buch auch davor schon an mehreren Stellen deutlich, verhalf gerade der Volkskunde, die sich personell wie inhaltlich Verwaltung und Militär andiente, zu einem enormen Anerkennungssprung. Dieser wirkte sich nicht nur auf Erkenntnisse und Methodik der sich erst konfigurierenden Volkskunde aus, sondern bedeutete konkrete Vorteile für Michael und Arthur Haberlandt und das Museum. Die kriegsbedingten Möglichkeiten des »enthemmten« Zugriffs auf Personen, Wissen und Objekte verschafften ihnen trotz oder gerade wegen ihrer theoretisch nicht übermäßig originellen, dafür politisch wie ideologisch relevanten weil staatstragenden Wissenschafts- und Disziplinauffassung einen offenbar für die nächsten Jahrzehnte uneinholbaren Vorsprung gegenüber Konkurrenten wie bspw. Franz Heger von der ethnographischen Sammlung des Wiener Naturhistorischen Hofmuseums. Die Etablierung der Volkskunde (und das ist nicht allein das Verdienst von M. und A. Haberlandt) in Wien gedieh in den Kriegsjahren soweit, dass verantwortliche Personen die geplante »Balkan-Abteilung« am neubezogenen Museum in der Laudongasse gar zu einem »Zentralinstitut für Balkanforschung in Österreich« ausbauen und die Fachvertreter die Volkskunde als »Leitwissenschaft für die Südostexpansion der Monarchie« verstanden wissen wollten (S. 231 f).

Christian Marchetti hat sich mit diesem Buch eine sehr große Aufgabe gestellt. Er leistet einen bemerkenswerten Beitrag zu einer Wissenschafts- und Fachgeschichte jenseits von Personen- und Institutionengeschichte, indem er durch die ethnographische Forschungs- und Darstellungsweise Thema, Personen und Kontexte neu und erkenntnisfördernd zusammenstellt. Gleichzeitig lotet er durch seine umfangreiche, empirisch wie theoretisch informierte und klug untermauerte Forschung das Feld und die Möglichkeiten einer historischen Kulturanalyse bzw. einer historisch forschenden Ethnographie aus. Dass sich hier auch Grenzen zeigen, erscheint ob der Komplexität von Thema und Aufgabenstellung beinahe folgerichtig. An manchen Stellen droht das

Buch den Zusammenhalt zu verlieren, die vielen Akteure, Institutionen, Zeiten, Schauplätze und Themenfelder führen doch weit auseinander. Zur Auf- bzw. Wiederfindung der zahllosen wichtigen Informationen wünschte man sich nachvollziehbare Abbildungsnummerierungen und im Anhang ein Personen- und/oder Schlagwortregister.

Magdalena Puchberger

Thomas Antonietti (Hg.): Nahe Ferne.

Ein Jahrhundert Ethnologie im Wallis

(= Reihe des Geschichtsmuseums Wallis, Bd. 12).

Baden: Hier-und-Jetzt-Verlag 2013, 223 Seiten, farb. Abb.

Der Blick zurück hat in unserer Disziplin Tradition, ja er gehört zum selbstreflexiven Tun eines klugen Faches, indem er bisherige Leistungen und zukünftige Potentiale, aber auch verschüttete Forschungspfade und fachliche Irrwege aufzeigt. Der hier vorgestellte attraktiv gestaltete Band nimmt mit einem fachgeschichtlichen Zwischenhalt jenen thematischen Forschungszusammenhang in den Blick, der sich seit grob 100 Jahren mit der schweizerischen Region des Wallis beschäftigt. Dass ein kulturwissenschaftlich-ethnologisches Interesse für dieses Forschungsterain unter wechselnden Konjunkturen, mit stets neuen Methoden und frischen Fragestellungen und von natürlich unterschiedlichen Persönlichkeiten so kontinuierlich verfolgt wurde, ist bereits bemerkenswert und begründet den regionalspezifischen Fokus. Das Buch ist Ergebnis eines Forschungs-, Publikations- und Ausstellungsprojektes, das vom Geschichtsmuseum Wallis und dem Lötschentaler Museum im Rahmen von Museumsnetz Wallis durchgeführt wurde – leitend, forschend und vernetzend auf beeindruckende Weise engagiert war Thomas Antonietti. Entsprechend dem zweisprachigen Kanton Wallis ist das »handbuchartige Standardwerk zur Ethnologie des Wallis« (so Claudia Selheim in ihrer Buchbesprechung in der Zeitschrift für Volkskunde 110/2014, S. 331–333) unter dem Titel »Si loin et si proche: Un siècle d'ethnologie en Valais« im gleichen Verlag auch in einer französischsprachigen Version erschienen.

Das Buch gliedert sich in vier Teile: Ein anregender Prolog zu »zehn Dingen – zehn Menschen« führt an die Thematik heran, bricht dabei aber auf eine gewitzte und originelle Art zugleich mit allfällig bestehenden Erwartungshaltungen über das Wallis als alpin-bäuerliche Region. Mit Objekten präsentiert werden hier nicht nur Arbeiterbauerntum, Fasnachtsmasken und Votivbilder, sondern auch Migrationserfahrung, Frauenarbeit und Industrialisierung. In dieser Objektauswahl und den knappen aber treffenden Texten zeigt sich bereits die Stärke des gesamten Projekts, das »Fach- und Sammlungsgeschichte« (S. 7) verbinden will und dafür nicht nur aus einem großartigen Fundus von Objekten schöpfen kann, sondern durch die von Juni 2013 bis Januar 2014 dauernde Ausstellung im kantonalen Ausstellungszentrum »Ancien Pénitencier« in Sitten auch von Beginn weg auf die publikumswirksame Vermittlung ausgerichtet war.

In einem ausführlichen Überblick über die volkskundlich-ethnologische Erforschung des Wallis zwischen 1890 und 2010 demonstriert Thomas Antonietti, wie stark in der Geschichte des ethnologischen Interesses für diese Region zugleich eine Geschichte der Disziplin fassbar wird. Das Wallis steht hier also gleichsam idealtypisch für fachliche Entwicklungen und Fragestellungen. Neben einer Phase des »Sammelns und Rettens« wirkte sich früh auch eine vergleichende Perspektive aus, die auf der Suche nach »Relikten« einer Urkultur in den Walliser Bergtälern forschte. Wichtig ist dabei allerdings der prominente Verweis auf jene zeitgleichen Ethnographen, die früh beobachtende Feldforschung betrieben und sich der Volkskultur mit bemerkenswerter konzeptioneller Offenheit näherten. Dass diese Phasen vor 1950 bis heute nachwirken, liegt auch an den damals gesammelten Museumsdingen. Im Umgang mit diesen zeigen sich nun hingegen Verschiebungen hin zu einer Volkskunde als gesellschaftsrelevante Gegenwartswissenschaft, die Antonietti unter dem Schlagwort »weg von den Dingen« fasst. Besonders die Arbeiten der ab den 1960er-Jahren im Wallis forschenden US-Kulturanthropologie sind ein Walliser Spezifikum: Mit Fragestellungen nach der kollektiven Nutzung knapper Güter wie Land, Wasser und Wald wurden sie in verschiedenen Gemeinden der Walliser Täler fündig und entwickelten daraus Theorien mit grosser Breitenwirkung. Auch die universitäre Forschungen zum Wallis öffneten in diesen Jahren die Perspektive für Fragen nach Identität, kulturellem Wandel und Macht. Wichtig war hier ein neues Verständnis von alpinen Regionen,

das nicht mehr »geschlossene Systeme«, sondern Einflüsse, Austausch und Abhängigkeiten befragte. Dieser Buchteil ist mit eingefügten Listen zu Daten, Filmreihen, Bibliografien, Publikationsreihen, fotografischen Arbeiten auch ein hilfreiches Forschungsinstrument. Nützlich für weitere fachgeschichtliche Arbeiten ist vor allem die zeitlich geordnete Bibliografie, die den Beitrag abschliesst – in der Fülle und Breite der hier aufgeführten Publikationen materialisiert sich gleichsam die eindrückliche Forschungstradition zum Wallis.

Eine ganze Reihe von historischen, aber auch gegenwärtig wirkenden Forscherpersönlichkeiten stellt das dritte Kapitel vor. Hier gelingt es den Autorinnen und Autoren zumeist gut, mit den biografischen Porträts zugleich fachhistorische Verortungen und Exemplarität zu zeigen, zugleich überbrücken die Texte sprachliche und wissenschaftskulturelle Grenzen. Faszinierend sind Pioniere wie Louis Courthion (vorgestellt von Suzanne Chappaz-Wirhner), der mit seinem 1903 erschienenen Werk »Le Peuple du Valais« ein Interesse für die damalige Gegenwart und eine enorme wissenschaftliche Modernität bewies. Konträr dazu steht der von Dominik Wunderlin treffend als »Reliktforscher« (S. 56) charakterisierte Leopold Rütimeyer, der sich um Kulturvergleiche und »Rückführungen« mittels Objektgruppen bemühte, oder der von Christine Burckhardt-Seebass einfühlsam porträtierte Biologe und Lokalethnograph Basile Luyet. Wie stark Lebenswelt und Wissenschaft verknüpft sind, zeigt sich in Porträts des vielseitig talentierten und im Lötschental forschenden und malenden Geschwisterpaares Hedwig und Karl Anneler (vorgestellt von Thomas Antonietti) oder des volkskundlichen Autodidakten Maurice Gabbud (präsentiert von Fabienne Défayes). Mit dem Sammler Georges Amoudruz (verfasst von Christophe Gros und Federica Tamarozzi-Bert) und dem Ethnolinguisten-Paar Ernest und Rose-Claire Schüle (vorgestellt von Federica Diémoz) bekommen wir Einblick in wissenschaftliche Leidenschaft wie in methodische Suchbewegungen. Etwas zu enthusiastisch ist ein Text von Claude Macherel zum Zürcher Volkskunder Arnold Niederer geraten. Dessen Leistungen als früher europäischer Ethnologe und als Neuerer der schweizerischen Volkskunde können nicht genug hoch eingeschätzt werden, allerdings befremden die angestellten Vergleiche mit Arnold van Gennep und Pierre Bourdieu und der psychologisierende Überschwang. Mutig sind die Porträts von aktuell Aktiven wie dem Forscher und Publizisten Klaus Anderegg (charakterisiert von Robert Kruker), dem

Lausanner Anthropologen Gérald Berthoud (vorgestellt von Claudia Dubuis) und der unabhängigen Ethnologin Suzanne Chappaz-Wirthner (in einem von Grégoire Mayor präzise und lebendig verfassten Text).

Im mit »Kontexte« betitelten umfangreichsten vierten Buchteil finden sich Beiträge verschiedener Autoren zu »Objekten, Texten und Dokumenten«, in denen der Band von der zugleich erarbeiteten Ausstellung merklich profitiert. Die Publikation ist dabei nie einfach Katalog zu einer Ausstellung, sondern ein eigenständiges Werk, das mit den Objekten und ihrer Sammlungsgeschichte in einen fruchtbaren Dialog tritt. Wir begegnen hier einer ganzen Reihe von im »Forschungslabor« Wallis (S. 176) wirkenden Forschern und ethnographisch Tätigen, seien es akademisch Ausgebildete oder laienhafte Autodidakten, Naturwissenschaftler oder Literaten, Sammler oder Maler, Schriftstellerinnen oder Medienleute. Häufig verfließen diese Kategorien, gerade um die Wende zum 20. Jahrhundert finden sich physische Anthropologen wie Eugène Pittard, der neben der Messung von Schädeln und Knochen auch Ethnografika sammelt und 1910 in Genf das Musée d'ethnographie gründet, neben einem Agronom wie Friedrich Gottlieb Stebler, der fünf Monografien über das Oberwallis verfasste und einen prägenden Einfluss auf nachfolgende Forscher ausübte, indem er nicht nur Objekte sammelte, sondern in seinen Arbeiten auch Themen setzte und Interessen formte. An den Holzurkunden oder Kerbhölzern, den Tesseln, lässt sich dies exemplarisch zeigen (S. 126-129): Frühe Ethnografen wie Stebler, Leopold Rüttimeyer, Maurice Gabbud oder vor allem Max Gmür haben diese, geprägt vom damaligen Rettungsgedanken von Kulturgut, in Sammlungen aufgenommen und beschrieben, spätere wie Arnold Niederer oder Louis Carlen haben sich ihnen unter kulturvergleichenden und objektbezogenen Fragestellungen wieder gewidmet. In den hier versammelten kurzen Texten zu Personen und Objekten werden zahlreiche Gemeinsamkeiten sichtbar, so beispielsweise der in beinahe allen Beiträgen auffindbare Fokus auf die alpinen Randregionen des Wallis, auf das Lötschental, auf das Val'Anniviers, das Val d'Hérens oder Visperterminen, der wiederum das früh industrialisierte Rhonetal vernachlässigt. Diese blinden Flecken stehen ganz im Einklang mit dem während der Institutionalisierung der Volkskunde um die Jahrhundertwende, aber auch noch bis in die Mitte der 1960er-Jahre dominierenden fachlichen Interesse für das imaginierte »Ursprüngliche« und »Echte«. Sie spiegeln sich aber auch in den vor allem bei Kunstmalern wie Karl

Anneler, Raphael Ritz oder den Malern der Künstlerkolonie von Savièse feststellbaren Dominanz ländlicher Sujets und dem zeitgleich entstehenden Interesse für Volkskunst. Sichtbar werden auch komplexe Sammlungs- und Objektgeschichten, beispielsweise zu Beständen aus missionarischen Museen (S. 170–175), die zu weiterführenden Forschungen geradezu auffordern. Vor allem bei den stärker gegenwartsbezogenen Beiträgen kommen zahlreiche Fragen zur Sprache, die in den aktuellen wissenschaftlichen Debatten zentral sind: der wissenschaftliche Umgang mit Privatsammlungen und Heimatmuseen, die Transformationen von Museumsobjekten, die Wirkungen moderner Medien auf Bräuche oder die neuen Handlungslogiken von internationalen Regelwerken wie dem »immateriellen Kulturerbe« der UNESCO.

Das gelungene Buch ist mit zahlreichen Abbildungen von Museums-Objekten und Fotografien versehen, so dass es nicht nur intellektuell, sondern auch visuell äußerst anregend wirkt. Mit seiner klaren Sprache empfiehlt es sich nicht nur Europäischen Ethnologen/Kulturwissenschaftlern, Museumsleuten und Wissenschaftshistorikern, sondern auch allen generell am Wallis Interessierten. Allerdings birgt die darin mit großer Stringenz – und gewissen Redundanzen – ausgebreitete Erzählung und die in den Forscherpersönlichkeiten und Themen vorgenommene Auswahl die Gefahr, normierend zu wirken, so dass Seitenwege, Querdenker und abgelegene Themen aus dem Blick fallen. Leider bleibt auch die Einsicht in die gesellschaftlichen Bedingtheiten einer ethnografischen Kulturwissenschaft etwas unsystematisch: Zwar scheint eine solche in einzelnen Beiträgen auf, der dominierende, meist biografische Fokus hat hier aber seinen Preis. Während persönliche Netzwerke und wissenschaftsinterne Kommunikation deutlich werden, spiegeln sich die Interessenslagen der Gesellschaft, die institutionellen Abhängigkeiten und die sogenannten »Zeitumstände« nur wenig in den Texten. Wo es doch geschieht – beispielsweise im nüchtern verfassten Text über die jüdische Feldforscherin Eugénie Goldstern (S. 136–139), die, von ihrem Umfeld der Wiener Volkskunde im Stich gelassen, 1942 ermordet wird – bleibt dieser Bezug erratisch. Dass Wissenschaft stets zeit- und gesellschaftsgebunden ist, dass sie gerade als eine Kulturwissenschaft wie die unsere auch stereotype Wahrnehmungen einer Region mitgestaltet und dass sie stets eng mit Akteuren unterschiedlichster Interessen verbunden ist, hätte verstärkt einbezogen werden sollen.

Demungeachtet wäre es sehr zu begrüßen, wenn das Buch als Vorbild für ähnlich gelagerte Forschungen zur Fach- und Wissensgeschichte unserer Disziplin zu anderen Regionen und Forschungskontexten wirken würde. Vielversprechende Beispiele für Regionen, die mit hoher Symbolik, aber auch mit einer Tradition volkskundlich-kulturwissenschaftlichen Forschungsinteresses ausgestattet sind, existieren zahlreich: Im Appenzellerland, in Tirol, in Bayern, in den Regionen Südschwedens, in den Alpen Sloweniens oder in Sardinien – um nur einige zu nennen – ließen sich mit ähnlichen Fragestellungen spannende Erkenntnisse über die Dynamiken und Konjunkturen kulturwissenschaftlicher Wissensbestände gewinnen. Das Buch zeigt denn auch einleuchtend und beispielhaft, wie fruchtbar für die Bearbeitung vermeintlich »alter Themen« und wie anregend für die gegenwärtige ethnografische Praxis solche Blicke zurück auf die Wurzeln der eigenen Disziplin und auf sich wandelnde Forschungszusammenhänge sein können.

Konrad J. Kuhn

Andrea Euler (Red.): Keramik aus St. Peter bei Freistadt

(= Studien zur Kulturgeschichte von Oberösterreich, Bd. 38).

Linz: Oberösterreichisches Landesmuseum 2014, 305 Seiten.

Wer kennt sie nicht vom Flohmarkt oder hat sogar selbst ein Stück zuhause stehen? Gemeint sind keramische Ziergegenstände wie Schalen, Kerzenhalter, Deckeldosen, Lampenfüße, Buchstützen, Kakte-entöpfchen, Schreibzeuge, Bowlegarnituren oder einfach nur Vasen und Schüsseln mit starkfarbigen Glasuren, typisch vor allem die orangefarbene Uranglasur oder verlaufende Farbgasuren, »Laufglasuren« genannt. Außergewöhnlich sind die Formen mit durchbrochener Wandung oder eingedrückten Seiten, gewelltem Rand, gezwirnten Henkeln und üppigen Applikationen. Das Repertoire der Dekore umfasst Früchte, Blumen, figurale und zoomorphe Motive und Alpenblumen. Für manch eine/n sind die Stücke »Kitsch«, für andere gehören sie zur Kunstkeramik. Zwischen den 1920er und den 1950er Jahren waren sie beliebte Ausstattungsgegenstände in der österreichischen Wohnkultur

und Exportschlager in die Neue Welt. Ihre Produktionszentren lagen im ländlichen Raum, und auch die dunklen Grundtöne ihrer Glasurfarben über dem zumeist rot brennenden Irdenwareton zeigen starke Referenzen zu bodenständigen Elementen wie Erde, Wald und Berge. Für eine bestimmte Bevölkerungsschicht in Österreich – kleine Angestellte und einfache Beamte – bedeuteten diese Keramiken Erinnerungen an Stationen im Lebenslauf, man verschenkte sie zur Hochzeit oder zu Jubiläen. Keramische Ziergegenstände waren bis dahin für die breite Masse nicht leistbar bzw. erstrebenswert gewesen – beispielsweise Waren der Wiener Werkstätte, die vorwiegend für eine großbürgerliche Klientel produziert wurden. Für manche VertreterInnen reicher Bevölkerungsschichten galten diese Stücke dafür als »Ramsch«, wie es Edmund de Waal in seinem Roman »Der Hase mit den Bernsteinaugen« auf Seite 180 krass formulierte – denn Wohlhabende wie die Wiener Bankiersfamilie Ephrussi begehrten Ziergegenstände aus Porzellan.

Seit einigen Jahren beginnen sich die Schleier über die Herkunft der kunstkeramischen Produkte aus der ersten und zweiten Republik zu lüften. Obwohl es immer noch unentdeckte Werkstätten bzw. Gegenstände gibt, die wegen fehlender Herstellermarken nicht zugeordnet werden können, wird – primär von den SammlerInnen selbst – den Werkstattgeschichten und publizierten Werkstücken nachgeforscht. Die Aufarbeitung begann in den 1990er Jahren mit den Büchern von Irmgard Gollner (*Alpenländische Kunstkeramik* Liezen 1990, *Gollhammer Keramik Vöcklabruck* 1991, *Gmundner Keramik* 2003), mit den Werken von Johanna und Hans-Hagen Hottenroth (*Scheibbskeramik* 1994, *Linzer Keramik* 2001, *Radstädter Keramik* 2002) sowie Erwin Scheikls Buch über die Volkskeramik Mürrzuschlag (2003) und René Edenhofers Publikation über die Deutsch-Wagramer Kunst-Keramik (2001). Auf dem 36. Internationalen Hafnerei-Symposium 2003 im Ethnographischen Museum Schloss Kittsee stellte Franz Grieshofer anhand von Beispielen aus den Sammlungen des Volkskundemuseums »Alpenländische Keramik für Österreich« vor und konstatierte deren Renaissance. Auf dem 43. Internationalen Symposium Keramikforschung in Mautern 2010 brachte die Archäologin Alice Kaltenberger eine Einführung in das Thema »Kunstkeramik aus Österreich«. Dieses Thema erweiterte sie als Gastautorin im vorliegenden Band (leider wird sie den LeserInnen nicht vorgestellt) und gliederte die Produktion aus St. Peter bei Freistadt in die zeitgenössische Kunstkeramik-Landschaft ein. In einem zweiten

Beitrag geht Alice Kaltenberger dankenswerterweise detailliert auf den keramischen Herstellungsprozess ein und behandelt auch die Gefährlichkeit uranroter Glasuren, deren radioaktiver Strahlung man in einer eigenen Untersuchung auf den Grund ging.

Zwei weitere Gastbeiträge stammen von Fritz Fellner, Kustos im Mühlviertler Schlossmuseum Freistadt. Er schildert, wie 1921 in den Räumen einer aufgelassenen Brauerei in der kleinen Ortschaft St. Peter ein arbeitsteilig aufgebauter Keramikbetrieb entstanden ist. Erst als ein kunstsinniger Arzt und anschließend eine Kunstgewerbehändlerin aus Wien die Werkstatt übernahmen und die Produktion auf Zierkeramik verlegt wurde, konnte der Betrieb überleben. Ab den 1940er Jahren wurden auch Alpenblumen ins Programm genommen und bis zum Ende der Produktion im Jahre 1959 als Hauptdekor verwendet.

Das Hauptverdienst für das Erscheinen der Werkbiografie zur Keramik aus St. Peter bei Freistadt liegt bei Andrea Euler, Volkskundlerin am Oberösterreichischen Landesmuseum und wissenschaftliche Betreuerin der Außenstelle Mühlviertler Schlossmuseum Freistadt. Euler hatte dort bereits im Jahre 2010 eine gleichnamige Ausstellung zusammengestellt, zu der nun der vorliegende Begleitband erschienen ist – eine Publikation, die nicht (wie die Bearbeitungen anderer Manufakturen zuvor) von Laien bzw. Heimatforschern erstellt, sondern weitgehend von WissenschaftlerInnen erarbeitet wurde.

Wie zwischen anderen kunstkeramischen Werkstätten, bestanden auch zwischen St. Peter und Gmunden Kontakte. So widmet Andrea Euler der Biografie von Max Walter, Absolvent der Schleiss-Schule, sowie der Keramikünstlerin Maria Beck aus Gmunden eigene Beiträge. In akribischer Kleinarbeit hat sie die etwa 1000 Modellnummern – dank Vergleich mit den vorhandenen Musterblättern – konkreten Objekten zugeordnet. Den Abschluss des Bandes bildet ein etwa 180 Seiten starker Werkkatalog, nach dem jede/r LeserIn ihr/sein Stück zeitlich und gruppenmäßig zuordnen kann. Bleibt zu erinnern, dass das Schicksal der »Oberösterreichischen Keramik« in St. Peter bei Freistadt letztendlich dem anderer kunstkeramischer Betriebe glich: Mit neuen Modeströmungen und einem geänderten Kundengeschmack kam das wirtschaftliche Ende, und diese Art von Zierkeramik verschwand aus dem Alltag.

Claudia Peschel-Wacha

Akira Iriye, Jürgen Osterhammel (Hg.): *Geschichte der Welt, Bd. 3: Weltreiche und Weltmeere 1350–1750*. München: C.H.Beck 2014, 1008 Seiten.

Was interessiert den Europäischen Ethnologen an diesem dritten Band der »Geschichte der Welt«? Herausgearbeitet werden weniger die zahlreichen punktuellen Verbindungen zwischen den Welten (die es ja seit der Antike gab und die sich auch in der populären Überlieferung wiederfinden), sondern die dominierenden Trends in den freilich insgesamt nur wenig verbundenen Welten.

Von 1350 bis 1750 fallen wichtige Vorentscheidungen auf dem Weg zu einer »Einheit der Menschheit«, auch wenn die vergangenen Welten noch »nach ihren eigenen Regeln aus eigenem Recht« existieren: Es gibt keine Teleologie, wohl aber eine »Akkumulation von Kontingenz, die irgendwann irreversibel wird« (S. 10 f.). Gerechnet wird »mit einer Hierarchie von verschachtelten ›Welten‹ mit jeweils intensiverer Binnenkommunikation und relativ schwächerer Außenkommunikation« (S. 15). »Bis Mitte bzw. Ende des 15. Jahrhunderts wussten ›Afrikaner‹, ›Amerikaner‹ und ›Europäer‹ so gut wie nichts von der Existenz der jeweils anderen zwei ›Welten‹ und deren Bewohner. Allenfalls gelangten damals etliche schwarze Sklaven und vage Nachrichten von den Reichen des Sudan durch Juden und nordafrikanische Moslems ins Mittelmeergebiet. Dann aber setzten Ketten von kontingenten Aktivitäten und Entwicklungen die jahrhundertelange Expansion Europas in Gang.« (S. 17) Was vor der hier behandelten Zeit geschah und was übrigblieb im Denken und in den Symbolwelten der Menschen, ist hier nicht mehr berücksichtigt (Kreuzzüge und Mandeville z. B.).

Erkennbar wird die damalige »Rückständigkeit« Europas. Ihm fehlen militärische und ökonomische Möglichkeiten, die andere zwar haben, aber nicht so nutzen, wie Europäer das später tun. Zitiert wird John Darwin (Oxford): »Sieht man [...] von oben auf Eurasien am Ende des 14. Jahrhunderts, so spielen europäische Staaten im Geflecht der wirtschaftlichen, kulturellen und politischen Netzwerke kaum eine Rolle. [...] Vielmehr stelle sich die Position Europas um 1400, global betrachtet, äußerst düster dar. Es waren Muslime, die den Welthandel kontrollierten, und der wichtigste Herrschaftsverbund hieß China, das eine in Europa zu dieser Zeit noch nicht einmal ansatzweise erkennbare poli-

tische und kulturelle Einheit aufwies.« (S. 370 f.) Auch die europäische Expansion 1492–1498 ändert zunächst nichts daran. Der Handel außerhalb des Atlantik bleibt überwiegend in der Hand von Moslemkaufleuten, arabische Nautik und Netzwerk sind Ende 15. Jahrhundert führend (S. 459).

Durch den Silberhunger Chinas findet amerikanisches Silber indirekt den Weg dorthin, aber China selbst verzichtet in dieser Epoche auf eine maritime Expansion. Das Japan der Shogun-Zeit wird gern genannt als Beispiel für staatliche Suffizienzstrategien auch in Prosperitätszeiten. »Selbst ohne den Stimulus ausländischer Kriege, eines umfassenden Außenhandels oder religiöser Kontroversen verfügte Japan über ein reges Kulturleben sowie eine wachsende Volkswirtschaft und zog allmählich eine lese- und schreibkundige, mobile, wissbegierige Bevölkerung heran. Statt auf dem Weg vom Feudalismus zu einem autokratischen Staat auf halber Strecke stehen zu bleiben, sorgte man in Japan für ein kreatives Gleichgewicht zwischen lokaler Autonomie und zentraler Kontrolle.« (S. 169)

»Imperien und Grenzregionen in Kontinentaleurasien« heißt das erste Kapitel (Peter C. Perdue) – ein eher unkonventioneller Start mit Zentral- und Eurasien. »Südasiens und der Indische Ozean« (Stephan Conermann), »Südostasien und Ozeanien« bis zu dem Erscheinen von Cook (Reinhard Wendt und Jürgen G. Nagel) sind weitere Kapitel. Für die Europäische Ethnologie Südostmitteleuropas und des Balkan ist »Das Osmanische Reich und die islamische Welt« (Suraiya Faruqi) wichtig; hier findet man einen nicht eurozentrisch geprägten Überblick für die Epoche; die Grenzgebiete des Reiches werden aus der Perspektive der osmanischen Verwaltung geschildert.

Der Bandherausgeber Wolfgang Reinhard (emeritierter Professor für Neuere Geschichte an der Universität Freiburg; Reihenherausgeber Akira Iriye lehrte in Harvard, Jürgen Osterhammel ist in Konstanz) erläutert in seiner Einleitung: Ein »aufgeklärter Eurozentrismus« erkennt an, wie viel Europa anderen »Kulturen« verdankt, die auch später ihren eigenen Beitrag zu einer »vielfältigen Moderne« leisten. Er versucht, eurozentrische Blickweisen zu transzendieren, obwohl er weiß, »dass bereits die Formel ›die Anderen‹ Bestandteil eines unvermeidlich eurozentrischen Diskurses ist.« (S. 12 f.) Den nächsten Schritt, auf Formeln und Begriffe wie »Moderne« oder »Kulturen« zu verzichten, vollzieht der Autor nicht.

Reinhard meint im letzten Kapitel »Europa und die atlantische Welt«, dass die meisten Bewohner Alteuropas konzentriert auf ihre Siedlung und nie über ihr Dorf hinausgekommen seien. Da weiß die Europäische Ethnologie mehr. Und er verwendet wiederholt die Vokabel »vormoderner Europäer«: Damit wird eine gerichtete Entwicklung zur »Moderne« assoziiert. Aber es geht nicht um Vorstufen einer wie immer (meist positiv) gewerteten »Moderne«, sondern um unterschiedliche historische Ausprägungen menschlicher Lebenswelten.

Der Weg »Von der Versorgungs- zur Produktionswirtschaft« wird von Reinhard folgendermaßen charakterisiert: »Um 1350 konnte in Europa kaum mehr von Subsistenzwirtschaft im Sinne eines geschlossenen Systems von Erzeugung und Verbrauch im selben Haus oder auf demselben Gute die Rede sein. Aber das bestehende System von geld- oder naturalwirtschaftlichen Abgaben und Märkten, von Gewerbe und von Handel orientierte sich nicht nur ideologisch, sondern überwiegend auch in der Praxis immer noch an der Versorgung der Menschen, das hieß meistens: an der Befriedigung elementarer Bedürfnisse eines bescheidenen Lebensstandards, der allzu oft nicht weit vom Existenzminimum entfernt war. Die Vorstellung wirtschaftlichen Wachstums durch wirtschaftliche Produktivität war unbekannt. Man ging stattdessen von einer gleichbleibenden Gütermenge aus, die so verteilt werden musste, wie es recht und billig war, das hieß: so, dass jeder genug zu leben hatte. Nichtsdestoweniger wies die Agrarwirtschaft des lateinischen Europa, die sich im Frühmittelalter entwickelt hatte, *vielv ersprechende Eigenschaften* [Hervorhebung D. K.] auf. Die nordalpine Dreifelderwirtschaft kombinierte nämlich in weltgeschichtlich ziemlich außergewöhnlicher Weise Ackerbau und Viehzucht.« Damit verfügte sie über potente Zugtierkraft, Heuwirtschaft und Dünger. »Dazu kam die einfache, aber vielseitig verwendbare Technologie der Wasser- und Windmühlen, deren Ausbreitung wie das ganze System unter anderem durch das Eigeninteresse von Grundherren als Inhabern des Mühlenbannes gefördert wurde.« (S. 753) Es gab freilich in anderen Weltteilen ähnliche Strukturen (der Wendepflug z. B. war auch in Südostasien entwickelt), und Wasser- und Windkraftnutzung gab es auch, Bewässerungssysteme und Düngerverwertung zur Erhöhung der Bodenfruchtbarkeit waren anderswo (z. B. in China) besser entwickelt. Aber entscheidend scheint, dass nicht überall die sozialkulturellen Bindungen des wirtschaftlichen Handelns so erfolgreich zugunsten des Marktes »entbettet« wurden wie in Europa,

und nirgendwo wurden mit dieser Voraussetzung die »vielversprechenden Eigenschaften« so unbeschränkt genutzt wie dort. Diesen Prozess kann man angesichts der durch selbstzweckhaftes Wachstum ausgelösten Krisen der Marktgesellschaft auch anders interpretieren.

So freut man sich in diesem Band über erweiternde Ausblicke, die für Europäische Ethnologen den Vergleich lokaler Entwicklungen mit denen übriger Weltteile erleichtern, und wir sehen auch, wie Menschen in anderen Regionen ihr Leben organisierten. Man hätte sich aber an manchen Stellen einen konsequenteren »postkolonialen« Blick gewünscht. Auch vergleichende Zeittafeln und ein Sachregister wären hilfreich.

Dieter Kramer

Jana Nosková, Jana Čermáková (Hg.): »Měla jsem moc krásné dětství«.

Vzpomínky německých obyvatel Brna na dětství a mládí ve 20.–40.

letech 20. století / »Ich hatte eine sehr schöne Kindheit.«

Erinnerungen von Brünner Deutschen an ihre Kindheit und Jugend in den 1920er–1940er Jahren.

Brno/Brünn: Arbeitsstelle Brno/Stadtarchiv Brünn 2013, 706 Seiten.

Der Umfang des hier angezeigten Bandes soll niemanden von seiner Lektüre abschrecken: Die darin abgedruckten dreizehn bearbeiteten Interviews mit (teilweise ehemaligen) deutschstämmigen Einwohnern von Brünn bieten in lebendiger und durchaus kurzweiliger Form eine Fülle von Informationen der unterschiedlichsten Art. Und wenn auch, wie die Herausgeberinnen eingangs betonen, »nicht alle Details den objektiven historischen Fakten entsprechen, verweisen [doch] die Erinnerungen auf die subjektive Wahrnehmung der damaligen Wirklichkeit und belegen zugleich die Vielfalt des Alltagslebens in dem betrachteten Zeitabschnitt« (S. 7). So kann sich die Leserin und der Leser guten Gewissens und mit Gewinn auf die Lektüre der Publikation einlassen.

Die Interviews konzentrieren sich auf die Zeit zwischen den 1920er Jahren und dem Jahr 1946 und erzählen vom alltäglichen Leben in der damals multiethnischen Stadt Brünn. Zu Wort kommen Menschen, die

zwischen den Jahren 1919 und 1935 geboren wurden und in der Zeit der Interviews in Deutschland, der Schweiz und in der Tschechischen Republik (Brünn) lebten. Die Interviews wurden in den Jahren 2009 bis 2012 geführt, teils in tschechischer, teils in deutscher Sprache, und werden hier zweisprachig wiedergegeben und durch Kurzbiographien der ErzählerInnen ergänzt.

Eingeleitet und in theoretischen wie methodischen Kontext gestellt werden die Interviews durch einen Beitrag von Jana Nosková, die in ihren Überlegungen an Oldřich Sirovátka anknüpft, der die Erforschung des alltäglichen Lebens der tschechischsprachigen Bewohner Brünns, wie sie in den 1980er Jahren betrieben wurde, durch die Perspektive »der Anderen«, also der Deutschen, ergänzt wissen wollte. Neben einem Abriss der Geschichte Brünns thematisiert Nosková in ihrem Beitrag unter anderem die Problematik der nur auf den ersten Blick unkomplizierten Interpretation von quantitativen Quellen wie Volkszählungen, diskutiert aber auch die Entwicklung der Oral History mit all dem Pro und Contra, das von Befürwortern und Gegnern dieses methodischen Vorgehens im Laufe der Zeit vorgebracht wurde. Wer in diesem Zusammenhang erwartet, dass die Herausgeberinnen bei der Edition der Interviews auf die Korrektur von Passagen, die den »harten«, statistisch abgesicherten Fakten widersprechen, besonderen Wert legen, wird schon früh darauf aufmerksam gemacht, dass das nicht ihre Hauptintention war – vielmehr sind ihnen die unterschiedlichen Sozialisierungen ihrer GesprächspartnerInnen wichtig, wie sie sich eben und gerade in unterschiedlichen (auch nationalen) Narrativen spiegeln.

Im Weiteren behandelt Nosková anhand ethnologischer und historischer Literatur das Thema Kindheit, Jugend und Adoleszenz und streicht dabei einige interessante Verallgemeinerungen aus den Interviewtexten heraus (S. 46). Ähnliche Überlegungen hat schon Lutz Niethammer in seinem Kommentar zu Pierre Bourdieus »biographischer Illusion« (Bios 1, 1990) angestellt, indem er betonte, dass es bei der Arbeit mit autobiographischen Texten nicht nur um bloße Wiedergabe und Erklärung der Quellen gehen dürfe, sondern vielmehr darum, aus den autobiographischen Narrativen jene Strukturen herauszulesen, die jenseits des subjektiven Erlebens von allgemeiner historisch-sozialer Bedeutung sind. Denn die Erfahrungen der einzelnen Menschen, ihre jeweiligen Lebensgeschichten, sind in ein größeres, gemeinsames gesellschaftliches Ganzes eingewoben, und so kann auch jeder beliebige Zeitabschnitt der neueren

Geschichte durch die Lebensgeschichte und die Vorstellungen eines einzelnen Zeitgenossen erzählend repräsentiert sein.

Auch die Schwierigkeiten bei der Suche nach GesprächspartnerInnen spricht Jana Nosková in ihrem einführenden Beitrag an, wobei sie die Problematik des angewendeten »Schneeballsystems« nicht verhehlt, das dazu geführt hat, dass die Interviewten großteils aus einem ähnlichen gesellschaftlichen Milieu stammen (S. 47). Dennoch erlauben die Gespräche, in denen Personen zu Wort kommen, die in Brünn leben, wie auch solche, die nach dem Zweiten Weltkrieg Brünn verlassen haben (bzw. verlassen mussten), ähnliche Vergleiche, wie sie etwa in der Untersuchung »Geboren 1916« von Gert Dressel und Günter Müller gezogen werden konnten (Wien 1996). Den Verlauf der Interviews selbst problematisiert Nosková auch in Hinblick auf die Anwesenheit einer dritten Person, die das Gespräch erschweren kann – und das nicht nur, wenn diese sich in das Gespräch einmischt, sondern bereits durch ihre bloße Präsenz, weil die ErzählerInnen dann oft über bestimmte Themen nicht mehr sprechen möchten. Auf dieses Problem wird weiter nicht mehr eingegangen, ebenso wenig darauf, dass bestimmte Erinnerungen – wie es auch bei diesem Projekt der Fall war – in manchen Fällen aus emotionalen Gründen zur Verweigerung der Fortsetzung der Gespräche führen können.

Demungeachtet spielt die Reflexion der Forschungsethik in Jana Noskovás Beitrag eine wichtige Rolle (S. 51) – wie überhaupt in der gesamten Publikation, die es in den editorischen Anmerkungen ermöglicht, einen Einblick in die Art und Weise der Bearbeitung der Gespräche (wobei etwa bestimmte Informationen zu einem Thema aus verschiedenen Teilen des Interviews zusammengetragen wurden) und damit auch in die ursprünglichen Umstände der Gesprächsführung zu gewinnen. Neben dieser gewissermaßen »offenen Politik« den LeserInnen gegenüber, kommt diesen das Buch auch durch seinen lesefreundlichen Stil entgegen – zumindest in der tschechischen Fassung: In die deutsche Übersetzung konnte die leichte und elegante Ausdrucksart Jana Noskovás nicht übertragen werden. Leserfreundlich ist auch das thematisch-begriffliche Glossar im Anhang, das Verzeichnis der historischen und heutigen Brünnener Straßennamen sowie das Orts- und das Personenregister. Und neben den eingestreuten Fotografien ist man auch für die graphische Markierung der Texte der einzelnen ErzählerInnen am Rande der Buchseiten dankbar, die eine einfache Orientierung ermöglichen.

Zum Schluss komme ich nochmals auf das Wesentliche zurück: Das Werk hat nicht die Absicht, historische Fakten oder auch nur wortwörtliche Transkriptionen von Erzählungen zu präsentieren, den Herausgeberinnen ist es vor allem um ein spannendes und eingängiges Leseerlebnis für ein breiteres Publikum gegangen. Auch so freilich bieten die Interviews jenen »Einblick in die Erlebnisse und Denkweisen des Interviewten«, wie ihn D. Wierling gefordert hat (Oral history. In: Maurer (Hg.): Aufriss der Historischen Wissenschaften, 7, 2003, 143) – und wer mit den Originaltexten weiterarbeiten möchte, kann dies direkt im Archiv des Instituts für Ethnologie der Akademie der Wissenschaften der Tschechischen Republik in Brünn tun.

Eubica Volanská

**Roland Tusch: Wächterhäuser an der
Semmeringbahn: Haus – Infrastruktur – Landschaft**

(= Publikationen des Südbahn Museums, Bd. 8).

Innsbruck: Studienverlag 2014, 221 Seiten, zahlr. Illustr.

55 »Wächterhäuser« säumten einst die knapp 42 km lange Eisenbahnstrecke zwischen Gloggnitz und Mürzzuschlag. Heute bestehen noch 47 solcher Gebäude. Seit der Erhebung der Semmeringbahn zum UNESCO-Welterbe 1998 bilden sie einen integrativen Bestandteil all jener Elemente, die zum »außergewöhnlich universellen Wert« dieser Welterbestätte beitragen. Der Architekt Moritz von Löhr (1810–1874) war – wie für die übrigen Hochbauten der Bahn zwischen Wien und Mürzzuschlag – mit der Planung der Häuser betraut, die sich durch nüchternen Baustil, beständige Materialien und solide Ausführung auszeichnen. Zu Beginn der 1850er Jahre errichtet, standen sie bei Betriebsaufnahme der Bahn über den Semmering 1854 zur Verfügung. Allerdings haben diese Gebäude schon längst ihre ursprüngliche Funktion, die Überwachung des Zustandes der Strecke und des Zugverkehrs, verloren. Die 43 Häuser, die im Besitz der ÖBB stehen (4 Häuser sind im Privateigentum), stellen deshalb ein Sorgenkind der Erhaltung dar: Es

fehlt zum Teil an der Wasserversorgung und am gefahrlosen Zugang zu den Gebäuden. 17 Häuser der ÖBB stehen zurzeit leer.

Nach den Vorgaben der UNESCO erfordern Welterbestätten ein Inventar jenes Bestandes, der zu schützen und zu erhalten ist. Dem Autor, Roland Tusch, ausgebildeter Architekt und an der Universität für Bodenkultur in Wien im Bereich der Landschaftsarchitektur tätig, ging es aber nicht nur um die Erstellung eines Gebäudeinventars vom architektonischen und bautechnischen Standpunkt. Mit seiner Untersuchung leistete er vielmehr einen Beitrag über die Wohn- und Arbeitswelt rund um die Wächterhäuser, die nach wie vor zum – vielleicht unbewussten – Bestandteil der Eindrücke bei einer Zugreise zählen.

Die Wächterhäuser waren während der ersten hundert Jahre des Transportmittels wichtiger Teil des komplexen Systems »Bahn«, trugen sie doch wesentlich zur sicheren Betriebsabwicklung bei. Die Gebäude stellten Dienstort und Wohnung für die Bahnwächter dar. Dementsprechend waren die Häuser stets mit zwei Wohnungen ausgestattet, manche wiesen zudem ein »Signalwächterzimmer« auf. Die Unterscheidung zwischen Bahnwächter und Signalwächter war nicht nur eine rein hierarchisch-technische. Aus Gründen der Arbeitsteilung mussten die »Bahnwächter« verheiratet sein: Auch deren Ehefrauen wurden zur Streckenbeobachtung herangezogen. Die unverheirateten »Signalwächter« versahen dagegen ihren Dienst in den kleineren »Signalhütten«, die dort zur Aufstellung gelangten, wo die Wächterhäuser keinen Platz fanden. An die Bahnwächter wurden hohe Anforderungen gestellt, oblagen ihnen ja nicht nur die Streckenbegehung zur Kontrolle der Bahnanlagen, sondern auch die Überwachung des Zugverkehrs und – die Bahn war hierarchisch, nach militärischen Vorbild gegliedert – auch die gegenseitige Kontrolle über die gewissenhafte Vollziehung ihrer Aufgaben.

Tusch zeichnete die Lebensbedingungen der Bahnwächterfamilie in der Peripherie nach (tatsächlich lagen bei einer Gebirgsbahn wie am Semmering die Häuser oftmals fernab der Ortschaften). Den normativen Ansprüchen, die in der »Instruction für die Bahnwächter auf der k.k. südlichen Staats-Eisenbahn« von 1847 strikt formuliert wurden, stand eine semi-autarke Lebensweise der Eisenbahnerfamilie gegenüber: In den Bauakten stieß Tusch immer wieder auf Eingaben der Streckenwächter um Genehmigung zum Bau eines Kleinviehstalls. »Eisenbahnerkühe«, also Ziegen sowie Schweine und Hühner, dienten nicht nur der Versorgung, sondern halfen auch beim geringen Einkommen der Wächter. Auf

Zeitzeugenberichte der Wächter konnte Tusch leider nicht mehr zurückgreifen. Über die Lebensweise informieren aber indirekt Pläne aus dem 20. Jahrhundert, wonach erst damals die Häuser in den Genuss einer nahen Wasserversorgung kamen; elektrischer Strom wurde zum Teil in »Eigenregie« erst gegen Ende des letzten Jahrhunderts eingeleitet. Auch Bildquellen über die Tätigkeiten der Wächter und über das »Leben am Bahndamm« sind rar. Da die Eisenbahnfotografie in Österreich und in den Nachbarländern vorwiegend der Zugförderung galt und gilt, kamen Wächterhäuser nur eher zufällig ins Bild. Tusch konnte aber bei seinen Begehungen Bewohner der Häuser befragen und Meldebestätigungen der Gemeinden einsehen, aus denen hervorgeht, dass im 20. Jahrhundert – die Funktion des Bahnwächters hatte sich durch die Entwicklung der Signaltechnik inzwischen geändert – manche Häuser inzwischen höheren Eisenbahnbeamten und ihren Familien als Sommerfrische dienten.

Tusch stellt zudem Zusammenhänge zwischen den Gebäuden mit der umliegenden Landschaft und mit der Linienentwicklung her: Die Wächterhäuser dienten nämlich nicht nur der Unterkunft des Wächters mit seiner Familie, sondern auch als Beobachtungsposten, von denen aus der gesamte Streckenabschnitt des betreffenden Eisenbahners zu überblicken war. In der Analyse der Topografie gelingt es dem Autor, die beiden Ebenen des Landschaftsbezuges der Gebäude plausibel zu vermitteln: Neben der Sicht auf die Strecke mussten die Häuser auch im gegenseitigen Sichtkontakt – zur Weitergabe der Signale – stehen. Ein Inventar beschreibt alle 47 noch vorhandenen Gebäude mit Hilfe historischer Fotos, Pläne sowie mit der Auswertung von Zeitzeugeninterviews. Gisela Erlacher steuerte zudem einen Fotoessay bei, der die Häuser im Kontext zum gegenwärtigen Bahnbetrieb zeigt.

Die Untersuchung von Roland Tusch vermittelt anschaulich die Beziehungen zwischen den Menschen, des Häuserbestandes und der umgebenden Landschaft. Der von ihm konsequent verfolgte breite Ansatz geht weit über den Charakter eines reinen Bauinventars hinaus, verknüpft geschichtliche, technische, architektonische, landschaftliche und soziale Aspekte des Systems »Eisenbahn« und führt in grundlegende Aspekte des Bauens und Lebens in der (Gebirgs-)Landschaft ein. Somit schließt seine Untersuchung eine Lücke in der ohnehin schon umfangreichen Eisenbahnliteratur.

Peter Strasser

BUCHANZEIGE

Nils-Arvid Bringéus: Carl Wilhelm von Sydow.

A Swedish Pioneer in Folklore

(= FFC Vol. CXLV, Nr. 298). Helsinki 2009, 272 Seiten.

Nils-Arvid Bringéus, Emeritus in Lund, hat sich in den vergangenen Jahren als Historiograph seines Instituts und dessen Einbindung in die europäische Ethnologie hervorgetan. Er hat dabei umfangreiche Recherchen in Universitätsarchiven wie in privaten Korrespondenzen nutzen können, hat Gespräche mit Verwandten geführt und so vielfältiges Material zusammengetragen, das Auskunft über wichtige Wissenschaftler gibt, die eine engere Beziehung mit Lund hatten. In den vergangenen Jahren hat er wissenschaftliche Biographien über zwei schwedische Wissenschaftler vorgelegt. Da ist die Biographie über Carl Wilhelm von Sydow (1878–1952), der lange in Lund tätig war (Carl Wilhelm von Sydow som folklorist = Acta Academiae Regiae Gustavi Adolphi 94. Uppsala 2006) und über Åke Campbell (1891–1957), der für die Entwicklung der Ethnologie in Irland wichtig werden sollte (Åke Campbell som etnolog = Acta Academiae Regiae Gustavi Adolphi 103. Uppsala 2008). Beider Tätigkeit weist über Lund hinaus. Zudem hat Bringéus 2008 in der Zeitschrift der Kgl. Gustav-Adolfs-Akademie »Saga och Sed« das Verhältnis des Musikwissenschaftlers und Ethnologen Tobias Norlund zu Carl Wilhelm von Sydow in einer längeren Abhandlung diskutiert.¹

In diesen beiden Büchern nimmt Bringéus die nicht immer trennscharfe und in Skandinavien lange und bis heute gebräuchliche Aufteilung des Fachs in die beiden Teildisziplinen Folkloristik und Ethnologie auf. Der Ethnologe Åke Campbell (1891–1957), Schüler, »Jünger« von Sydows (»lärjunge«) hatte nach seiner Tätigkeit im Museum »Kulturen« in Lund und als Lehrer an der Volkshochschule, Forschungen in Lappland über Samen und neue Siedler durchgeführt (»Fran vildmark till bygd«, 1948) und als Professor in Uppsala gearbeitet. Ein weiteres Arbeitsfeld hatte er in Irland, den Hebriden und in Wales gefunden. Er

1 Nils-Arvid Bringéus: Carl Wilhelm von Sydow och Tobias Norlund i jämförande perspektiv. In: Saga och Sed 2008, S. 129–144.

kann durch seine Tätigkeit als Feldforscher in Irland wenn nicht als der Begründer, dann doch seit seinem ersten Aufenthalt 1934 als richtungweisend für die Entwicklung der neueren irischen Ethnographie gelten. Dabei fällt auf, dass die beiden Disziplinen Ethnologie und Folkloristik in der Praxis oft beieinander waren. Campbell traf in Irland von Sydow und beide waren Mitglieder der Irish Folklore Commission. Denn auch der Folklorist Carl Wilhelm von Sydow hatte eine enge Beziehung zu Irland entwickelt, einem Land mit einer ausgeprägten und signifikanten, ja demonstrativen Folklore-Tradition. Schon 1914 hatte er in Marburg einen Vortrag »Irisches in Beowulf« gehalten. Der Ausblick in den Nordwesten Europas hat in Skandinavien seine eigene Geschichte und Perspektive, so hatte sich etwa auch der 2013 verstorbene Bjarne Stoklund diesen Regionen zugewandt.

Bringéus' Monographien sind zuerst in schwedischer Sprache in der Reihe der Königlichen Gustav-Adolfs-Akademie erschienen. Die Arbeit über von Sydow liegt nun in der renommierten Reihe der FFC in englischer Übersetzung vor. Hier gibt es nicht nur eine aufschlussreiche Forschungs- und Forschungsgeschichte zu entdecken. In der Biographie über von Sydow liest man etwa über den 1937 gegründeten »Riksföreningen Sverige Tyskland«, dessen Gründungsmitglied und zeitweiliger Vizepräsident von Sydow war und der sich zum Ziel gesetzt hatte, »für eine gerechte Beurteilung des neuen Deutschland einzutreten.«² Dazu gab man ab 1938 die Zeitschrift Sverige-Tyskland heraus, 1940 beendete der Verein seine deutschfreundliche Tätigkeit. Von Sydow nun berichtet in einigen seiner in dem angezeigten Band abgedruckten Briefauszüge von oftmaligen Reisen nach Deutschland – was einen Hinweis auf die traditionelle und längst vergangene Rolle der deutschen Wissenschaft in Schweden erlaubt, und das nicht nur für die Volkskunde³, sondern für die humanistischen Wissenschaften überhaupt, wie Bringéus schreibt. Damals war das Vorhaben des deutschen Volkskunde-Atlas' in Diskussion gestanden. Carl Wilhelm von Sydow berichtet von Begegnungen

2 Siehe dazu den Text bei http://de.wikipedia.org/wiki/Reichsvereinigung_Schwe-den-Deutschland.

3 Zugriff am 14.1.2015; eine ausführlichere Fassung (Zugriff am 20.10.2010) wurde inzwischen gelöscht. Derzeit befasst sich Petra Gaberding mit den Beziehungen der beiden Volkskunden. In ihrer Dissertation: Musik och politik i skuggan av nazismen. Kurt Atterberg och de svensk-tyska musikrelationerna (2008) ist sie bereits auf diese Beziehung eingegangen.

mit Kollegen, etwa mit John Meier (der 1934 gerade als Leiter des Atlasunternehmens abgelöst worden war) oder Karl Kaiser in Greifswald, und bietet in seinen privaten Korrespondenzen knappe, aber aufschlussreiche Charakterisierungen. Dieser Blick von außen besticht – den damaligen Professor für Volkskunde Otto Höfler⁴, den er in Kiel trifft (und der danach bis 1945 in München tätig war und endlich als Altgermanist hoch verehrt in Wien zur Legende wurde), bezeichnet er als »kompletten Scharlatan«, der seine Professur mit einer Arbeit erreicht hatte, die in Schweden zurückgewiesen worden wäre.⁵ Ein durchaus reizvoller Beitrag in dem Band stammt von dem Sohn des Folkloristen, dem Schauspieler Max von Sydow, dessen Gestik und Rollenverständnis in Ingmar Bergmanns Filmen (mir) nach der Lektüre der Biographie seines Vaters nicht ganz unverständlich sind.

Aufmerksam zu machen ist im Zusammenhang mit dieser Buchanzeige schließlich auch auf das umfangreiche Schriftenverzeichnis »Tryckta Skrifter av Nils-Arvid Bringéus 1945–2006«, das 2007 vom Folklivsarkivet in Lund herausgegeben wurde. In ihm sind auch eine ganze Reihe von Texten verzeichnet, die auf Bringéus' enge und vielfältige Kontakte wie auch auf seine Bedeutung für die deutschsprachige Volkskunde verweisen, etwa im Bereich der Nahrungsethnologie oder durch seine Anregungen zu kulturellen Innovationsverläufen, die vor allem im Umfeld seines Münsteraner Kollegen Günter Wiegmann wirksam wurden.

Konrad Köstlin

- 4 Siehe dazu knapp und höchst informativ Harm-Peer Zimmermann: Höfler, Otto Eduard Gottfried Ernst. Pseudonym: Hugin und Munin. In: Christoph König (Hg.): Internationales Germanistenlexikon 1800–1950. Berlin, New York 2003, S. 763–766.
- 5 Die »Kultischen Geheimbünde der Germanen« (1934) firmieren bei Sydow als »hoffnungsloses Buch« über »Geheimkunde.«

BUCHANZEIGE

Mella Waldstein, Ulrike Vitovec (Red.): Das Weinviertel.

Mehr als eine Idylle

(= Jahrbuch der Volkskultur Niederösterreich 2013).

Weitra: Bibliothek der Provinz 2013, 306 Seiten, zahlr. farb. Abb.

Der hier anzuzeigende Text- und Bildband ist der letzte aus der Reihe der von der »Volkskultur Niederösterreich« herausgegebenen »Viertelsbücher«, in der bereits das Mostviertel (2007), das Waldviertel (2009) und das Industrieviertel (2011) behandelt wurden – sämtlich mit durchweg farbigen Hochglanzillustrationen versehen und mit dem Ziel, die jeweilige Natur- und Kulturlandschaft in ihren verschiedenen Facetten und aus unterschiedlicher Perspektive vorzustellen. Das vorliegende Buch flankierte die Niederösterreichische Landesausstellung 2013, die unter dem Titel »Brot & Wein« in Poysdorf und Asparn an der Zaya gezeigt wurde, und bietet historische wie gegenwartsbezogene Einblicke in das einstige Viertel unter dem Manhartsberg – Einblicke, die tatsächlich, wie es der Untertitel verspricht, über ein idyllisierendes und also klischeehaftes Bild hinausgehen.

Über die Schwierigkeit, ja Unmöglichkeit stringenter kulturräumlicher Grenzziehungen hat bereits in den 70er Jahren H. P. Fielhauer gesprochen (Zur kulturräumlichen Gliederung Niederösterreichs, in: Veröffentlichungen des Instituts für Volkskunde der Universität Wien, Bd 5, 1976), und die Bedenken, wie sie auch für Niederösterreich allen engführenden regionalmonographischen Ansätzen gegenüber angebracht sind, müssen hier nicht weiter ausgeführt werden. Dass kulturelle Faktoren in der Regel raumübergreifend sind und solche Grenzziehungen eher einem stereotyp-klischierten Landschafts-Image sich verdanken, ist ja mittlerweile ein Gemeinplatz.

Auch die Vorstellungen, die man sich gewöhnlich vom Weinviertel macht, sind nur zu oft von solchen Klischees bestimmt, und das nicht erst, seit Alfred Komarek (dem mit seinen hier ansässigen Schriftstellerkollegen ein Beitrag der Lektorin und Verlegerin Sylvia Treudl gewidmet ist) in seinen Kriminalromanen den Gendarmen Polt durch Weinrieden und Kellergassen entlang radeln lässt. An den Kellergassen kommt natürlich auch diese Publikation nicht vorbei, die Journalistin und Weinakademi-

kerin Luzia Schrampf erzählt davon, schildert die Presshäuser »Auf und unter der Erd'« und deren, heute gern nur in ihrer ästhetischen Anmutung gesehenen Funktionalität. Auch von traditioneller »Volkskultur« kann man lesen, etwa von »alten Bräuchen und neuen Festen«, wobei der Volkskundler Franz Grieshofer freilich nüchtern seinen Beitrag mit »Tradition als Trademark« übertitelt und so darauf hinweist, dass »es sich vielfach um Idealbilder handelt, die jenes Image bewirkten, das aus dem Viertel unter dem Manhartsberg das Weinviertel entstehen ließ«.

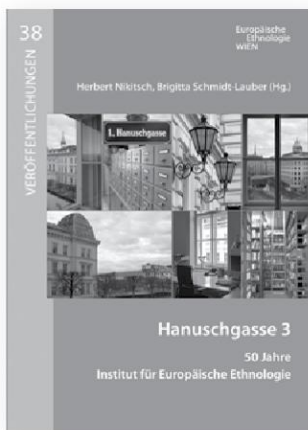
Dass es den Herausgeberinnen um »mehr als ein Idylle« geht, zeigen Beiträge wie der von Birgit Johler und dem Technikhistoriker Benjamin Steininger über die Erdölförderung in der Region zwischen Zisters- und Gänserndorf, in dem die lokale Geschichte dieser Ressource und ihrer Gewinnung und Verwendung thematisiert wird, oder jener über das »Schlachtfeld Weinviertel«, in dem der Militärhistoriker Alfred Plischka historische Kriegsschauplätze der Region vorstellt. Darüber hinaus spannt sich der Bogen vom sozio-ökonomischen Gefüge des »Weinviertler Dorfes« (Erich Landsteiner und Ernst Langthaler) und der Gutshöfe (Mella Waldstein) über religionsgeschichtliche Spuren in der Region, wie sie der Sammlungskurator des Stiftes Klosterneuburg Wolfgang Christian Huber verfolgt, bis zum Gedenken an die ausgelöschte jüdische Kultur im Weinviertel (Christoph Lind), zu alltagsgeschichtlichen Erinnerungen an die Kriegs- und Nachkriegszeit (Irene Suchy) oder zur Vorstellung gegenwärtiger Kulturinitiativen (Anne Katrin Feßler).

Diese wenigen Beispiele mögen für diese Buchanzeige genügen. Sie zeigen bereits die Vielfalt der behandelten Themen und sollen andeuten, dass das letzte »Viertelbuch« der »Volkskultur Niederösterreich« mit seinen reich illustrierten Einblicken in Geschichte, Wirtschaft, Architektur und Kultur des Weinviertels ein lese- und bildfreudiges Publikum nicht nur zu unterhalten, sondern auch ernsthaft zu informieren vermag.

Herbert Nikitsch

Neuerscheinung

Herbert Nikitsch, Brigitta Schmidt-Lauber (Hg.):
Hanuschgasse 3. 50 Jahre Institut für Europäische Ethnologie



Die Festschrift zum 50jährigen Bestehen des Instituts für Europäische Ethnologie vereint Texte, in denen aus unterschiedlicher Perspektive und von Vertreterinnen und Vertretern verschiedener Generationen und Disziplinen der Standort und die Entwicklung des Instituts reflektiert werden – in historischen Abhandlungen, persönlichen Erinnerungen und assoziativen Essays. So werden Einblicke vermittelt – nicht nur in das vielstimmige Gebäude »Hanuschgasse 3«, sondern vor allem auf das Institut, das es seit nunmehr 50 Jahren beherbergt.

Wien: Verlag des Instituts für Europäische Ethnologie 2014
344 Seiten, s/w-Abbildungen
ISBN 978-3-902029-23-2
(= Veröffentlichungen des Instituts für Europäische Ethnologie, Band 38)
€ 22,85 (exkl. Versand) // Direktverkauf
u. Kommission: € 16,00

Bestellungen

Institut für Europäische Ethnologie
Hanuschgasse 3, 1010 Wien
Tel: 43 1 4277 – 41801
Fax +43 1 4277 – 9418
E-mail: volkskunde@univie.ac.at
<http://euroethnologie.univie.ac.at>

Eingelangte Literatur

- Ahrens, Sabine u.a.: Braunschweig 1913. Ausstellung. Hrsg. von Cecilie Hollberg für das Städtische Museum Braunschweig. – Braunschweig: Appelhaus, 2013. – 127 S. – Literaturverz. S. 121–122
- Alder, Barbara und Barbara den Brok: Die perfekte Ausstellung: ein Praxisleitfaden zum Projektmanagement von Ausstellungen. – 2. unveränd. Aufl. – Bielefeld: transcript, 2013. – 258 S. – (Praxis-Guide). – Literaturverz. S. 255–257
- Aldersey-Williams, Hugh: Anatomien. Kulturgeschichten vom menschlichen Körper. Aus dem Engl. von Christophe Fricker. – München: Hanser, 2013. – 357 S. – Literaturverz. S. 329–330
- Atze, Marcel u. Kyra Waldner [Hrsg.]: »Es ist Frühling und ich lebe noch«. Eine Geschichte des Ersten Weltkriegs in Infinitiven. Von Aufzeichnen bis Zensieren. Ausstellung in der Wienbibliothek von 6. Juni 2014 bis 30. Januar 2015. Unter Mitarb. v. Thomas Aigner. Mit einem einleitenden Text v. Peter Rosei. – St. Pölten; Salzburg; Wien: Residenz-Verl., 2014. – 438 S.
- Auerböck, Christoph: Die Passion eines Sammlers. HCW Privatmuseum Altaussee. – [Wien]: Jesina, 2013. – 72 S. – Literaturverz. S. 72
- Bachmann, Götz: Kollegialität. Eine Ethnographie der Belegschaftskultur im Kaufhaus. – Frankfurt am Main [u.a.]: Campus, 2014. – 449 S. – (Arbeit und Alltag; 3) – Zugl.: Berlin, Humboldt-Univ., Diss., 2010
- Baier, Thomas [Hrsg.]: Der neue Georges. Ausführliches lateinisch-deutsches Handwörterbuch aus den Quellen zusammengetragen und mit besonderer Bezugnahme auf Synonymik und Antiquitäten unter Berücksichtigung der besten Hilfsmittel ausgearb. von Karl-Ernst Georges. Bearb. von Tobias Dänzer. – Neuausg., auf der Grundlage der 8., verb. und verm. Aufl. von Heinrich Georges, Hannover und Leipzig 1913, neu bearb. Darmstadt: WBG (Wiss. Buchges.), 2013. Band 1, A–H, 2394 Sp. und Band 2, I–Z, Sp. 2395–5092.
- Bareither, Christoph u.a. [Hrsg.]: Unterhaltung und Vergnügen. Beiträge der Europäischen Ethnologie zur Populärkulturforchung. – Würzburg: Königshausen & Neumann, 2013. – 212 S.
- Bärnthol, Renate: Heil- und Gewürzkräuter. Volkstümliche Namen und Geschichte, Botanisches, Aktuelles und Historisches zur Verwendung in Küche und Medizin. – 3., neu bearb. Aufl. – Bad Windsheim: Verl. Fränkisches Freilandmuseum, 2014. – 80 S. – (Informationsblätter des Fränkischen Freilandmuseums in Bad Windsheim)
- Bedal, Konrad: Fachwerkkunst in Franken 1600–1750. Eine Bestandsaufnahme. Mit Nachträgen zu Fachwerk vor 1600 in Franken. – Bad Windsheim: Verl. Fränkisches Freilandmuseum, 2014. – 687 S. – (Schriften und Kataloge des Fränkischen Freilandmuseums des Bezirks Mittelfranken; 70) (Quellen und Materialien zur Hausforschung in Bayern; 18). – Literaturangaben
- Bellwald Werner: Museumsführer. – 1. Aufl. – Ballenberg: Freilichtmuseum der Schweiz, 2014. – 200 S., 1 Plan
- Berchtold, Simone und Oliver Schallert: Die Mundarten der Walsertäler und des Tannbergs: Laterns, St. Gerold, Blons, Raggal, Sonntag, Fontanella, Damiils, Mittelberg,

- Schröcken, Warth, Lech. – Graz: Neugebauer, 2013. – VII, 159 S. + 1 CD. – Literaturverz. S. 153–159 = Ruoff, Arno u. Eugen Gabriel: Die Mundarten Vorarlbergs. (Schriften der Vorarlberger Landesbibliothek; 3,11)
- Bertels, Ursula und Claudia Bußmann: Handbuch interkulturelle Didaktik. – Münster [u.a.]: Waxmann, 2013. – 235 S. + 1 CD-ROM. – (Gegenbilder; 8). – Literaturverz. S. 211–235
- Bierschenk, Thomas u.a. [Hrsg.]: Ethnologie im 21. Jahrhundert. – Berlin: Reimer, 2013. – 288 S. – (Ethnologische Paperbacks). – Literaturangaben
- Bluche, Lorraine u.a. [Hrsg.]: NeuZugänge. Museen, Sammlungen und Migration. Eine Laborausstellung. – Bielefeld: transcript, 2013. – 196 S. – Literaturangaben
- Boie, Jenni: Volkstumsarbeit und Grenzregion. Volkskundliches Wissen als Ressource ethnischer Identitätspolitik in Schleswig-Holstein 1920–1930. – Münster [u.a.]: Waxmann, 2013. – 215 S. – (Kieler Studien zur Volkskunde und Kulturgeschichte; 9). – Zugl.: Kiel, Univ., Diss., 2012
- Böth, Gitta, Manfred Hartmann u. Viktor Pröstler: Kopfbedeckungen. Eine Typologie für Museen und Sammlungen. Unter Mitarbeit von Erdmute Bader u.a. – Berlin [u.a.]: Dt. Kunstverl., 2013. – 127 S. – (MuseumsBausteine; 15) (Materialien aus dem Westfälischen Museumsamt; 6). – Literaturverz. S. 93–107
- Brunner-Gaurek, Monika: Der Taxbauernhof vom Buchberg bei Bischofshofen. Mit der Ausstellung »Dienstboten im Land Salzburg« im Salzburger Freilichtmuseum. – Großgmain: Salzburger Freilichtmuseum, 2014. – 40 S. – (Veröffentlichungen des Salzburger Freilichtmuseums; 21)
- Bühler, Rudolf, Rebekka Bürkle u. Nina Kim Leonhardt: Sprachkultur, Regionalkultur. Neue Felder kulturwissenschaftlicher Dialektforschung. – Tübingen: Tübinger Vereinigung für Volkskunde e. V., 2014. – 302 S. – (Studien & Materialien des Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen; 49). – Literaturangaben
- Cermák, Frantisek: Proverbs: their lexical and semantic features. – Burlington, Vt.: Univ. of Vermont, 2014. – 234 S. – (Supplement series of »Proverbium«; 36). – Literaturangaben
- Cheauré, Elisabeth u.a. [Hrsg.]: Geschlecht und Geschichte in populären Medien. – Bielefeld: transcript, 2013. – 314 S. – (Historische Lebenswelten in populären Wissenskulturen; 9). – Literaturangaben
- Clementi, Siglinde [Hrsg.]: Die Marketenderin. Frauen in Traditionsvereinen. – Innsbruck: Wagner, 2013. – 277 S. – (Veröffentlichungen des Südtiroler Landesarchivs: Sonderband; 2). – Literaturverz. S. 263–277
- Der gefühlte Krieg. Emotionen im Ersten Weltkrieg. Diese Publikation erscheint anlässlich der Ausstellung »Der gefühlte Krieg«, 27.6.2014–28.6.2015, Museum Europäischer Kulturen Berlin = Feeling war. Emotions in the First World War. – Dresden: Verlag der Kunst, 2014. – 90 S. – (Schriftenreihe Museum Europäischer Kulturen; 16). – Text dt. und engl. – Literaturangaben
- Deschauer, Martin u.a. [Hrsg.]: Black Box Brain. – 1. Aufl. . – Frankfurt am Main: Univ. Frankfurt, Inst. f. Kulturanthropologie, 2014. – 175 S. – (Kulturanthropologie-Notizen; 82). – Literaturangaben
- Deutsch, Walter und Helga Thiel: Die Volksliedersingen der Ravag in Oberösterreich. Bad Ischl 1934 – Pöstlingberg 1936. Mit einem Beitr. von Nadja Wallaskovits. – Linz: Öö.

- Volksliedwerk, 2014. – 330 S. + 1 Audio-CD. – (Oberösterreichische Schriften zur Volksmusik; 15). – Literaturangaben
- Die Kunstdenkmäler der Stadt Graz. Die Profanbauten des II., III. und VI. Bezirkes. Bearb. von Erik Hilzensauer u.a. Mit Beitr. von Karin Derler u.a. 1. Aufl. – Horn, Wien: Berger, 2013. – CIII, 1039 S. – (Österreichische Kunsttopographie; 60). – Literaturangaben
- Dielen, Ludwig u.a.: Am Niederrhein – Glanzstücke naiver Malerei. Ludwig Dielen (1921–2004). Begleitpublikation zur Kabinettausstellung, 7.7.–20.10.2013. – Kevelaer: Niederrheinisches Museum, 2013. – 56 S. – (Schriften des Niederrheinischen Museums für Volkskunde und Kulturgeschichte e.V., Kevelaer; 9)
- Dietrich Sylvie u. Andrea K. Thurnwald [Hrsg.]: »So spricht: Ja, mit Gottes Hilfe.« Die Konfirmation in evangelischen Gemeinden. – Bad Windsheim: Verl. Fränkisches Freilandmuseum, 2013. – 188 S. – (Schriften und Kataloge des Fränkischen Freilandmuseums Bad Windsheim; 68)
- Dubbi, Mechthild: Von Bibergeil bis Theriak. Apothekengefäße aus den Sammlungen des Technischen Museums Wien. – 1. Aufl. – Wien: Edition TMW, 2014. – 151 S. – (Edition TMW; 1). – Literaturverz. S. 149–150
- Düchs, Julia: »Wann wirds an der Isar wieder schön?« Die Renaturierung der Isar in München. Über das Verständnis von Natur in der Großstadt. – München: Utz, 2014. – 96 S. – (Münchner ethnographische Schriften; 16). – Literaturverz. S. 86–96.
- Edenheiser, Iris u.a. [Hrsg.]: Tecumseh, Keokuk, Black Hawk. Indianerbildnisse in Zeiten von Verträgen und Vertreibung; Sonderausstellung der Staatlichen Ethnographischen Sammlungen Sachsen im Albertinum Dresden 1.10.2013–2.3.2014 = Tecumseh, Keokuk, Black Hawk. Portrayals of Native Americans in times of treaties and removals / Hrsg. für die Staatlichen Kunstsammlungen Dresden. – Stuttgart: ARNOLDSCHE Art Publ., 2013. – 215 S.
- Edenhofer, René: Uhrblätter der Wilhelmsburger Steingut-Fabrik. Uhrblätter von 1900 bis 1955 für die Uhrenfabriken Junghans, Gustav Becker, Kienzle, Mauthe, Iselin & Co, HAU, Pollmann, Mühlhauser, Tesar, Andres & Dworsky in der k.u.k. Monarchie – Rep. Österreich. Inkl. Uhrblattverzeichnis I: 1900 bis 1935 und Uhrblattverzeichnis II: 1936 bis 1955. – Deutsch-Wagram: Eigenverl., 2013. – 311 S.
- Elpers, Sophie u.a. [Hrsg.]: Die Musealisierung der Gegenwart. Von Grenzen und Chancen des Sammelns in kulturhistorischen Museen. – Bielefeld: transcript, 2014. – 215 S. – (Edition Museum; 3). – Literaturangaben
- Englert, Birgit und Barbara Gärber [Hrsg.]: Landgrabbing. Landnahme in historischer und globaler Perspektive. – Wien: New Academic Press, 2014. – (Historische Sozialkunde; 33: Internationale Entwicklung)
- Euler, Andrea [Red.]: Keramik aus St. Peter bei Freistadt. – Linz: Land Oberösterreich, Oberösterreichisches Landesmuseum, 2014. – 305 S. – (Studien zur Kulturgeschichte von Oberösterreich; 38). – Literaturangaben
- Falser, Michael u.a. [Hrsg.]: Kulturerbe und Denkmalpflege transkulturell. Grenzgänge zwischen Theorie und Praxis. – Bielefeld: transcript, 2013. – 367 S. – (Architekturen; 12) (Schriftenreihe des Arbeitskreises Theorie und Lehre der Denkmalpflege e.V.; 21). – Text überw. dt., teilw. eng. – Literaturangaben
- Faßler, Manfred: Das Soziale. Entstehung und Zukunft menschlicher Selbstorganisation.

- Paderborn: Fink, 2014. – 285 S. – Literaturverz. S. 275–285
- Fischer, H. u.a. [Red. u. Schriftl.]: 1945 – Kinder im Kampfgebiet an der Sieg. Biografische Ereignisberichte. – Siegburg: Schmitt, 2014. – 114 S. – (Rheinisches Jahrbuch für Volkskunde; Beiheft, 5) (Veröffentlichung der Rheinischen Vereinigung für Volkskunde in Bonn)
- Franz, Norbert [Hrsg.]: Russische Küche und kulturelle Identität. – Potsdam: Univ.-Verl., 2013. – 450 S. – Beitr. teilw. dt., teilw. russ., teilw. in kyrill. Schr. – Literaturangaben
- Fritsch, Ute u.a. [Hrsg.]: Über die Praxis kulturwissenschaftlichen Arbeitens. Ein Handwörterbuch. – Bielefeld: transcript, 2013. – VIII, 512 S. – (Mainzer historische Kulturwissenschaften; 15). – Literaturangaben
- Fritzsche, Stefanie [Hrsg.]: Ökonomie und Lebensalltag in der sächsischen Stadt Penig 1748 bis 1810. Die Lebenserinnerungen des Sattlermeisters Johann Ephraim August Jacobi. – Dresden: Thelem, 2013. – 276 S. + Kt. – (Bausteine aus dem Institut für Sächsische Geschichte und Volkskunde; 29)
- Gajek, Esther: Seniorenprogramme an Museen. Alte Muster, neue Ufer. – Münster, Westf. [u.a.]: Waxmann, 2013. – 320 S. – (Regensburger Schriften zur Volkskunde/vergleichenden Kulturwissenschaft; 25). – Zugl.: Regensburg, Univ., Diss., 2011
- Gräff, Friederike: Warten. Erkundungen eines ungeliebten Zustands. – 1. Aufl. – Berlin: Links, 2014. – 189 S. – Literaturangaben
- Greifeld, Katarina [Hrsg.]: Medizinethnologie. Eine Einführung. – Berlin: Reimer, 2013. – 204 S. – (Ethnologische Paperbacks). – Literaturverz. S. 177–196
- Grömer, Karina: Prähistorische Textilkunst in Mitteleuropa. Geschichte des Handwerkes und Kleidung vor den Römern. Mit Beitr. von Regina Hofmann-de Keijzer zum Thema Färben und Helga Rösel-Mautendorfer zum Thema Nähen. – Wien: Verl. des Naturhistorischen Museums, 2010. – 480 S. – (Veröffentlichungen der Prähistorischen Abteilung/NHM; 4)
- Großmann Ulrich u.a. [Hrsg.]: The Challenge of the Object. 33rd congress of the International Committee of the History of Art, Nuremberg, 15th–20th July 2012; CIHA 2012 Nürnberg = Die Herausforderung des Objekts. – Nürnberg: Verl. d. German. Nationalmuseums, 2012. – 4 vol. – (Wissenschaftliche Beibände zum Anzeiger des Germanischen Nationalmuseums; 32)
- Gutekunst, Miriam: Liebe ohne Grenzen?! Binationale Paare und ihr Umgang mit Immobilisierung durch Grenzregimes. – München: Utz, 2013. – 109 S. – (Münchner ethnographische Schriften; 15). – Literaturverz. S. 102–109
- Gyr, Ueli: Schnittstelle Alltag. Studien zur lebensweltlichen Kulturforschung. Ausgewählte Aufsätze. Hrsg. v. Thomas Hengartner. – Münster [u.a.]: Waxmann, 2013. – 445 S. – Literaturangaben
- Hägele, Ulrich: Walter Kleinfeldt. Fotos von der Front 1915–1918 = Photos du front 1915–1918. – Münster: Waxmann, 2014. – 187 S. – (Visuelle Kultur; 8). – Text dt. u. franz. – Literaturangaben
- Hanrat, Rudolf u.a.: Bauernkunst. Appenzeller und Toggenburger Bauernmalerei von 1600 bis 1900. Katalog aus Anlass der gleichnamigen Ausstellung im Kunstmuseum St. Gallen vom 22.3.–7.9.2014. – St. Gallen: VGS Verl.-Genossenschaft St. Gallen, 2014. – 143 S.
- Hauer, Friedrich [Hrsg.]: Die Versorgung Wiens 1829–1913. Neue Forschungsergebnisse

- auf Grundlage der Wiener Verzehrssteuer. – Innsbruck: Studien-Verl., 2014. – 163 S. – (Forschungen und Beiträge zur Wiener Stadtgeschichte; 59). – Literaturverz. S. 151–163
- Hecht, Winfried. *Himmlische Hilf: Votivbilder vom oberen Neckar und der oberen Donau*. Fotogr. von Hartwig Ebert. – 1. Aufl. – Lindenberg im Allgäu: Kunstverl. Fink, 2012. – 232 S. – (Jahresgabe des Rottweiler Geschichts- und Altertumsvereins; 112)
- Hesse, Wolfgang [Hrsg.]: *Das Auge des Arbeiters. Arbeiterfotografie und Kunst um 1930*. Diese Publikation erscheint anlässlich der gleichnamigen Ausstellung in den Kunstsammlungen Zwickau, Max-Pechstein-Museum, 23.5.–3.8.2014; Käthe Kollwitz Museum Köln, 14.8.–12.10.2014; Stadtmuseum Dresden, Museen der Stadt Dresden, 22.3.–28.6.2015. – Leipzig: Spector Books, 2014. – 440 S.
- Heynowski, Ronald: *Nadeln. Erkennen, bestimmen, beschreiben*. – Berlin; München: Dt. Kunstverl., 2014. – 183 S. – (Bestimmungsbuch Archäologie; 3). – Literaturverz. S. 155–174
- Holeschovsky, Johannes: *Hugo Hantsch. Eine biografische Studie*. – St. Pölten: Selbstverl. des NÖ Inst. für Landeskunde, 2014. – 236 S. – (Studien und Forschungen aus dem Niederösterreichischen Institut für Landeskunde; 59). – Literaturverz. S. 214–227. – Bibliogr. Hugo Hantsch S. 207–212
- Hölz, Christoph [Hrsg.]: *Formen des Zeigens. Der Ausstellungsgestalter Klaus-Jürgen Sembach*. – Berlin: Deutscher Kunstverlag, 2013. – 311 S. – Bibliogr. K.-J. Sembach S. 303–307
- Holzner-Tobisch, Kornelia: *Das älteste Korneuburger Stadtbuch: »Geschafftputech« (1401–1444)*. – St. Pölten: Selbstverl. des NÖ Inst. für Landeskunde, 2014. – 312 S. – (Studien und Forschungen aus dem Niederösterreichischen Institut für Landeskunde; 57). – Teilw. zugl.: Wien, Univ., Diss., 2011
- Höschler, Mira u.a.: *Das inklusive Museum. Ein Leitfaden zu Barrierefreiheit und Inklusion*. – Berlin: Deutscher Museumsbund, 2013. – 80 S.
- Huber, Gerald: *Hubers bairische Wortkunde. Wissen woher Wörter kommen*. – 2., überarb. Aufl. – München: Volk-Verl., 2013. – 216 S. – Literaturangaben
- Hufschmidt, Anke [Hrsg.]: *Handwerk im Museum. Forschung, Präsentation, Vermittlung. Beiträge der Jahrestagung der Volkskundlichen Kommission für Westfalen im LWL-Freilichtmuseum Hagen vom 26.–27.10. 2012*. – Hagen: LWL-Freilichtmuseum, 2013. – 148 S. – (Forschungsbeiträge zu Handwerk und Technik; 26)
- Hungerbühler, Andrea: *»Könige der Alpen«*. Zur Kultur des Bergführerberufs. – Bielefeld: transcript, 2013. – 442 S. – (Materialitäten; 19). – Zugl.: Bern, Univ., Diss., 2011
- Illouz, Eva: *Die neue Liebesordnung. Frauen, Männer und Shades of Grey*. Aus dem Engl. von Michael Adrian. – Orig.-Ausg., 1. Aufl. – Berlin: Suhrkamp, 2013. – 88 S. – (edition suhrkamp digital). – Literaturangaben
- Janssen, Heinrich u.a.: *Rosenkränze und Gebetsschnüre. Die Sammlung Weihbischof Heinrich Janssen. Bestandskatalog*. – Goch: Völcker Dr., 2013. – 373 S. – (Schriften des Niederrheinischen Museums für Volkskunde und Kulturgeschichte e.V., Kevelaer; 10)
- Jaquet, Valentin u.a. [Red.]: *Der Papageienkoffer. Arte popular aus Lateinamerika*. Sammlung Valentin Jaquet. Hrsg. v. Museum der Kulturen Basel. – Basel: MKB, 2014. – 100 S. – Literaturverz. S. 98

- Johler, Reinhard [Hrsg.]: *Where is Europa? Dimensionen und Erfahrungen des neuen Europa = Wo ist Europa? = Où est l'Europe?* – Tübingen: Tübinger Vereinigung für Volkskunde, 2013. – 247 S. – (Studien & Materialien des Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen; 46). – Beitr. teilw. dt., teilw. engl.
- Justnik, Herbert [Hrsg.]: *Gestellt. Fotografie als Werkzeug in der Habsburger-Monarchie.* Dieser Katalog erscheint als Nachschrift zur gleichnamigen Ausstellung im Österreichischen Museum für Volkskunde, vom 29.4.–30.11.2014. – Wien: Löcker, 2014. – 192 S. – (Kataloge des Österreichischen Museums für Volkskunde; 100) (Aus dem Inhalt: Reinhard Blumauer, *Die Fotosammlung des Wiener Museums für Volkskunde als Knotenpunkt einer typologisierenden Bilderproduktion zwischen 1895 und 1918.* 23–29; Michael Ponstingl, *Medienökonomische Betrachtungen zur Fotografie im 19. Jahrhundert.* 31–50; Johannes Feichtinger u. Johann Heiss, *Der Wille zum Unterschied. Die erstaunliche Karriere des Begriffs Ethnizität.* 51–56; Ulrike Kammerhofer-Aggermann, *»eine reiche Auswahl der herrlichsten Volkskostüme und der schönsten Menschentypen«. Etappen der Entstehung unseres gegenwärtigen Begriffs von Tracht.* 57–70)
- Kammerhofer-Aggermann, Ulrike: *Religionen in Österreich, Kalender 2015.* – Salzburg: Salzburger Landesinst. für Volkskunde, 2014. – 96 S. – (Salzburger Beiträge zur Volkskunde; 20)
- Kerkhoff-Hader, Bärbel [Hrsg.]: *Andacht und Erinnerung. Gegenstand – Symbol – Handlung.* Internationales Symposium zum Projekt »Religiöse Male in der Stadt und im Landkreis Bamberg. Qualitativ-Serielle Auswertung aufgrund Digitaler Bild- und Textinventarisierung«. Gemeinschaftsveranstaltung der Hanns-Seidel-Stiftung e.V. München und der Otto-Friedrich-Universität Bamberg, Lehrstuhl für Europäische Ethnologie, im Bildungszentrum Kloster Banz, Bad Staffelstein, 13.–17.4.2003. – 1. Aufl. – Bamberg: Urlaub, 2012. – 239 S. – (Bamberger Beiträge zur europäischen Ethnologie; 9) (Aus dem Inhalt: Hermann Steininger, *Denkmale und Gedenken im österreichischen Donaauraum – Von Zeichen und Symbolen bis zur Kunst im öffentlichen Raum.* 105–121; Romana Geyer, *»Und irgendwie geht es dann wieder!« Wallfahrt – auf dem Weg des Erfahrbaren.* 183–196; Gabriele Ponisch, *»Neuer Sinn auf alten Wegen?« – Über Beziehungen zwischen Ritual, Tradition, Gemeinschaft und kommerzieller Vermarktbarkeit von Wallfahrt.* 197–212)
- Kirschblüte & Edelweiss. *Der Import des Exotischen.* – 1. Aufl. – Baden: hier + jetzt, 2014. – 184 S.
- Kläber, Mischa: *Moderner Muskelkult. Zur Sozialgeschichte des Bodybuildings.* – Bielefeld: transcript, 2013. – 272 S. – (KörperKulturen). – Literaturverz. S. 253–272
- Knecht, Michi u.a. [Hrsg.]: *Reproductive technologies as global form. Ethnographies of knowledge, practices, and transnational encounters.* – Frankfurt am Main [u.a.]: Campus-Verl., 2012. – 386 S. – (Eigene und fremde Welten; 19). – Literaturangaben
- Koch, Maria: *Frauen erleben Stadt. Die Konstruktion der Geschlechterverhältnisse im öffentlichen Raum.* Hrsg. von Johanna Rolshoven. – Marburg: Jonas, 2013. – 79 S. – (Grazer Beiträge zur europäischen Ethnologie; 16). – Zugl.: Graz, Univ., Dipl.-Arb., 2011
- Kolbas, Irena: *Vic o plavusi. Stereotipi u kojima živimo. Katalog izložbe, Zagreb, od 22. listopada 2013. do 02. svibnja 2014. = Blonde joke. Stereotypes we live by.* – Zagreb:

- Etnografski Muzej, 2013. – 115 S. – Literaturangaben. – Texte i. Kroat. u. Engl.
- Konrad, Helmut und Nicole-Melanie Goll: Die Steiermark und der »Große Krieg«.
Museum im Palais, Universalmuseum Joanneum. 28.6.2014–5.7.2015. – Graz:
Museum im Palais, Universalmuseum Joanneum, 2014. – 67 S.
- Kos, Wolfgang u. Ralph Gleis [Hrsg.]: Experiment Metropole. 1873: Wien und die Welt-
ausstellung. Katalog zur Ausstellung im Wien Museum Karlsplatz, 15.5.–28.9.2014.
– Wien: Czernin, 2014. – 584 S. – (Sonderausstellung des Wien-Museums; 397). –
Literaturangaben
- Koschel, Jana: »Smells like Teamspirit«. Ethnologische Einblicke in die Kultur eines
Coworking Space. – München: Utz, 2014. – 90 S. – (Münchner ethnographische
Schriften; 17). – Zugl. überarb. Fassung von: München, Univ., Magisterarb., 2011.
- Kreissl, Eva: Aberglauben – Aberwissen. Welt ohne Zufall. Publikation zur gleichnami-
gen Ausstellung von 28.3.–26.10.2014. – Graz: Universalmuseum Joanneum, 2014.
– 80 S.
- Krenn, Martin: »...in Weite, bisher davon unberührte Kreise«. Studien zur burgenlän-
dischen Kulturpolitik I. – Eisenstadt: Amt der Burgenländischen Landesregierung,
2014. – 372 S. – (Burgenländische Forschungen; 106). – Literaturangaben
- Krippner, Ulrike, Lilli Licka und Martina Nußbaumer [Hrsg.]: WIG64. Die grüne Nach-
kriegsmode. Eine Ausstellung im Wien Museum Karlsplatz, 10.4.–31.8.2014.
– Wien: Metroverl., 2014. – 160 S. – (Sonderausstellung des Wien Museums; 396).
– Literaturangaben
- Krug, Wolfgang [Hrsg.]: Malerische Wallfahrt nach Mariazell. In Aquarellen von Eduard
Gurk. Dieses Buch erscheint anlässlich der von 26.10.2014–23.3.2015 im Landes-
museum Niederösterreich in St. Pölten stattfindenden gleichnamigen Ausstellung. –
St. Pölten; Salzburg; Wien: Residenz-Verl., 2014. – 239 S.
- Kühnel, Anita u.a. [Hrsg.]: Avantgarde! Die Welt von gestern, Deutschland und die
Moderne, 1890–1914. Worte in Freiheit, Rebellion der Avantgarde, 1909 – 1918. Pub-
likation zur Ausstellung »Avantgarde!«, 6.6.2014–12.10.2014 im Kulturforum. Eine
Ausstellung der Kunstbibliothek, Staatliche Museen zu Berlin. – Dortmund: Kettler
[u.a.], 2014. – 302 S.
- Ländliche Bilderfreude. Appenzeller Möbelmalerei 1700–1860. – 1. Aufl. – Baden: hier
+ jetzt, 2014. – 320 S.
- Laub, Peter [Red.]: Operation Goldhaube. Tradition und Zeitgenössische Kunst. Die
Publikation erscheint anlässlich der gleichnamigen Ausstellung im Volkskunde-
Museum, Monatsschlössl Hellbrunn vom 5.4.2014–2.11.2015. Idee: Martin Hochleit-
ner. – Salzburg: Salzburg-Museum, 2014. – 64 S. – Literaturangaben
- Lauterbach, Burkhard R.: Städtetourismus. Kulturwissenschaftliche Studien. Eine Ein-
führung. – Würzburg: Königshausen & Neumann, 2013. – 304 S. – (Kulturtransfer;
7). – Literaturverz. S. 255–304
- Leete, Art: Guileless indigenes and hidden passion. Descriptions of Ob-Ugrians and
Samoyeds through the centuries. – Helsinki Suomalainen Tiedekatemia, 2014. –
308 S. – (Folklore Fellows' communications; 306). – Literaturverz. S. 264–287
- Legen-Preissl, Manuela [Text]: Der schöne Brunnen. In Schloss Schönbrunn. – Wien:
Bundesdenkmalamt, 2014. – [4] Bl: zahlr. farb. Ill. – (Wiederhergestellt; 33)
- Löffler, Charlotte: Gewohnte Dinge. Materielle Kultur und institutionelles Wohnen im

- Pflegeheim. – Tübingen: Tübinger Vereinigung für Volkskunde, 2014. – 105 S. – (Studien & Materialien des Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen; 47)
- Lozoviuk, Petr [Hrsg.]: Visualisierte Minderheiten. Probleme und Möglichkeiten der musealen Präsentation von ethnischen bzw. nationalen Minderheiten. – Dresden: Thelem, 2012. – 240 S. – (Bausteine aus dem Institut für Sächsische Geschichte und Volkskunde; 26). – Literaturangaben (Inhalt: Petr Lozoviuk, »Minderheitenmuseen« im Fokus der wissenschaftlichen Reflexion. 9–12; Konrad Köstlin, Die Minderheit als Kategorie der Moderne und das Museum. 13–24; Klaus Roth, Ausgestellte Differenz. Von der Macht der Stereotypen auch im Museum. 25–33; Regina Wonisch, Minderheitenmuseen. Möglichkeiten und Grenzen von Gegenerzählungen im Museum. 35–50; Thomas Steensen, Zur Visualisierung der nordfriesischen Volksgruppe in Museen. 51–66; Peter Dragsbo, Minderheitenleben in Schleswig. Zwei Minderheitenmuseen in neuer Gestalt. 67–78; Eric Hold, Fremde Personen und Objekte in Frankreich. Die Cité Nationale de l'Histoire de l'Immigration und das Musée du Quai Branly. 79–107; Herbert Justnik, »Volkstypen« – Kategorisierendes Sehen und bestimmende Bilder. 109–136; Sandra Kreisslová, Die deutsche Museumslandschaft aus der Perspektive des deutsch-tschechischen Nationaldiskurses. Das Fallbeispiel Komotau in Böhmen. 137–149; Blanka Mouralová und Jan Šícha, Das Museum einer nahezu abwesenden Minderheit. 151–165; Jana Poláková, Die Präsentation der Geschichte und Kultur der Roma im Museum für Roma-Kultur. 167–177; Katharina Neufeld, Museum für russlanddeutsche Kulturgeschichte Detmold: Die Leitidee. 179–185; Julia Debelts, Museum für russlanddeutsche Kulturgeschichte Detmold: Das Ausstellungskonzept. 187–195; Christian Glass, Zwölf Jahre Donauschwäbisches Zentralmuseum Ulm – ein Wahrnehmungsbericht. 197–209; Petr Lozoviuk, Das Minderheitenmuseum als »Schaufenster« der Regionalpolitik. 211–221; Sebastian Hösch, Visualisierte Identität: Die Konstruktion einer regionalen Identität am Beispiel des Hessentages. 223–237)
- Maase, Kaspar u.a. [Hrsg.]: Macher – Medien – Publika. Beiträge der europäischen Ethnologie zu Geschmack und Vergnügen. – Würzburg: Königshausen & Neumann, 2014. – 197 S.
- Markom, Christa: Rassismus aus der Mitte. Die soziale Konstruktion der »Anderen« in Österreich. – Bielefeld: transcript, 2014. – 226 S. – (Kultur und soziale Praxis). – Literaturverz. S. 213–226
- Maubach, Lisa: Mit Hand und Herz. Lebensgeschichten aus dem Handwerk: Sonderausstellung im LWL-Freilichtmuseum Hagen, Westfälisches Landesmuseum für Handwerk und Technik, 9.6.–31.10.2013. – 1. Auflage. – Hagen, Westf.: LWL-Freilichtmuseum Hagen Westfälisches Landesmuseum f. Handwerk u. Technik, 2013. – 81 S. – (Forschungsbeiträge zu Handwerk und Technik; 25)
- Maurer, Michaela und Hermann Maurer: Steinzeit und Bronzezeit in den Museen der Stadt Horn (Höbarthmuseum), Niederösterreich. – Horn: Archiv für die Waldviertler Urgeschichtsforschung, 2014. – 8 S. – (Horner Schriften zur Ur- und Frühgeschichtsforschung; 13)
- May, Herbert und Markus Rodenberg [Hrsg.]: »... der Schwere der Zeit bewußt ...« Der Erste Weltkrieg im ländlichen Franken. Eine Ausstellung des Fränkischen Freilandmuseums des Bezirks Mittelfranken in Bad Windsheim. Erschienen anlässlich der

- gleichnamigen Ausstellung vom 26.7.–14.12.2014. – Bad Windsheim: Verl. Fränkisches Freilandmuseum, 2014. – 271 S. – (Schriften und Kataloge des Fränkischen Freilandmuseums; 71). – Literaturangaben
- May, Herbert: Grundzüge des bäuerlichen Hausbaus um Nürnberg vom 16. Jahrhundert bis zum Ende des 18. Jahrhunderts. – Bad Windsheim: Verl. Fränkisches Freilandmuseum, 2013. – 397 S. – (Schriften und Kataloge des Fränkischen Freilandmuseums Bad Windsheim; 69) (Quellen und Materialien zur Hausforschung in Bayern; 17). – Zugl.: Berlin, Techn. Univ., Diss., 2011
- Mede-Schelenz, Anja: Musealisierung, Volkskultur und Moderne um 1900. Die Sammlung zur ländlichen Kleidung des Vereins für sächsische Volkskunde. – Leipzig: Leipziger Univ.-Verl., 2013. – 244 S. – (Schriften zur sächsischen Geschichte und Volkskunde; 43). – Zugl.: Jena, Univ., Diss., 2010
- Meighörner, Wolfgang u.a. [Hrsg.]: Druckfrisch. Der Innsbrucker Wagner-Verlag und der Buchdruck in Tirol. Ausstellung, Tiroler Landesmuseum Ferdinandeum, 13. Juni bis 26. Oktober 2014. Katalogbeiträge u. a. v. Christoph Ampferer. – Innsbruck: Univ.-Verl. Wagner, 2014. – 284 S.
- Meighörner, Wolfgang [Hrsg.]: Seh(n)sucht 3D. Museum im Zeughaus. 23.5.–23.11.2014. – Innsbruck: Tiroler Landesmuseen-Betriebsges., 2014. – 68 S. – (Studiohefte; 20). – Literaturangaben
- Menardi, Herlinde u. Karl C. Berger [Red.]: Hinter der Maske. Ausstellung im Tiroler Volkskunstmuseum Innsbruck, 25.4.–9.11.2014. – Innsbruck: Tiroler Landesmuseen-Betriebsges., 2014. – 183 S. (Aus dem Inhalt: Herlinde Menardi u. Karl C. Berger, Hinter der Maske. 13–23; Karl C. Berger, Masken als Botschaft. 70–83; Ekkehard Schönwiese, Komm in die Maske. Meditationen – Gedanken – Geschichten. 84–99; Barbara Stocker, Die Fasnacht, ein Fest für Groß und Klein. Beobachtungen zur Rolle der Kinder in der Fasnacht der Gegenwart. 100–111; Herlinde Menardi, Künstlerfeste – Blitzlichter. 112–125; Olaf Bockhorn u. Heinz Kröll, Vom »Greegl-Gien« bis Hallo-ween. Krapfenschnappe(r)n in Osttirol. 158–177)
- Meyer, Silke [Hrsg.]: Money Matters. Umgang mit Geld als soziale und kulturelle Praxis. – 1. Aufl. – Innsbruck: Innsbruck Univ. Press, 2014. – 249 S. – (Bricolage; 7) (Inhalt: Silke Meyer, Einleitung: Money Matters. Umgang mit Geld als soziale und kulturelle Praxis. 7–35; Iris Hafner, Anna Horner und Natascha Unger, Mehr Sein als Schein: Modifizierte Geldscheine. 37–52; Sophia Booz, Verführerische Technik? Kulturanalytische Perspektiven auf den Geldautomaten. 53–66; Daniela Pfennig, Die Region als Währungsraum. Beispiele, Konzepte und Funktionen Tiroler Regionalgelder. 67–85; Karin Bürkert, Wert ohne Geldwert – Die D-Mark als Erinnerungsgegenstand. 87–106; Tjark Müller, Geld als Selbsttechnologie. 107–112; Gisela Unterweger, »Einem Kind irgendwie so ... Geld beibringen«. Zur doppelten Normativität der Gelderziehung. 113–126; Buket Borihan, Antonia Franckenstein, Sandra Hilzinger und Lisa Reinthaler, Reden über Geld. Der Umgang mit ökonomischen Ressourcen bei Langzeitreisenden. 127–146; Nadja Neuner, Zur Logik der Pfandbeziehung. 147–162; Alexandra Hangl, »Geschenkt will niemand etwas.« Empirische Erkundungen zur Sozialität von Geld als Gabe in einer karitativen Einrichtung. 163–175; Katrin Tratter, Die geldfreie Solidargemeinschaft. Gabentheorie und Reziprozität im Innsbrucker »Kostnix-Laden«. 177–190; Alexander Piff und Claudius Ströhle, Was beim »2oer«

- alles mitgekauft wird. Tauschökonomien im Umfeld der Tiroler Straßenzeitung. 191–215; Peter F. N. Hörz, »Fünfzig Euro ist besser als fünfzig Mal anrufen ...«. Einige ethnografische Notizen über Geschäftsstellen von Geldtransfer-Serviceunternehmen und ihre Kunden. 217–240; Andreas Hartmann, Unbezahlbar – Räume zwischen Preis und Wert. Ein Kommentar zur Geldforschung aus volkskundlich-ethnologischer Perspektive. 241–249)
- Mohrmann, Ruth-E. [Hrsg.]: Volkskunde im Spiegel von Literaturbesprechungen einer landesgeschichtlichen Zeitschrift. – Münster [u.a.]: Waxmann, 2013. – XIII, 330 S. – (Münsteraner Schriften zur Volkskunde, Europäischen Ethnologie; 18). – Literaturangaben
- Moosmüller, Alois u.a. [Hrsg.]: Interkulturalität und kulturelle Diversität. – Münster [u.a.]: Waxmann, 2014. – 366 S. – (Münchener Beiträge zur interkulturellen Kommunikation; 26) – Literaturangaben
- Motter, Barbara u. Barbara Grabherr-Schneider: Orte, Fabriken, Geschichten. 188 historische Industriebauten in Vorarlberg. Mit Fotogr. von Friedrich Böhringer. – 1. Aufl. – Innsbruck; Wien: Haymon-Verl., 2014. – 335 S. – Literaturverz. S. 313–322
- Näser, Thorsten: Film und Text. Ethnografische Wissensformate im Diskursvergleich. – Berlin: Lit-Verl., 2014. – 343 S. – (Studien zur Kulturanthropologie, europäischen Ethnologie; 7). – Zugl.: Göttingen, Univ., Diss., 2011
- Novak, Ana u.a. [Red.]: SKICA:mat 4. Past, future, perfect. Volkskundemuseum trifft auf zeitgenössisches slowenisches Design im Rahmen der Vienna Design Week 2014. Ausstellung von 26.9.2014–15.4.2015, Volkskundemuseum Wien. Hrsg. vom Slowenisches Kulturinformationszentrum. – Wien: REMAprint, 2014. – 15 S. + 12 Faltblätter i. Kartonschuber = Kalender 2015
- Nutz, Beatrix: ... hexen und blaufärben. Textildruck in Tirol. – 1. Aufl. – Innsbruck: Phototechnik Durst AG, 2014. – 210 S. – (Nearchos: Sonderheft; 21). – Literaturverz. S. 102–103
- Ostendorf, Thomas: Lasst uns das Kindlein wiegen. Die 73. Telgter Krippenausstellung. Katalog der gleichnamigen Ausstellung vom 17.11.2013–1.2.2014 im RELiGIO Westfälisches Museum für religiöse Kultur]. Fotos: Tom Heller. – Telgte: Religio – Westfälisches Museum für Religiöse Kultur, 2013. – 120 S.
- Özbass Handan, Ali Özbass u. Joachim Hainzl [Hrsg.]: 50 Jahre türkische Gast (?) Arbeit in Österreich. Wissenschaftliche Analyse. Lebensgeschichten = Avusturya'da 50 yıllık misafir (?) işçi. – Graz: Leykam Verl., 2014. – 375 S.
- Pallestrang, Kathrin, Julie Thorpe: Stick- und Knüpfmuster ruthenischer Flüchtlinge im Ersten Weltkrieg. Aus der Sammlung des Volkskundemuseums Wien. – Wien: Österreichisches Museum für Volkskunde, 2014. – 94 S. – (Objekte im Fokus; 4)
- Pesch, Dorothee [Hrsg.]: Addiator, Hüftgürtel und Goggomobil. Verschwundene Dinge von A bis Z. Begleitheft zur Ausstellung Addiator, Hüftgürtel und Goggomobil – Verschwundene Dinge von A bis Z vom 6.4.–12.10.2014. Mit Beitr. von Eva Beckord u.a. – Oberschönenfeld: Schwäbisches Volkskundemuseum, 2014. – 99 S. – (Schriftenreihe der Museen des Bezirks Schwaben; 50)
- Peschel, Tina: Naive Kunst aus Polen. Die Sammlung Hans-Joachim und Christina Orth. Eine Ausstellung des Museums Europäischer Kulturen – Staatliche Museen zu Berlin im Rahmen des Föderalen Programms der Stiftung Preußischer Kulturbesitz.

- Begleitheft und Katalog zur gleichnamigen Ausstellung vom 18. Juni – 31. Juli 2011. Die Ausstellung findet anlässlich der VIII. Linderner Kulturwochen 2011 in der Galerie Lindern statt. – Berlin: Museum Europ. Kulturen, 2011. – 48 S. – (Schriften des Vereins der Freunde des Museums Europäischer Kulturen; 12). – Literaturangaben
- Peschel, Tina: Sterne über Bethanien. Die Oberammergauer Weihnachtskrippe des Diakonissenhauses Bethanien zu Berlin. Begleitheft zur Ausstellung »Sterne über Bethanien« des Museums Europäischer Kulturen – Staatliche Museen zu Berlin vom 14.11.2013–2.2.2014. – Berlin: Museum Europ. Kulturen, 2013. – 64 S. – (Schriften des Vereins der Freunde des Museums Europäischer Kulturen; 13). – Zsfassung in engl. Sprache. – Literaturverz. S. 63–64
- Picard, David u.a. [Hrsg.]: Couchsurfing cosmopolitanisms. Can tourism make a better world? – Bielefeld: transcript, 2013. – 187 S. – (Culture and social practice). – Literaturangaben
- Plöckinger-Walenta, Veronika [Red.]: Lehmabau – Tradition und Moderne. Symposium zur Vernetzung von tschechischen, österreichischen und weiteren Fachleuten von 26.–28.3.2014 im Weinviertler Museumsdorf Niedersulz gemeinsam mit dem Freilichtmuseum "Museum des Dorfes Südostmährens", Národní Ústav Lidové Kultury (NULK) in Strážnice = Hlinené stvby – tradice a současnost. Textbeiträge von Gerold Esser, Astrid M. Huber, u.a. – Atzenbrugg: Weinviertler Museumsdorf Niedersulz, 2014. – 174 S. – Text deutsch und tschechisch. – Zusammenfassungen in engl. Sprache. – Literaturangaben.
- Pollan, Michael: Kochen. Eine Naturgeschichte der Transformation. – München: Kunstmann, 2014. – 523 S. – Cooked <dt.>. – Literaturverz. S. 495–517
- Prügel, Roland [Hrsg.]: Geburt der Massenkultur. Beiträge der Tagung des WGL-Forschungsprojekts »Wege in die Moderne. Weltausstellungen, Medien und Musik im 19. Jahrhundert« im Germanischen Nationalmuseum, 8.–10.11.2012. – Nürnberg, Mittelfr.: Germanisches Nationalmuseum Abt. Verlag, 2014. – 207 S. – (Wissenschaftliche Beibände zum Anzeiger des Germanischen Nationalmuseums; 35). – Mit Zsfassg. in dt. u. engl. Sprache
- Rabl, Erich u. Roland Gatterwe [Hrsg.]: Erinnerungen an Horn. Unter Mitarb. von Anton Pontesegger. 2. Band: Beiträge zur Geschichte der Stadt Horn im 20. und 21. Jahrhundert. – Horn: Museumsverein in Horn, 2014. – 368 S.
- Rath, Gudrun [Hrsg.]: Zombies. – Bielefeld: transcript, 2014. – 114 S. – (Zeitschrift für Kulturwissenschaften; 2014.1). – Literaturangaben
- Ridler, Gerda [Hrsg.]: Oberösterreich im Ersten Weltkrieg. Dieses Begleitheft erscheint anlässlich der Ausstellungen »Oberösterreich im 1. Weltkrieg« an folgenden Ausstellungsorten: Schlossmuseum Linz, Landesgalerie Linz, Trinkhalle Bad Ischl, Photomuseum Bad Ischl, Mühlviertler Schlossmuseum Freistadt, Wehrkundliche Sammlung des Oberösterreichischen Landesmuseums im Schloss Ebelsberg. AutorInnen: Patrick Bohn u.a. – Linz: Oberöstr. Landesmuseum, 2014. – 60 S. – (Kataloge des Oberösterreichischen Landesmuseums; N.S., 155). – Literaturverz. S. 56–57
- Riemann, Doris: »Ich habe gedacht, ich bin ihresgleichen und dann war ich immer ganz jemand anderes.« Das Leben von Pfarrfrauen in der Hannoverschen Landeskirche bis Anfang der 1970er Jahre im Licht sozialtechnischer Modernisierung. – Äbo: Äbo Akad. Förl., 2014. – 334 S. – Äbo, Akad., Diss., 2014.

- Riha, Ortrun [Hrsg.]: Klischee – Karriere – Krieg. Ausprägungsformen deutsch-russischer Beziehungen von der Frühen Neuzeit bis zum Ersten Weltkrieg. – 1. Aufl. – Herzogenrath: Shaker, 2014. – 258 S. – (Relationes; 15)
- Rolshoven, Johanna u.a. [Hrsg.]: Reziproke Räume. Texte zu Kulturanthropologie und Architektur. – Marburg: Jonas, 2013. – 160 S. – (Cultural anthropology meets architecture; 1). – Literaturverz. S. 153–158 (Aus dem Inhalt: Johanna Rolshoven, What about Cultural Studies in Architecture? Wie wärs mit Cultural Studies in Architecture? 14–24; Klara Löffler, Plurale tantum. Vorschläge zu einer ethnografischen Baukulturenforschung. 25–39; Manfred Omahna, Kulturanthropologie und Architektur. Episteme temporärer Begegnungen. 40–49; Elisabeth Katschnig-Fasch, Wirklichkeit vor Utopie. Begegnung im gelebten Raum. 91–97; Anselm Wagner, Kann Architektur neoliberal sein? 98–115; Judith Laister, Michael Hieslmair, Treffpunkt BELLEVUE. Kontaktzonen zwischen Kunst, Architektur und Kulturanthropologie. 128–146)
- Röper, Ursula [Hrsg.]: Heiliges Grab – heilige Gräber. Aktualität und Nachleben von Pilgerorten. – 1. Aufl. – Berlin: Lukas, 2014. – 172 S. – (Kultur- und Museumsstandort Heiligengrabe; 4) (Schriftenreihe Museum Europäischer Kulturen; 15)
- Rubini Messerli, Luisa [Hrsg.]: »Tre ore a andare, tre ore a stare, tre ore a tornare.« Fiabe, leggende e racconti tradizionali del Grigionitaliano. – Locarno: Armando Dadò editore, 2013. – 477 S., [16] Taf. – Literaturverz. S. 433–451
- Rützler, Hanni u.a.: Brot & Wein. Unterrichtsmaterialien für Lehrkräfte. Lektorat: Andrea Schaller. – Schallaburg: Schallaburg Kulturbetriebsges., 2013. – 51 S.
- Sarasol Moscardó, David: Faixa roja, faixa blava. La pilota valenciana. – València: Museu Valencià d'Etnologia, 2013. – 329 S.
- Schein, Alexander: Hubert Pilch. Wegbereiter der Kunst und Geschichtsschreibung im Müritz. – Kindberg: Stadtgemeinde Kindberg, 2013. – 352 S. – Bibliogr. H. Pilch und Literaturverz. S. 283–319
- Scheppe, Wolfgang [Hrsg.]: Die Dinge des Lebens – das Leben der Dinge. Proposition I. Franco Vimercati & George Kubler. Anlässlich der gleichnamigen Ausstellung in Dresden, Residenzschloss, Festtage, 26.4–27.7.2014. – Köln: König, 2014. 51 S.
- Schinkel, Sebastian: Familiäre Räume. Eine Ethnographie des »gewohnten« Zusammenlebens als Familie. – Bielefeld: transcript, 2013. – 304 S. – (Konglomerationen; 3). – Zugl.: Berlin, Freie Univ., Diss., 2012 u.d.T.: Schinkel, Sebastian: Einpassung und Eigensinn
- Schmidt-Lauber, Brigitta [Hrsg.]: Sommer_frische. Bilder. Orte. Praktiken. – Wien: Verl. des Inst. für Europ. Ethnologie, 2014. – 408 S. – (Veröffentlichungen des Instituts für Europäische Ethnologie der Universität Wien; 37). – Literaturangaben (Inhalt: Brigitta Schmidt-Lauber, Sommerfrische reloaded. Perspektiven und Zugänge eines Studienprojektes. 9–31; Hasso Spode, Romantische Zeitreise. Tourismus als Chronotopie. 33–43; Nevin Kabak, Mareike Wacha, Gabriele Wochinger, Sommerfrische. Bedeutungen und Dimensionen eines kulturellen Phänomens. 47–86; Alexandra Rabensteiner, »Wunderhübsch ist's – reizend – wo soll ich beginnen?« Sommerfrische – Wiener Kindheitserinnerungen um 1900. 87–113; Susanne Luger, Lennert Pfeiffer u. Gesine Stern, Lebensgefühl Sommer. Von Sehnsüchten, Schattenseiten und Lichtungen im Stadtwald. 115–141; Martina Röthl, Interessen an der Sommerfrische. Über

instruktive Bilder, Gegenentwürfe und harmlose Hoffnungsträger. 143–170; Sandra Voser, Räumliche Manifestationen der Sommerfrische. Die Baukultur von Velden am Wörthersee und des Wiener Gänsehäufels im Vergleich. 173–223; Josef Pammer, Von der »Riviera an der Donau« zum »Lido di Krido«. Sommeralltag im Strombad Kritzendorf. 225–258; Sara Arnsteiner, Die Stadt schließt, das Land öffnet. Von der Wiener Sommerpause zur Gmundner Hochsaison. 259–277; Paul Stöttinger, Die moderne Sommerfrische. Multilokale Lebensstile in veränderten Arbeitswelten. 281–303; Sylvia Pinggera, Zur Hochsaison in Landwirtschaft und Gastronomie. Sommerouten in Graun am Reschenpass. 305–321; Majlinda Osmanaj, Zu Bedeutungen des Sommeraufenthalts im Herkunftsland. 323–338; Raffaela Sulzner, »April bis Oktober – soläng is 's Wässer aufdraht«. Sommeralltag am Dauercampingplatz. 341–362; Nina Aichberger, Ab auf die Alm! Sommer in idyllischer Gegenwelt? 363–390; Paul Ellersdorf, Die alternative Sommerfrische im 21. Jahrhundert: Rainbow Gatherings. 391–397; Brigitta Schmidt-Lauber, Tonspur_collaboration: 8S. Daniel & Matthias Hafner und Forschungsgruppe Sommerfrische des Instituts für Europäische Ethnologie im MuseumsQuartier Wien. 401; Eröffnungsreden von Georg Weckwerth, Brigitta Schmidt-Lauber und Christine Scheucher. 401–408)

Schmidt-Lauber, Brigitta, Klara Löffler, Ana Rogojanu und Jens Wietschorke [Hrsg.]: Wiener Urbanitäten. Kulturwissenschaftliche Ansichten einer Stadt. – Wien [u.a.]: Böhlau, 2013. – 389 S. – (Ethnographie des Alltags; 1). – Literaturangaben (Inhalt: Brigitta Schmidt-Lauber, Writing City. Vorüberlegungen zu den »Wiener Urbanitäten«. 8–13; Elke Krasny, Vom Recht auf Erinnerung im Garten der Rosen. 16–33; Herbert Nikitsch, Wie kommen die Nibelungen auf die Schmelz? Zur Straßenbenennung in einem Wiener Grätzel. 34–47; Jens Wietschorke, Die Staatsoper und ihr kulturelles Souterrain. Eine Versuchsanordnung zum Thema »Musikstadt Wien«. 48–67; Birgit Johler und Magdalena Puchberger, »...erlebnismäßigen Zusammenhang mit dem Volke«. Volkskunde in der Laudongasse zwischen Elite und Volksbewegung. 68–93; Lukasz Nieradzki, »Dämon der modernen Zeit«. Der Konflikt um die Wiener Großschlachtereier im 19. Jahrhundert. 94–108; Anton Tantner, Informationsvermittlung im 18. Jahrhundert. Das Wiener Frag- und Kundschaftsamt. 109–129; Daniela Schadauer, Der Südbahnhof. Ethnographie eines Abschieds. 132–150; Brigitta Schmidt-Lauber, Ethnographie der Sponsion an der Universität Wien. Deutungsangebote zu einem akademischen Ritual der Macht. 151–184; Svenja Reinke, Straßentauben als teilhabende Akteure des Wiener Stadtraums. 185–203; Anna Stoffregen, Als Volunteer bei der Fußballeuropameisterschaft in Wien. 204–213; Siegfried Mattl, Die ephemere Stadt. Urbane Sequenzen in Wiener Amateur- und Gebrauchsfilmen. 214–231; Birgit Johler, Sitzen/Liegen. Möbel und Körper im Museumsquartier Wien. 234–249; Charlotte Räuchle, Lebende Statuen auf dem Stephansplatz. Eine ethnographische Skizze. 250–265; Monika Hönig, Im Lift. Bewegungen in einer städtischen Vertikalen. 266–283; Klara Löffler, Streckenänderung. Aus gegebenem Anlass. 284–298; Ana Rogojanu, Auf den Spuren städtischer Atmosphären. Empirische Annäherungen. 300–321; Jochen Bonz, Das Gesprächssummen. Freundschaftlichkeit als Erscheinungsform der Fußballbegeisterung auf der Friedhofstribüne des Wiener Sportclub-Platzes. 322–347; Peter Payer, »Wiener Lärm«. Akustische Großstadtkritik um 1900. 348–368; Malte Borsdorf, Der gedehnte Blick auf ethnographisches Mate-

- rial zu Gehörlosigkeit in Wien. 369–385)
- Schnepel, Burkhard u.a. [Hrsg.]: *Kultur all inclusive. Identität, Tradition und Kulturerbe im Zeitalter des Massentourismus*. – Bielefeld: transcript, 2013. – 346 S. – (Kultur und soziale Praxis). – Literaturangaben (Aus dem Inhalt: Felix Girke und Eva-Maria Knoll, Drohung und Verheißung. Vorwort zum Wechselspiel von Identität, Tradition und Kulturerbe im Zeitalter des Massentourismus. 7–20; Regina Bendix, Dynamiken der In-Wertsetzung von Kultur(erbe). Akteure und Kontexte im Lauf eines Jahrhunderts. 45–73; Ingrid Thurner, Tourismuslandschaften – Sehenswürdigkeiten – Menschen. 151–182)
- Schnerring, Almut und Sascha Verlan: *Die Rosa-Hellblau-Falle. Für eine Kindheit ohne Rollenklischees*. – München: Kunstmann, 2014. – 255 S. – Literaturverz. S. 228–238
- Schönholz, Christian: *Rudolf Virchow und die Wissenschaften vom Menschen. Wissensgenerierung und Anthropologie im 19. Jahrhundert*. – Würzburg: Königshausen u. Neumann, 2013. – 368 S.
- Schrank, Volker: *Stammtische*. – 1. Aufl. – Berlin: Deutscher Kunstverlag, 2013. – 72 S.
- Senarclens de Grancy, Antje [Hrsg.]: *Identität, Politik, Architektur. Der »Verein für Heimatschutz in Steiermark«*. – Berlin: Jovis, 2013. – 270 S. – (Architektur + Analyse; 4). – Literaturangaben (Aus dem Inhalt: Antje Senarclens de Grancy, Einleitung. 7–13; Bernhard Tschofen, Heimat/Schutz: Bloß eine andere Moderne? 15–30; Antje Senarclens de Grancy, Konservative Reform. Die Anfänge des Vereins für Heimatschutz in Steiermark. 31–54; Werner Suppanz, Eine Liebesgabe für das deutsche Herz. Die Kriegsflugblätter Heimatgrüße des Vereins für Heimatschutz im Ersten Weltkrieg. 55–70; Helmut Eberhart, ...auf heimatlicher Grundlage... Viktor Geramb und der Heimatschutz 1918–1938. 71–87; Roman Urbaner, Verstrickung, Brüche, Kontinuitäten. Die Heimatschutzagenden in der Steiermark von der Zwischenkriegszeit bis 1950. 89–122; Antje Senarclens de Grancy, Normative Didaktik. Die Steirische Landbaubibel und ihre NS-Vorbilder. 123–138; Dieter A. Binder, Die Heimatmacher. Anmerkungen zum kulturellen Klima in der Steiermark nach 1945. 139–147; Monika Stromberger, Heimatschutz reloaded. Die Wiederaufbauphase. 149–173; Ulrich Tragatschnig, Von Euphorie zu Psychose. Hochhaus und Heimatschutz. 175–201; Johannes Ebner und Barbara Colette Zitturi, Vom »Heimatschutz« zur »Baukultur« – Auf der Suche nach einer Vereinsidentität. Positionen und Rhetoriken von den 1970er Jahren bis heute. 203–232; Johannes Ebner und Barbara Colette Zitturi, Vom landesweiten Berater zum Preisverleihungskomitee. Arbeitsfelder und Organisationsformen ab den 1970er Jahren. 233–252; Barbara Feller, Zur Geschichte und Bedeutung der Architektur-/Baukulturvermittlung in Österreich. 253–263)
- Simon, Michael u.a. [Hrsg.]: *Episteme der Romantik. Volkskundliche Erkundungen*. – Münster [u.a.]: Waxmann, 2014. – 195 S. – (Mainzer Beiträge zur Kulturanthropologie, Volkskunde; 8). – Literaturangaben
- Stampfer, Helmut [Hrsg.]: *Bauernhöfe in Südtirol. Bestandsaufnahmen 1940–1943*. 8. Band: Mittleres Eisacktal, Teil 2: Latzfons, Feldthurns, Pfeffersberg, Vahrn, Natz, Spinges, Aicha. Bozen: Verl.-Anst. Athesia, 2013. – 437 S.
- Steiner, Juri und Stefan Zweifel [Hrsg.]: *Expedition ins Glück. 1900–1914. Ausstellungskatalog mit Textbeiträgen von Daniel Binswanger u.a.* – 1. Aufl. – Zürich: Schweizerisches Nationalmuseum, 2014. – 207 S.

- Sutter, Ove: Erzählte Prekarität. Autobiographische Verhandlungen von Arbeit und Leben im Postfordismus. – Frankfurt am Main [u.a.]: Campus-Verl., 2013. – 382 S. – (Arbeit und Alltag; 7). – Teilw. zugl.: Wien, Univ., Diss., 2012
- Tattersall, Kerry R. J.: Regieren & Verlieren. Kaiser Karl, eine Herausforderung zum Frieden. Begleitbroschüre zur gleichnamigen Sonderausstellung im Erzherzog-Franz-Ferdinand-Museum und Gedenkstätte Schloß Artstetten. – Artstetten: Erzherzog-Franz-Ferdinand-Museum, 2014. – 60 S.
- Tauschek, Markus [Hrsg.]: Kulturen des Wettbewerbs. Formationen kompetitiver Logiken. – Münster [u.a.]: Waxmann, 2013. – 322 S. – (Kieler Studien zur Volkskunde und Kulturgeschichte; 10). – Beitr. überw. dt., teilw. engl. – Literaturangaben (Aus dem Inhalt: Timo Heimerdinger: Simply the Best. Elternschaft als kompetitive Praxis. 249–267)
- Tietmeyer, Elisabeth und Irene Ziehe [Hrsg.]: Museum – Forschung – Vernetzung. Symposium für Konrad Vanja am 21.12.2012. – Münster [u.a.]: Waxmann, 2013. – 113 S. – (Schriftenreihe Museum Europäischer Kulturen; 14). – Bibliogr. K. Vanja S. 103–106. (Inhalt: Elisabeth Tietmeyer, Einleitung. 7–9; Wolfgang Kaschuba, Welt-Anschauliches: Jedem sein Museum? 11–20; Wolfgang Brückner, Museum und Forschung. 21–28; Bärbel Kerkhoff-Hader, Schnittmengen von Interkulturalität. Theorierahmen und Museumspraxis. 29–40; Markus Bauer, Deutsches Kulturerbe im östlichen Europa – der Auftrag der Museen. 41–47; Alberto Milano, »BILD-IM-BILD«, Bild Druck Papier und die europäischen Populardrucke. 49–58; Nils-Arvid Bringéus, Bildlore als Forschungsprogramm. 59–66; Dominik Wunderlin, Europa und der Rest der Welt unter einem Museumsdach. 67–77; Ursula Röper: Religion im Museum – Chancen der Museen im interreligiösen Dialog? 79–88; Bettina Irina Reimers, Über biografische Verflechtungen und die archivarisches Verschwisterung des Museum Europäischer Kulturen und des Adolf-Reichwein-Archivs. 89–98; Karl Braun, Reflexionen. 99–102; Verzeichnis der Veröffentlichungen; Ausstellungen und Veranstaltungsreihen von und unter Konrad Vanja (Auswahl). 103–109)
- Tippelt, Werner: Das Ötscherland Trio. – Atzenbrugg: Volkskultur Niederösterreich, 2014. – 239 S. + 1 CD–Beil. – (MusikErleben; 6)
- Trockenmauern. Grundlagen, Bauanleitung, Bedeutung. Hrsg. v. Stiftung Umwelt-Einsatz Schweiz. Projektleitung: Marianne Hassenstein. – 1. Aufl. – Bern; Wien [u.a.]: Haupt, 2014. – 467 S. – Literaturangaben
- Tschegg, Kurt [Hrsg.]: Für Gott, Kaiser und Vaterland. Vorarlberg 1914–1918. – Feldkirch: Rheticus-Ges., 2014. – 294 S. – (Schriftenreihe der Rheticus-Gesellschaft; 62) – Literaturverz. S. 283 – 285 – Linksammlung S. 285–287
- Überlacker, Franz: Sonntagberg. Vom Hirtenraum zum Wallfahrtsort. – Atzenbrugg: Volkskultur Niederösterreich, 2014. – 256 S.
- Unterwiesing, Gisela: Der Umgang mit Geld als kulturelle Praxis. Eine qualitative Untersuchung in der gesellschaftlichen Mitte. – Zürich: Chronos, 2013. – 341 S. – (Zürcher Beiträge zur Alltagskultur; 20). – Zugl.: Zürich, Univ., Diss., 2010
- Vanja, Konrad [Hrsg.]: Tagungsband Basel 2013. – Münster [u.a.]: Waxmann, 2014. – 280 S. – (Arbeitskreis Bild, Druck, Papier; 18)
- Volkers, Imke [Hrsg.]: Böse Dinge. Eine Enzyklopädie des Ungeschmacks. – Berlin: Werkbundarchiv – Museum der Dinge, 2013. – 203 S. – (Schaukasten; 3)

- Weissengruber, Thekla [Red.]: Anton-Bruckner-Museum Anselden. Katalog anlässlich der Neueröffnung des Anton-Bruckner-Museums 2014. – Linz: Oberösterreich. Landesmuseum, 2014. – 39 S. – (Kataloge des Oberösterreichischen Landesmuseums; N.S., 156). – Literaturverz. S. 25
- Weith, Carmen: Alb-Glück. Zur Kulturtechnik der Naturerfahrung. – Tübingen: Tübinger Vereinigung für Volkskunde, 2014. – 264 S. – (Untersuchungen des Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen; 116). – Zugl.: Tübingen, Univ., Diss., 2012
- Wilson, Bee: Am Beispiel der Gabel. Eine Geschichte der Koch- und Esswerkzeuge. Aus dem Engl. von Laura Su Bischoff. – 1. Aufl. – Berlin: Insel-Verl., 2014. – 400 S. Literaturverz. S. 361–373. Literaturangaben
- Wölzl, Rainer [Ill.]: Bildgeschwader. Monotypien. Dieses Buch erscheint anlässlich der gleichnamigen Ausstellung in der Wienbibliothek im Rathaus; 13.6.–17.10.2014. – Wien: schwarz Edition, 2014. – 7 S., [112] Bl.
- Zander-Seidel, Jutta u.a. [Hrsg.]: Wege in die Moderne. Weltausstellungen, Medien und Musik im 19. Jahrhundert. Ausstellung im Germanischen Nationalmuseum, Nürnberg vom 27.3.–21.9.2014. Mit Beitr. von Gunhild Avitabile u.a. – Nürnberg: Verl. d. Germanischen Nationalmuseums, 2014. – 440 S. – (Ausstellungskataloge des Germanischen Nationalmuseums Nürnberg). – Literaturverz. S. 403–427
- Ziehe, Irene [Hrsg.]: Fotografie und Film im Archiv. Sammeln, bewahren, erforschen. – Münster [u.a.]: Waxmann, 2013. – 264 S. – (Visuelle Kultur; 6)

Internationale Zeitschriftenschau

- Werkstücke. Texte aus dem Institut für Populäre Kulturen. Band 5, 2014. Ein Sammelband zum Thema Handyfilme. Die Beiträge: Luc Hubeli: Die alltagskulturelle Bedeutung von Handyfilmen für ihre Produzenten. Ein qualitativer Zugang bei Swisscom-Lehrlingen. 13–36; Dominique Treskavec: Auf den zweiten Blick ... oder erst den dritten? Eine autoethnografische Reise von alltäglicher Dinglichkeit zum *Social* und *Technological Drama*. 37–68; Babette Bürgi u. Aurelia Ehrensperger: Eine Handyfilmmethnografie zu Körper- und Geschlechterverhandlungen bei Jungesellinnenabschieden. 69–104; Saskia Kremser: Hinter dem blau-weißen Fahnenmeer: »Doing Tabu« in der FCZ-Ultra-Szene. 105–136; Jakob Humm: Verhandelt wird: Jugendliche und ihr Umgang mit Handyvideos. 137–152.
- Zeitschrift für Volkskunde. 110. Jg., 2014, Heft 1: Gunther Hirschfelder: Kultur im Spannungsfeld von Tradition, Ökonomie und Globalisierung. Die Metamorphosen der Weihnachtsmärkte. 1–32; Silvy Chakkalakal: Lebendige Anschaulichkeit. Anthropologisierung der Sinne und der Erfahrungsbegriffe im 18. Jahrhundert. 33–64; Nils Grube und Gisela Welz: Inszenierte Vielfalt. Kulturanalysen neuer Veranstaltungsformate. 65–89; Marketa Spiritova: Performing Memories. Erinnerungspraktiken zwi-

schen Geschichtspolitik und Populärkultur am Beispiel Tschechiens. 91–111; Berichte, Rezensionen u. ein Nachruf auf Prof. Dr. Hans-Friedrich Foltin (1937–2013) von Ina Merkel.

Heft 2: Jörg Niewöhner: Ökologien der Stadt. Zur Ethnografie bio- und geopolitischer Praxis. 185–214; Jens Wietschorke: Urbane Volkstypen. Zur Folklorisierung der Stadt im 19. und frühen 20. Jahrhundert. 215–242; Silke Meyer: Was heißt Erzählen? Die Narrationsanalyse als hermeneutische Methode der Europäischen Ethnologie. 243–267; Sabine Eggmann: Forschen mit »Kultur« – Revisionen und Potenziale. 269–289.

Augsburger Volkskundliche Nachrichten. 20. Jg., 2014, Heft 1[38]. Unter dem Titel »Zwischen Tradition und Innovation: Museen und Ausstellungskonzepte« versammeln sich folgende drei Aufsätze. Karl Borromäus Murr und Michaela Breil: »Deutsche Strumpfdynastien. Maschen-Mode-Macher«. Überlegungen zum Konzept der Sonderausstellung im Staatlichen Textil- und Industriemuseum Augsburg 2014. 6–34; Tobias Brenner: Ein unbequemes Denkmal als Symbol der Befreiung. Halle 116 – ein Augsburger Museumsprojekt. 35–65; Lena Griefshammer: Stellst du noch aus oder bloggst du schon? Social Media in Museen. 66–100.

Historische Anthropologie. 22. Jg., 2014, Heft 1 mit dem Themenschwerpunkt *Trennende Verwandtschaft*.

Museum Aktuell. 2014, Nr. 212 mit dem Schwerpunkt *Museen in Österreich*. Unter vielen anderen Beiträgen ist hinzuweisen auf: Ingrid Weydemann und Michael Weese: Museum Fronfeste in Neumarkt am Wallersee – Das Programmmuseum. 29–32; Veronika Plöckinger-Walenta: Lehmabau im Museumsdorf Niedersulz. 56–57.

Jahrbuch des Österreichischen Volksliedwerkes. Band 63, 2014. Aus dem Inhalt: Konrad Köstlin: Volkskultur als Dialog: Migration, Ein- und Ausschlüsse, Vermittlungen. 17–29; Walter Deutsch: Nationale Volksmusiksammlungen in der k. u. k. Monarchie. 30–46; Regina Wonisch: Das Fremde im Eigenen. Historische und gegenwärtige Perspektiven auf Migrationsbewegungen. 47–57; Ulrike Kammerhofer-Aggermann: Heimat – Schachtel – Museum. Ein integratives Jugendprojekt in Salzburg. 58–69; Thekla Weissengruber: Goldhauben – Zlatare. Ein Ausstellungsprojekt des Oberösterreichischen Landesmuseums und der Österreichisch-Kroatischen Gesellschaft. 70–82; Bernhard Gamsjäger: Hochzeit türkischer MigrantInnen in St. Pölten. 83–96; Ursula Hemetek: »Kulturkontakt – Kulturkonflikt?« Erfahrungen und Reflexionen aus 25 Jahren ethnomusikologischer Minderheitenforschung in Österreich. 97–112; Ulrich Morgenstern: Grenzziehungen und Grenzüberschreitungen in Volksmusikulturen. 113–131.

Alltag, Kultur, Wissenschaft. Beiträge zur Europäischen Ethnologie/Volkskunde. 1.

Jg., 2014. Vormalis: Bayerische Blätter für Volkskunde. Diese neue Zeitschrift, herausgegeben von Burkhard Lauterbach, versammelt in ihrer ersten Ausgabe folgende Aufsätze. Ueli Gyr: Souvenirs. Erfahrungsträger im Spiegel diverser Forschungszugänge. 11–38; Sigrid Haller: Ein Schloss mit Flussblick. Ergebnisse eines studentischen Projektes zum »Phänomen der Liebesschlösser«. 39–49; Burkhard Lauterbach: »Découvrir Paris«. Kulturwissenschaftliche Anmerkungen zur touristischen Stadtbeschreibung. 51–86; Silke Meyer: Recht und Redlichkeit. Eine Einschätzung der deutschen Insolvenzordnung aus europäisch-ethnologischer Perspektive. 87–104; Raphael

- Reichel: Ruinentouristen im 21. Jahrhundert: Urban Explorer, Raumaneignung und Geschichte. 105–121; Markus Tauschek: Konkurrenzverhältnisse. Kulturwissenschaftliche Thesen zu Differenz und Homogenisierung in Wettbewerben. 123–136; Jens Wietschorke: »A Bit o'Colour«. Bürgerliche Konstruktionen von »Arbeiterkultur« und die kulturelle Logik des besseren Lebens im frühen 20. Jahrhundert. 137–165.
- Bayerisches Jahrbuch für Volkskunde. 2014. Beiträge: Annika Risse: Die Königin der/ im Herzen. Lady Diana Spencer im Spiegel einer Privatsammlung. 13–23; Doreen Thieke: »...weil ich mich mit denen so geplagt hab!« Ein Beitrag zur Bedeutung des Sammelns. 25–32; Birgit Friedel und Daniela Sandner: Sachlich fundiert, unterhaltsam präsentiert, nährisch garniert. Das Deutsche Fastnachtmuseum Kitzingen. 33–41; Klaus Reder und Birgit Speckle: Ad fontes! Die Datenbanken und Digitalisate der Heimatpflege des Bezirks Unterfranken. 43–51; Stefanie Bock: Außenansichten unterfränkischer Dorfwirtshäuser und Dorfbläden der 1950er bis 1970er Jahre. 53–70; Walter Pötzl: Die Aktivitäten des (heiligen) Joseph im gotischen Weihnachtsbild. Kalendarien, Legenden, mündliche Überlieferungen, Lieder sowie Spiele und ihre Rezeption im Bild. 71–119; [Nachruf von] Heidi Christ: »Wir müssen immer lernen, zuletzt auch noch sterben lernen«. Zum Gedenken an Prof. Dr. Marianne Bröcker (1936–2013). [Überdies ein sehr nützliches] Gesamtinhaltsverzeichnis der Aufsätze und kleineren Beiträge des Bayerischen Jahrbuchs für Volkskunde 1950–2014. 124–154.
- Signa Iuris. Beiträge zur Rechtsikonographie, Rechtsarchäologie und rechtlichen Volkskunde. Band 13, 2014. Aus dem Inhalt: Dieter Pötschke: Der Erfurter Römer auf dem Fischmarkt – vom Hl. Martin zum Roland. 207–223; Herbert Schempf: Zur Ikonographie des Hl. Ivo. 253–271; Clausdieter Schott: »Bürger und Bauer scheidet nichts als ein Zaun und eine Mauer« – (Studie zu einem Rechtsspruchwort. 273–292.)
- Kuckuck. Notizen zur Alltagskultur. 29. Jg., 2014, Heft 1 zum Thema Ordnung.
- Augsburger Volkskundliche Nachrichten. 20. Jg., 2014, Heft 2. Versammelt sind folgende Aufsätze zum Thema Mahlzeit. Michael Philipp: Humanistische Diätetik im Fürstenspiegel des Konrad Heresbach. 6–27; Andrea Göser: Happy Meal?! Die gemeinsame Mahlzeit und ihre soziale Bedeutung. 28–49; David Würtemberger: Burger-Boom. 50–67; Sebastian Hillesheim: Slow Food: Massenbewegung oder Genießer-Club? 68–86; Stephanie Weise: Containern: Essen aus der Mülltonne. Lässt sich eine Umsetzung des Phänomens auch mit dem Augsburger Müll realisieren? 87–105.
- Der Bundschuh. Schriftenreihe des Museums Innviertler Volkskundehaus. Band 17 (2014). Aus dem Inhalt: Claudia Peschel-Wacha: »Gerstensaft gibt Muth und Kraft!« 46–50.

Verzeichnis der Autorinnen und Autoren

Priv.-Doz. Dr. Jochen Bonz
 Institut für Geschichtswissenschaften
 und Europäische Ethnologie
 Fach Europäische Ethnologie
 Universität Innsbruck
 Innrain 52d
 6020 Innsbruck
 joachim.bonz@uibk.ac.at

Mag.^a Anna Jank
 Zahnradbahnstraße 2/1/3
 1190 Wien
 anna.jankp@th@yahoo.de

Univ.-Prof. Dr. Konrad Köstlin em.
 Institut für Europäische Ethnologie
 Universität Wien
 Hanuschgasse 3
 1010 Wien
 konrad.koestlin@univie.ac.at

tit. Univ. Prof. Dr. Dieter Kramer
 Unterstraße 8
 56348 Dörscheid
 Kramer.doerscheid@web.de

Dr. Konrad Kuhn
 Seminar für Kulturwissenschaft
 /Europäische Ethnologie
 Universität Basel
 4051 Basel
 Spalenvorstadt 2
 konrad.kuhn@unibas.ch

Dr. Herbert Nikitsch
 Institut für Europäische Ethnologie
 Universität Wien
 Hanuschgasse 3
 1010 Wien
 herbert.nikitsch@univie.ac.at

Dr. Roswitha Orač-Stipperger
 Volkskundemuseum
 Paulustorgasse 11–13a
 8010 Graz
 roswitha.orac-stipperger@museum-joanneum.at

Mag.^a Kathrin Pallestrang
 Österreichisches Museum für Volkskunde
 Laudongasse 15–19
 1080 Wien
 kathrin.pallestrang@volkskundemuseum.at

Dr. Claudia Peschel-Wacha
 Österreichisches Museum für Volkskunde
 Laudongasse 15–19
 1080 Wien
 claudia.peschel-wacha@volkskundemuseum.at

Mag.^a Magdalena Puchberger
 Institut für Europäische Ethnologie
 Universität Wien
 Hanuschgasse 3
 1010 Wien
 magdalena.puchberger@univie.ac.at

Univ.-Prof. Dr. Gilles Reckinger
 Institut für Geschichtswissenschaften
 und Europäische Ethnologie
 Fach Europäische Ethnologie
 Universität Innsbruck
 Innrain 52d
 6020 Innsbruck
 gilles.reckinger@uibk.ac.at

Dr. Ansgar Reiß
 Bayerisches Armeemuseum
 Paradeplatz 4
 85049 Ingolstadt
 info@armeemuseum.de

Prof. Dr. Johanna Rolshoven
Institut für Volkskunde und
Kulturanthropologie
Universität Graz
8010 Graz
Attemsgasse 25/I
johanna.rolshoven@uni-graz.at

Dipl. Kfm. Patrick Schlarb
Feuerbachstraße 25
60325 Frankfurt am Main
patrick.schlarb@t-online.de

Dr. Peter Strasser
Department für Bauen und Umwelt
Zentrum für Baukulturelles Erbe,
Donau-Universität Krems
Dr.-Karl-Dorrek-Straße 30
3500 Krems an der Donau
peter.strasser@donau-uni.ac.at

Nina Szogs MA
Institut für Europäische Ethnologie
Universität Wien
Hanuschgasse 3
1010 Wien
nina.szogs@univie.ac.at

Prof. Dr. Bernhard Tschofen
Universität Zürich
ISEK – Institut für Sozialanthropologie
und Empirische Kulturwissenschaft
- Populäre Kulturen -
Affolternstrasse 56
8050 Zürich-Oerlikon
bernhard.tschofen@uzh.ch

L'ubica Voľanská (Herzánová), Mgr., PhD
Institute of Ethnology, Slovak Academy
of Sciences
Klemensova 19
813 64 Bratislava 1
lubica.herzanova@savba.sk

Impressum

Österreichische Zeitschrift für Volkskunde

Gegründet 1895

Im Auftrag des Vereins herausgegeben von Timo Heimerdinger, Konrad Köstlin,
Johanna Rolshoven, Margot Schindler, Brigitta Schmidt-Lauber

Anschriften der Redaktionen

Aufsätze, Mitteilungen und Chronik:

Birgit Johler, Verein für Volkskunde,
c/o Österreichisches Museum für Volkskunde,
Laudongasse 15–19, 1080 Wien

Rezensionen:

Herbert Nikitsch, Institut für Europäische Ethnologie,
Universität Wien, Hanuschgasse 3, 1010 Wien
Johann Verhovsek, Institut für Volkskunde und Kulturanthropologie,
Karl-Franzens-Universität Graz, Attemsgasse 25/I, 8010 Graz

Bezug

Verein für Volkskunde, Österreichisches Museum für Volkskunde,
Laudongasse 15–19, 1080 Wien

AU ISSN 0029-9668

Jahresbezugspreis € 38,–

für Mitglieder des Vereins für Volkskunde € 26,– (plus Versandkosten)

Bankverbindung: Erste Bank, IBAN AT212011128810111600, BIC GIBAATWW

Eigentümer, Herausgeber und Verleger

Verein für Volkskunde, Laudongasse 15–19, 1080 Wien

www.volkskundemuseum.at, verein@volkskundemuseum.at

Layout und Satz: Lisa Ifsits, Druck: Novographic, Wien